UNIVERSITY
OF
TORONTO
LIBRARY

LG.H.
M6134g

Gestalten und Probleme

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

von

Richard M. Meyer

202557
3. 5. 26

Berlin
Georg Bondi
1905

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

Germany

Drei verehrten Meistern in Bonn:

Hermann Hüffer

Carl Justi

Hermann Usener

in Dankbarkeit gewidmet.

Ich wenigstens weiß keine höhere Aufgabe als:
das Große begreifen zu lernen.

Feuchtersleben.

Vorwort.

Ich habe zwiſchen dieſen Aufſätzen eine äußere Gleichartigkeit deshalb nicht herſtellen wollen, weil ſie auch der Anlage nach verſchieden geartet ſind. Deshalb habe ich bei dem einleitenden Vortrag die Anmerkungen fortgelaſſen oder in den Text eingearbeitet, die ſeine erſte Veröffentlichung (in den Schriften der Volkswirtſchaftlichen Geſellſchaft zu Berlin 1894) begleiteten. Ebenſo blieb die Literaturangabe fort, die dem Artikel „Fontane“ in der Allgemeinen Deutſchen Biographie folgt. Dagegen habe ich in „Deutſchland iſt Hamlet“ die Zitate abſichtlich in der Form belaſſen, die dieſe Arbeit in der „Zeitſchrift für vergleichende Literaturgeſchichte“ hatte, um dem künftigen Verfaſſer des erwünſchten Buches „Geſchichte Hamlets in Deutſchland“ einigen Vorſchub zu leiſten. — Für die Erlaubnis, die drei angeführten Aufſätze hier vor Ablauf der geſetzlichen Friſt wieder abdrucken zu laſſen, ſpreche ich den Herren Herausgebern und Verlegern der betreffenden Zeitſchriften meinen Dank aus.

Es macht mir Vergnügen, darauf hinweiſen zu können, daß einige Forderungen und Verkündigungen des Aufſatzes „Geiſtige Arbeit“ inzwiſchen erfüllt worden ſind; dahin rechne ich die nun auch in Deutſchland eingebürgerten volkstümlichen Hochſchulkurſe und die Internationale Vereinigung der Akademien.

Allerheiligen, 2. September 1904.

Inhalt.

Einleitung.

Seite

1. Betrieb und Organisation der wissenschaftlichen Arbeit 1

Goethe.

2. Goethe als Psycholog 56
3. Goethes Art zu arbeiten 84
4. Goethe in Venedig 118
5. J. P. Eckermann 131

Romantik.

6. Der Dichter des „Romanzero" 151
7. Wolfgang Menzel 164
8. Heinrich Leo 181

Übergangszeit.

9. Bogumil Goltz 189
10. Ernst v. Feuchtersleben 195

Neue Tendenzen.

11. Theodor Fontane 203
12. Emile Zola 215
13. Friedrich Nietzsche 223

Allgemeines.

14. Vitalis und seine Genossen 246
15. Die Ahnen der „Familie Buchholz" 253
16. Deutschland ist Hamlet 265
17. Zur Entwicklungsgeschichte des Tagebuchs 281
18. Die Grenzen des Irrtums 299

Betrieb und Organisation der wissenschaftlichen Arbeit.

Und alles ist Frucht, und alles ist Samen.

Wir pflegen den Begriff der „Volkswirtschaft" für gewöhnlich nur auf Produktion und Konsumtion der materiellen Dinge zu beziehen, und sicherlich liegt hier der Schwerpunkt der Volksernährung. Indes bleibt es ein ewig wahres Wort, daß der Mensch nicht vom Brot allein lebt; und wie der Mensch, so das Volk. Auch Religion, Kunst, Wissenschaft gehören zum täglichen Brot, mag auch die Ration dem einzelnen oder der Gesamtheit noch so karg zugemessen sein. Wo aber immer eine Versorgung des ganzen Volkes in Frage steht, da liegt ein volkswirtschaftliches Problem vor. Es ist ja auch wiederholt schon in diesem Sinne das Thema erörtert worden, wie insbesondere Kunst und Wissen möglichst weiten Kreisen in zweckmäßiger Weise zugeführt werden können; und die Frage wird täglich dringender, seitdem unter dem Einfluß mannigfacher Zeitrichtungen das Bedürfnis nach geistiger Nahrung überall gestiegen ist. Praktische Probleme dieser Art sind aber nicht unsere diesmalige Aufgabe; wir wollen bloß einen kurzen Überblick über die Geschichte eines einzelnen Teils der geistigen Volksernährung geben. Betrieb und Organisation der geistigen und speziell der wissenschaftlichen Arbeit sollen in ihren Hauptzügen vorgeführt und die herrschenden Tendenzen der Entwicklung und der Gegenwart knapp charakterisiert werden.

Hieraus ergibt sich von selbst die Gliederung unseres Vortrags. Wir haben erstens die Entwicklung und zweitens den gegenwärtigen Stand zu schildern, wobei wir beidemal Betrieb

und Organisation gesondert betrachten wollen. Bei dem Umfang des Themas versteht es sich von selbst, daß wir nirgends erschöpfen, meist nur andeuten können.

Eine theoretische Erörterung über Aufgabe und beste Anlage der wissenschaftlichen Arbeit im einzelnen und ganzen liegt uns fern. Wir dürfen hierfür auf berühmte Werke verweisen, aus deren langer Reihe wir nur Schellings „Methode des akademischen Studiums" und Diltheys „Einleitung in die Geisteswissenschaften" nennen wollen. Hier wird dagegen nur eine Beschreibung der tatsächlichen Verhältnisse angestrebt, die ein gelegentliches Streifen des Wünschenswerten ja nicht ganz ausschließt. Ebenso werden wir Analogien mit der Nationalökonomie im eigentlichen Sinne weder systematisch aufsuchen, noch, wo sie sich zwanglos ergeben, vermeiden.

I. Entwicklung.

1. Entwicklung des Betriebes der geistigen Arbeit.

Stellen wir uns geistige Arbeit in ihren allerallgemeinsten Grundzügen vor, so werden wir sie am besten definieren als das Bemühen, Beobachtungen in eine dauernde Form zu bringen. Diese Definition paßt ebensogut auf die (der technischen Ausführung vorangehende) geistige Arbeit des Künstlers, der aus Eindrücken eine Idealgestalt schafft, wie auf die komplizierte Formel, in der ein Astronom eine Summe von Beobachtungen kondensiert. Sie bringt ferner die beiden Hauptelemente der geistigen Arbeit zum Ausdruck: auf dem Zufluß der Beobachtungen beruht wesentlich der Fortschritt, auf der Bewahrung der dauernden Form wesentlich die Kontinuität der geistigen Arbeit. (Wesentlich, nicht ganz; denn die Kontinuität wird zum Teil ebenfalls durch die Beobachtung verbürgt, soweit diese sich auf dauernde Tatsachen bezieht; und der Fortschritt wird großenteils durch Neubearbeitung der Form auch ohne Zutritt frischer Beobachtungen erreicht.) Und drittens birgt unsere Definition den Vorteil, daß sie die Analogie der

geistigen mit jeder anderen Arbeit deutlich hervortreten läßt — eine Analogie, die insbesondere Ernst Kapp in seinen „Grundlinien einer Philosophie der Technik" (Braunschweig 1877) betont und ausgeführt hat. Ein Wilder macht zufällig die Beobachtung, daß ein Stein zum Klopfen bessere Dienste tut, wenn er an einem Stiel sitzt, oder James Watt beobachtet zufällig, wie der Dampf einen Gefäßdeckel hebt. In der Konstruktion des Hammers oder der Dampfmaschine erhalten diese Beobachtungen eine praktische Unsterblichkeit. Genau so enthält etwa die chemische Formel „Wasser = H^2O" eine Summe von Beobachtungen über die Zusammensetzung des Wassers in unverlierbarer Form.

Das Grundprinzip aller geistigen Arbeit ist also die Bearbeitung von Beobachtungen. Beobachtungen — zunächst vorzugsweise aus der Außenwelt, ziemlich früh auch aus dem innern Leben des Menschen entnommen — bilden das Rohmaterial, dem als Produkt für die allgemeine Konsumtion die brauchbare Formel abgewonnen werden muß.

Versetzen wir uns nur in die Lage unserer Urureltern. Wehrlos, waffenlos, wegelos stehen sie in einem unentwirrbaren Urwald vor Tatsachen. Das kleine Gestrüpp der täglichen Vorgänge — Hunger, Durst, Sonnenaufgang und Sonnenuntergang, wilde Tiere und fremde Menschen — verwirrt und hemmt ihre Schritte noch ungleich mehr als die hochragenden Riesenbäume der großen Erscheinungen — Jahreszeiten, Pest und Überschwemmung, Verschiedenheit der Klimata. Die ungeheure Aufgabe, Wege durch diesen auch heut nicht ganz gelichteten Urwald zu bahnen, konnte natürlich nur der vereinten Anstrengung von Stämmen, Generationen, Jahrtausenden gelingen. Wie früh diese Arbeitsvereinigung einsetzte, werden wir im nächsten Abschnitt zu betrachten haben; jetzt fragen wir nach der Tätigkeit des einzelnen. Wir wissen sehr wohl, daß dieser sogenannte „einzelne" eine Abstraktion ist, so gut wie Thünens „Isolierter Staat"; aber als Hilfskonstruktion ist diese Abstraktion nicht zu entbehren. Seit wir historisch denken gelernt haben, sind jene „ersten Menschen" verschwunden, mit denen das Zeitalter der Aufklärung zu operieren liebte: Rousseaus „erster König" hat so wenig existiert, wie Geßners „erster Schiffer", denn als die

Zeit reif war, gab es gleich eine Reihe von Königen, von Schiffern, von Priestern, von Gelehrten. Es hat also auch nicht einen Prometheus gegeben, der das Feuer erfand, das verzehrend, erwärmend, nährend die Welt unter dem Namen „geistige Arbeit" durchleuchtet. Dennoch muß der Versuch gestattet sein, uns von dem Betrieb dieser Tätigkeit durch den einzelnen von der ältesten Zeit her bis auf die Gegenwart ein Bild zu machen.

Daß der Urmensch auf Beobachtungen nicht systematisch ausging, versteht sich von selbst; er hatte Mühe genug, sich ihres Andringens zu erwehren. Dennoch mußten gewisse Erscheinungen ihn ziemlich früh zu einem Sammeln der Beobachtungen zwingen. Der Urmensch lebt vom Tag in den Tag; in dem absoluten Mangel einer Zeitperspektive erkennen Forscher wie Vierkandt (Natur- und Kulturvölker, Leipzig 1896) und Bücher (Arbeit und Rhythmus, Leipzig 1896) den grundlegenden Unterschied zwischen Natur- und Kulturvölkern. Der Wilde dachte kaum an gestern und nie an morgen. Aber gewisse Erinnerungen legt ihm schon die Sorge für heute ans Herz. Er ist soeben mit genauer Mühe den Angriffen eines Tigers entronnen, hat sein Weib mit furchtbarer Anstrengung vor dem Raubversuch eines Fremden (das ist für die Urzeit dasselbe Wort wie „eines Feindes") geschützt. Spuren, die auf wilde Tiere oder fremde Menschen deuten, wird er beachten. Nicht minder Spuren, die zu einer Quelle, einem Fruchtbaum, einer wärmenden Höhle führen. Damit ist der Anfang gegeben zu der Eigenschaft, die für alle Zeit die Herrscherin geistiger Arbeit bleibt: zu der Aufmerksamkeit. Er fängt an, Tatsachen einer bestimmten Kategorie zu sammeln; er beginnt sie zu ordnen, indem er vergleicht. Er unterscheidet: dies ist nicht die Fußspur eines Tigers. Er identifiziert: dies ist das Rascheln im Laub, das ich gestern hörte. Und damit ist er auf dem Wege, der dazu führt, in dem Observatorium auf dem Vesuv die Vorboten eines vulkanischen Ausbruchs festzustellen.

Aber freilich hat er erst den allerersten Schritt auf diesem Wege getan. Soweit kommt auch schon das Tier; selbst niedrig stehende Tiere, wie die Schnecke, bringen es schon zu einer gewissen Erfahrung in solchen Dingen. Nun aber kommt das Neue. Der Mensch vermag seine Erfahrung zu überliefern, und

das kann das Tier nicht. Zwar eine gewisse Tradition vermögen wir auch den Haustieren anzuerziehen. Der Abkömmling einer langen Ahnenreihe von zur Fuchsjagd verwandten Jagdhunden erbt eine gewisse Disposition, die ihm das Lernen erleichtert. Im wesentlichen muß er dennoch ganz von neuem anfangen. Nicht so der Mensch. Die Überlieferung einer Summe von Beobachtungen in dauernder Form (wie sie zustande kommt, werden wir bald sehen) erspart ihm jegliche eigene Tätigkeit in dieser Richtung. Die nächste Generation übernimmt schon eine ganze Menge von Tatsachen in bearbeiteter Form. Der Urwald ist schon in bestimmten Richtungen gangbar geworden. Wo die erste Generation nur einzelne Beobachtungen sammelte, sammelt die nächste bereits Beobachtungsreihen, Formeln, die zahlreiche Beobachtungen zusammenfassen. Denken wir sie uns so elementar wie möglich: wo du fünf solche Krallen im Boden siehst, ist ein Tiger in der Nähe. Das ist eine rein praktische Anleitung; aber sie ist durch geistige Arbeit gewonnen, durch Sammeln und Vergleichen, Unterscheiden und Gleichsetzen.

Eine derartige Errungenschaft ist doch nicht zu unterschätzen. Es gibt Völker, die nicht weit über solche wissenschaftliche Hausarbeit herausgekommen sind; die Indianer z. B. Und dann: wir haben hier schon im Keim, was dauernd die ganze Entwicklung charakterisiert. Wir haben in der Vergleichung der Fußspuren des Tigers mit denen irgendeines unschädlichen Tieres den ersten Versuch einer *Methode*; wir haben in der Überlieferung der Kennzeichen ein erstes Beispiel der *Ansammlung kondensierter Arbeit*.

Der letztere Punkt ist von ungemeiner Bedeutung. Besonders *Mach* hat es in seinen glänzenden populär-wissenschaftlichen Vorlesungen immer wieder betont, welche Bedeutung der ökonomischen Natur der Forschung zukommt: „Die wissenschaftliche Mitteilung enthält stets die Beschreibung, d. i. die Nachbildung einer Erfahrung in Gedanken, welche Erfahrung *ersetzen* und demnach *ersparen* soll. Die Arbeit des Unterrichts und des Lernens selbst wieder zu sparen, entsteht die zusammenfassende Beschreibung. Nichts anderes sind die Naturgesetze." „Man wird keinen Widerspruch erheben, wenn wir sagen, die elementarste wie die höchste Mathematik sei ökonomisch

geordnete, für den Gebrauch bereitliegende Zählerfahrung." „Physik ist ökonomisch geordnete Erfahrung. Nicht nur die Übersicht des schon Erworbenen wird durch diese Ordnung ermöglicht, auch die Lücken und wünschenswerten Ergänzungen treten wie in einer guten Wirtschaft klar hervor." Indem einmal festgestellte Beobachtungen in dem Behältnis einer Formel deponiert werden, entzieht man sie der Schädigung durch die verwischende, trübende Zeit und hält sie zu jedesmaliger Benutzung bereit. Es wird den Folgenden möglich, ihre Mühe auf andere Punkte zu richten. Nur indem jede Generation auf den von der vorigen gelegten Steinschichten weiterbaut, werden die Riesenpyramiden der Forschung möglich.

Dazu kommt aber ein weiteres, wie ich schon anführte: der Beginn einer Methode. Jede Formulierung einer Reihe von Tatsachen wird zum Muster und Ansporn weiterer Formulierungen. Es entsteht allmählich eine Übung, die das Sammeln, das Vergleichen, das Unterscheiden mit zunehmender Schnelligkeit und Sicherheit funktionieren läßt. Diese Übung macht sich praktisch geltend in dem für die Wissenschaft unberechenbar wertvollen Hilfsmittel der Analogieschlüsse. Ehe ich noch über einen Punkt Erfahrungen gesammelt habe, schließe ich aus einer Ähnlichkeit mit früheren Erfahrungen. Der Neger sieht etwa ein Tier, dessen Physiognomie, Haltung, Gesamteindruck in seinen im Beobachten nun schon geübten Sinnen die Erinnerung an den Tiger wachruft. Er kann sich darin täuschen; aber er kann sehr wohl auch mit seinem Analogieschluß das richtige treffen, wenn er (unbewußt) argumentiert: Da dies Tier dem Tiger ähnlich sieht, wird es auch ein Raubtier sein.

Damit ist also eine weitere Vereinfachung eingetreten. Bei der Formulierung mußten die Einzelbeobachtungen doch einmal, das erstemal, gemacht werden, nur für die Generation der Erben fielen sie fort. Bei dem Analogieschluß fallen sie überhaupt fort: unser Urmensch hat gar keine Erfahrungen über das Raubtier gesammelt und keine von seinen Vorfahren ererbt; er überträgt einfach auf das neue Phänomen seine Erfahrungen an einer früheren Erscheinung.

Ist die Analogie aus der Übung herausgewachsen, so ver-

binden sich allmählich beide: es entsteht eine Übung im Analogieschluß. Genau genommen gibt es ja überhaupt nur Analogieschlüsse, da ganz dieselbe Beobachtung nie wiederkehrt: die Tatzen desselben Tigers hinterlassen in demselben Boden nicht zweimal die gleiche Spur, sondern nur sehr ähnliche Spuren. Die Oberflächlichkeit, mit der wir dennoch von Gleichheit reden, ist ein Bedürfnis, ein Bedürfnis unserer geistigen Organisation Ohne diese Vereinfachung wäre eben ein Zusammenfassen mehrerer Tatsachen nie möglich. Wir sagen wohl: sie sehen sich ähnlich wie ein Ei dem andern. Jede Köchin weiß aber, daß jedes Ei anders aussieht. Wir abstrahieren davon und müssen die beiden Eier als identisch ansehen, weil sonst keine dauernde Form der Beobachtung möglich wäre; diese beruht ja darauf, daß wir die zusammengefaßten Objekte als gleichartig ansehen. Aber hierin beruht, von allem Anfang an, eine Entfernung der Wissenschaft vom Leben, des Denkens von der Erfahrung.

Es ist also nicht zu verwundern, daß die erste Übung in Analogieschlüssen neben großartigen Treffern ungeheuerliche Nieten zeitigt. Solange der Urmensch sich noch auf praktischem Boden bewegt, wird zwar die Erfahrung oft seine falschen Schlüsse korrigieren. Freilich nicht immer; was wir „Aberglauben" nennen, ist fast stets nur ein durch Jahrhunderte festgehaltener falscher Analogieschluß. Während das Blut aus meiner Nase auf zwei kreuzförmig gelegte Strohhalme tropft, hört das Nasenbluten *zufällig* auf; während ich einen blutenden Arm umschnüre, hört das Bluten *infolge dieser Operation* auf. Das Volk wirft beides zusammen: aus der blutstillenden Wirkung der Abschließung der Adern, schließt es auf die blutstillende Wirkung des Strohkreuzes. — Aber hier kann doch immerhin die Erfahrung verhältnismäßig leicht den falschen Schluß berichtigen. Anders steht es, wo sie zunächst oder dauernd ausgeschlossen ist. Und das gilt für alle geistige Arbeit, die vom praktischen Boden entfernt ist, für alle „rein geistige" Arbeit also, für die Anfänge der eigentlichen Wissenschaft.

Wie diese Anfänge mit denen anderer großer Geistestätigkeiten, wie vor allem die Anfänge von Wissenschaft und Kunst zusammenhängen, das können wir hier nicht erörtern. Aber ein großes Beispiel für diese Epoche des Betriebes geistiger Arbeit

anzuführen, sei gestattet. Auf Verallgemeinerung einer Erfahrung durch Analogieschlüsse beruht die Personifikation, die Sprache, Mythologie, Philosophie, Religion der Urzeit durchdringt. Wir pflegen zu sagen: die alten Hellenen oder Germanen hätten die Welt durch Personifikation poetisch umgestaltet. Nichts kann irreführender sein. Poetische Absicht lag hier ganz fern; es liegt eine wissenschaftliche Tat vor, eine großartige, nur zu bestimmt ausgesprochene Hypothese. Die Menschen entdeckten an sich und den Tieren, mit denen sie zu tun hatten, ein Etwas, das Steinen, Erdklumpen, aber auch Leichen fehlte. Es war die Fähigkeit, sich zu bewegen. Unser „erster Denker" kam zu dem Schluß: was sich bewegt, ist unsersgleichen. Was sich bewegt, lebt. Menschen und Tiere leben; aber auch Bäume und Flüsse, Sonne und Mond leben — denn sie bewegen sich. Der Stein lebt nicht. Der tote Mensch lebt nicht. (Ja, uns ist das eine Tautologie; aber einmal war es neue Erfahrung.) Und so ergab sich die Personifikation als Ergebnis eines umfassenden Analogieschlusses.

Das sind die Urepochen des wissenschaftlichen Betriebs: Sammeln von Beobachtungen — Analogieschlüsse — Verallgemeinerung der Analogieschlüsse. All das sind erst Vorbedingungen für den Beginn einer wirklichen Wissenschaft. Jede Wissenschaft setzt schon einen reichlichen Vorrat an formulierten Beobachtungen, Analogien, Verallgemeinerungen voraus. Wissenschaft ist nicht mehr Bearbeitung von empirischem Rohmaterial, sondern immer bereits Weiterverarbeitung von schon bearbeitetem Wissensstoff. Die ältesten Wissenschaften, die wir kennen, sind Philosophie, Mathematik und Astronomie, Medizin und Botanik, Grammatik, Jurisprudenz. Ihren ältesten Stadien ist längst ein Sammeln, Sichten, Formulieren von Einzeltatsachen vorausgegangen. Eine Wissenschaft aber beginnt erst mit dem Auftauchen theoretischer Ideen. Eine theoretische Idee ist eine solche, die nicht aus der Betrachtung der Einzeltatsachen, sondern erst aus der Betrachtung der diesen abgewonnenen Formulierungen entsteht. Sie beschränkt sich nicht auf vorhandene Beobachtungen, sondern ergänzt diese aus einer gewissen Divination heraus durch die Forderung neuer, erst nur noch vorausgesetzter Tatsachen.

Ein Analogieschluß noch so weitgreifender Art, eine Verallgemeinerung, umfasse sie auch (wie die Idee der sogenannten „Personifikation") das halbe Weltall — das sind immer noch bloße Formulierungen von Beobachtungen, wirklich gemachten oder vorausgesetzten. Die theoretische Idee entsteht, um es prägnant auszudrücken, nicht aus der Beobachtung der Tatsachen, sondern aus der Beobachtung der Beobachtungen. Ein denkender Geist sammelt, sichtet, ordnet nicht mehr Tatsachen, sondern formulierte Beobachtungen. Sie schließen sich ihm zu einem Ganzen zusammen. Er hat den Eindruck einer wohlgefügten Gesamtordnung. Hier oder da entdeckt er Lücken, die er, lediglich aus dem Gesamteindruck heraus, ergänzt. Damit gibt er theoretische Ideen. In diesem Augenblick entsteht eine Wissenschaft.

Aus der theoretischen Idee erwächst die wissenschaftliche Methode, erwachsen die beiden großen Werkzeuge „Experiment" und „statistisches Verfahren"; aus der theoretischen Idee erwächst das Ineinandergreifen der Wissenschaften, erwächst der Wunderbau der geistigen Gesamtarbeit an der Lösung der Welträtsel.

Ein berühmtes Beispiel einer uralten theoretischen Idee ist die „Harmonie der Sphären", wie die Pythagoräer sie lehrten. Sie kann uns veranschaulichen, worin eine solche „theoretische Idee", bei aller Verwandtschaft mit verallgemeinernden Analogieschlüssen, sich von diesen dennoch im Kern unterscheidet. — Pythagoras hatte entdeckt, daß die Tonhöhe von der Länge der schwingenden Säule abhängig war. Wie kam er darauf? Durch Zufall, wird man antworten. Wohl; er mag zufällig den Steg so verschoben haben, daß der Ton doppelte Höhe erhielt. Daß er das beobachtete, daß er darauf aufmerksam wurde, ist erklärlich nur durch das *latente Vorhandensein einer theoretischen Idee*. Unausgesprochen, unklar mußte schon vorher ihm die Vorstellung beherrschen: die Zahl regiert alle Dinge. So steht es mit den berühmten „Zufällen" in der Wissenschaft ausnahmslos, mit Galileis Kronleuchter von Pisa, mit Newtons fallendem Apfel, mit dem geborstenen Schädel, den Goethe fand. Wenn also *Gomperz* meint, Pythagoras habe seine schöne Entdeckung nun über alle Phänomene hin ver-

allgemeinert, so widerspreche ich nicht; nur glaube ich, daß für diese Entdeckung selbst jenes nunmehr erst laut ausgesprochene Dogma „die Zahl regiert alle Dinge", unter der Schwelle des Bewußtseins schlummernd, Vorbedingung war. Der alte Meister hatte die bisherigen Ergebnisse der Forschung nachdenklich verglichen. Treffend und irrend hatte man zahlreiche Fälle schon gesammelt, in denen die Zahl eine große Rolle spielte. In der Mythologie (worauf auch Gomperz verweist) herrschen heilige Zahlen; jede dritte Welle, behaupten die Schiffer, ist stärker als die beiden vorhergehenden und folgenden; es gibt eine bestimmte Anzahl von Tönen, Völkern, Gestirnen. Aber daß die Zahl selbst dabei wesentlich sei, das hatte noch niemand ausgesprochen. Das war das Neue, das war die theoretische Idee. Und nun führt die Vorahnung, daß alles in der Welt von der Zahl beherrscht sei, ebensogut zu dem glänzenden Experiment mit dem Monochord wie zu der mystischen Phantasie, daß die rhythmischen Verhältnisse des Weltalls sogar als hörbare Musik zum Ausdruck kämen.

Die theoretische Idee ist also Vorbedingung für das Experiment: das Experiment ist die künstliche Herstellung gesuchter Beobachtungen. Die theoretische Idee ist Vorbedingung für das statistische Verfahren: das statistische Verfahren ist die künstliche Sammlung geforderter Beobachtungen.

Man kann sagen, daß von da ab das methodische Verfahren der Wissenschaft sich zwar vervollkommnet, aber nicht mehr im Wesen verändert hat.

Die wichtigsten wissenschaftlichen Fortschritte sind nicht durch neue Beobachtungen, sondern durch neue theoretische Ideen veranlaßt worden. In diesem Sinne hat man mit vollkommenem Recht von dem „Ideal" gesprochen, das dem Forscher (wie dem Künstler) leitend vorschwebt. Helmholtz hat über Goethes „Vorahnung naturwissenschaftlicher Ideen" gesprochen und noch deutlicher hat sein großer Lehrer, Johannes Müller, erklärt, wie Goethe als Dichter und als Forscher gleich groß sein konnte: „Wundern wir uns nicht, wenn einer und derselbe das Größte in beiden Richtungen erreicht hat. Nur durch eine nach der erkannten Idee des lebendigen Wechsels wirkende *plastische Imagination* entdeckte Goethe die Metamorphose

der Pflanzen, eben darauf beruhten seine Fortschritte in der vergleichenden „Anatomie und seine höchst geistige, ja künstlerische Auffassung dieser Wissenschaft". Dieses Ideal ist aber nichts, was haltlos in der Luft schwebt: es ist eine unbewußt, mit dem sichern Takt des Genies, aus der bisherigen Kenntnis gezogene Gesamtvorstellung.

Dies gilt insbesondere auch von der Technik des Entdeckens. „Der Zustand des Entdeckers", sagt Mach nach W. James, „ist nicht unähnlich der Situation desjenigen, der sich auf etwas Vergessenes zu besinnen sucht. Beide fühlen eine Lücke, kennen aber nur ungefähr die Natur des Vermißten." In der Tat ist ja das Entdecken ungemein häufig ein Wiederfinden. Lange vor Kolumbus sprach man von einem Goldlande im Orient — es war schon einmal entdeckt worden, jetzt aber hatte man nur noch die Vorstellung, es müsse da etwas sein. Man denke an eine der berühmtesten neueren Großtaten wissenschaftlicher Art: an Leverriers Entdeckung des Planeten Neptun. Daß der französische Astronom genau berechnen konnte, wo der hypothetische Planet stände, der die Rechnungen störte, war groß; aber vorausgegangen war eine allgemeine Idee von der Anordnung der Gestirne, ohne die er gar nicht auf seine Hypothese gekommen wäre. „Alles, was wir Erfinden, Entdecken im höhern Sinne nennen," sagt Goethe (Sprüche in Prosa N. 903), „ist die bedeutende Ausübung, Betätigung eines originalen Wahrheitsgefühls, das, im stillen längst ausgebildet, unversehens mit Blitzesschnelle zu einer fruchtbaren Erkenntnis führt."

Dies „originale Wahrheitsgefühl" oder, wie es Goethe sonst noch (im Gespräch mit Eckermann 26. Februar 1824) nennt, diese „Antezipation aller Erfahrung", ist nun aber wesentlich ästhetisch geartet: der wissenschaftliche Takt besteht in dem Vorgefühl einer gewissen künstlerisch abgerundeten Gesamtordnung. Ist ja doch im Grunde schon der Begriff der „Ordnung" selbst ästhetischer Natur. „Jedes neue Gesetz, jede neue Hypothese," sagt, mit geringer Übertreibung, ein geistreicher Denker, R. Kralik, „ist aus ästhetischer Anschauung heraus angeregt worden." Daher finden wir auch gewisse rhythmische Figuren in der Fortbildung der Wissenschaften ungemein fruchtbar benutzt. Eine unerschöpfliche Fundgrube für das Auffinden neuer Tatsachen

und Gesetze ist die Symmetrie. Stellt die Grammatik etwa Auslautgesetze auf, d. h. Formeln für die besondere Behandlung der Schlußsilben, so kann es nicht ausbleiben, daß man früher oder später auch nach Anlautgesetzen sucht, d. h. Beobachtungen sammelt und formuliert, die eine besondere Behandlung der Anfangssilben darzutun scheinen. Und wiederum: hat man konsonantische Auslautgesetze entdeckt, so sucht man fast unwillkürlich auch vokalische auf. — Ähnlich wirkt die Figur des Chiasmus anregend, aber leicht auch zur Künstelei verführend. Hat die historische Kritik festgestellt, daß der vielgescholtene König Friedrich Wilhelm I. große Verdienste besaß, so fühlt der Geschichtsschreiber sich leicht zu dem Experiment gereizt, der vielgepriesene König Friedrich II. habe im Grunde gar nicht so Außerordentliches vollbracht. — Drittens wirkt die Figur des Rhythmus selbst heuristisch. So ist W. Scherer zu seiner bekannten Einteilung der deutschen Literaturgeschichte in regelmäßige Perioden von gleicher Dauer wesentlich mit durch die Freude an dem gleichmäßigen Rhythmus der so geschilderten Entwicklung bestimmt worden. Ich kann diese Einteilung im ganzen nicht für richtig halten, muß aber doch zugestehen, daß die theoretische Idee, hier oder dort seien Höhen, Tiefen, Umschwungspunkte, den großen Forscher zu Entdeckungen geführt hat, die ihm sonst vielleicht entgangen wären. — Die allerhäufigste Figur aber ist die der Steigerung. Das Behagen an starken pathetischen Ausdrücken, aber auch die Freude an glatten, ausnahmslos gleichartigen Flächen verführt nicht bloß Schüler, ihren Meister im Ausdruck zu überbieten, sondern läßt auch selbständige Denker leicht zu dem bedenklichen Superlativ greifen (H. v. Sybel, Vorträge und Abhandlungen München und Leipzig 1897, S. 150: „Noch mehr als früher enthielt Sybel sich der Superlative; in seiner Abneigung gegen sie hatte ihn, wie er einem Freunde mitteilte, eine Äußerung Bismarcks bestärkt gegen den ‚Latinismus des nicht vergleichenden, sondern absoluten Superlativs; in neun Fällen von zehn vermindert er die Wirkung und reizt den Leser zum Widerspruch'"). Hat man die byzantinische Periode von den schlimmsten Vorwürfen gereinigt, so findet sich bald auch etwa ein Gelehrter, der sie für eine Glanz- und Blütezeit ausgibt. Manche wissenschaftliche

Dogmen, wie vielleicht das von der „Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze“ (wenigstens in gewissen extremen Interpretationen), sind lediglich aus der Steigerung erkannter Wahrheiten entstanden.

Natürlich wirkt die ästhetische Anschauung nicht in allen Wissenschaften gleich stark. Eine Disziplin, die es vorzugsweise mit unsymmetrischen Gebilden zu tun hat, wie z. B. die Philologie, wird ihren Ausschreitungen leichter widerstehen als etwa die Astronomie, die jahrhundertelang unter dem Bann eines künstlerisch abgerundeten Arrangements litt. Am größten ist die Gefahr natürlich in der „Wissenschaft vom Schönen“ selbst. Es ist daher kein Wunder, wenn die Ästhetik auch heut noch zaudert, von der eurhythmischen Treppenordnung ihrer Dichtungsgattungen Abschied zu nehmen; haben doch früher anmutige Wortgruppierungen wie, daß die Malerei eine stumme Poesie und die Poesie eine redende Malerei sei, oder die Architektur eine gefrorene Musik, ganze Zeitalter hypnotisieren können.

Die theoretische Idee ist also, wir wiederholen es, immer wesentlich ästhetischer Natur. Mit anderen Worten: jede Zeit strebt ein künstlerisch wohlgefälliges Gesamtbild auch der wissenschaftlichen Tatsachen an. Was nun aber „wohlgefällig“, „künstlerisch wohlgefällig“ sei, darüber urteilt nahezu jede Zeit anders. Und hiermit ist nun wieder ein sehr wichtiger Punkt gegeben: der dauernde Zusammenhang der wissenschaftlichen Auffassung mit der allgemeinen Zeitströmung. (K. Lamprecht, Individualität, Idee und sozialpsychische Kraft in der Geschichte, Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik XIII S. 880 f. S. 890: „Demnach läßt sich sagen: jedes dieser Zeitalter wird gekennzeichnet durch einen ganz bestimmten gemeinsamen Habitus der in ihm lebendigen gesamtpsychischen Kräfte, wie sie sich in Wirtschaft und Recht, in Kunst und Wissenschaft, in Glaube und Kultus, wie in jeglicher Äußerung der Kultur aussprechen; und jedes dieser Zeitalter geht langsam, in bestimmter Regel und in einer notwendigen Reihenfolge in ein darauf folgendes über.“) Frühere Epochen z. B. haben in jeder Form die Einzelherrschaft bevorzugt; damals bauten die Maler ihr Bild mit einer bestimmten Hierarchie der Punkte auf, machten mit Lionardo die symbolische Pyramide zum Schema

der Zeichnung oder sammelten mit Corregio alles Licht in einem Punkte; damals vertraute die Wissenschaft unbedingt auf die ausschlaggebende Wirkung bestimmter kanonischer Sätze aus Bibel oder Corpus iuris, denen jeder widersprechende Satz untergeordnet wurde. Heut sind wir demokratischer geartet; da suchen die Maler ein völliges Gleichgewicht der Farben und Töne herzustellen, da will Ihering durch Sammlung und Vergleichung zahlreicher Stellen den eigentlichen Geist des römischen Rechts ermitteln. Der alte Vico, der Begründer der Völkerpsychologie, zitierte für jeden Autor einen „luogo d'oro", einen klassischen Ausspruch; wir suchen durch vollständige Sammlung und statistische Bearbeitung aller Aussprüche die Meinung herauszudestillieren.

Nirgends handelt es sich hier um ein Spiel mit Analogien oder Symbolen; sondern die herrschende Grundanschauung macht sich auf jedem Gebiet in seiner Weise geltend. Sie beeinflußt nicht nur die wissenschaftliche Gesamtauffassung, sondern auch die Deutung jeder Einzelheit. In einer ungemein lehrreichen Schrift hat Laban nachgewiesen, wie in denselben antiken Kopf die verschiedenen Perioden erst einen optimistischen, dann einen pessimistischen, endlich einen ganz realistischen Gemütsausdruck gelegt haben. Ähnlich hat Sauer dargetan, wie die vorgefaßte Meinung von der Herrlichkeit eines antiken Überrestes sogar das Erkennen von kleinen Einzelheiten hinderte: weil der Torso von Belvedere als unerreichtes Meisterwerk galt, mußte er auch mindestens den Herakles vorstellen, und weil er den Herakles vorstellen mußte, wurde das Widderfell als Löwenfell angesehen. „Es ist die Natur einer Hypothese," sagt Lawrence Sterne, „wenn sie einmal von jemandem angenommen worden, daß sie sich alles als ihre eigene Nahrung aneignet, und von ihrer Entstehung an wird sie gemeiniglich durch eine jede Sache, die wir sehen, hören, lesen oder verstehen, immer stärker."

Bei dieser drückenden Herrschaft, die die Gesamtanschauung über die Einzeltatsachen ausübt, können Fehler leicht verjähren, falsche Analogien sich festigen, irreführende Methoden sich einbürgern. Man wollte Gold finden, man war von der Wandlungsfähigkeit aller Elemente überzeugt — und somit blieb man

bei der Alchemie trotz aller schlimmen Erfahrungen. Der Primat des Willens über den Intellekt, den Schopenhauer so eifrig behauptete, wird in der Geschichte der Wissenschaft überall sichtbar. Liberale Epochen finden in der Weltgeschichte überall Beweise für die Schädlichkeit jeder konservativen Richtung, konservative umgekehrt. Fromme Epochen entnehmen der Naturgeschichte ebensoviel Ruhmestitel für Gottes Güte, wie skeptisch oder atheistisch angelegte Anklagen gegen die verfehlte Welteinrichtung. Und immer spiegelt sich das in jeder Kleinigkeit ab.

Man kann daher allerdings von einem ununterbrochenen Fortschritt der Wissenschaft nicht reden. Daß eine Disziplin sich mit so wunderbarer Folgerichtigkeit entwickelt, wie die Astronomie, das ist seltenste Ausnahme; und sogar hier hat Tycho de Brahe einen kurzen Rückschritt eingeschaltet. Dagegen haben Elektrizität, Optik, Magnetismus „lange Epochen überaus schwacher Entwicklung gehabt". Goethe meint sogar, „daß nicht allein die Individuen, sondern ganze Jahrhunderte von Irrtum zur Wahrheit, von der Wahrheit zum Irrtum sich in einem stetigen Kreise bewegen," weil Denken und Einsicht mit der zunehmenden Erfahrung nicht Schritt halten. Noch skeptischer äußert sich Isolde Kurz über den „Fortschritt der Wissenschaft":

Worte abschätzen,
Andre an ihre Stelle setzen,
Immer sich dreh'n vor verschlossenen Türen —
Das nennt man die Wissenschaft vorwärts führen.

Aber diese Schilderung gilt glücklicherweise nur für die Perioden der Stagnation. Die treten allerdings überall ein. Sie treten ein, sobald jene uralte, von uns schon früher berührte Gefahr nicht sorgfältig vermieden wird: die Gefahr, daß sich die Abstraktion vom Leben, die Formulierung von der Beobachtung, die Wissenschaft von den Tatsachen zu weit entfernen. Auch diese Perioden wissenschaftlichen Erstarrens stehen nicht allein: sie pflegen in Zeiten politischer und künstlerischer Mattigkeit zu fallen. Um das Jahr 1860, als das politische Leben überall daniederlag, geriet z. B. die Anthropologie „in eine handwerksmäßige Methode. Ohne die Schädelformen sonst weiter zu studieren, stellte man die Messungsergebnisse zusammen und ver-

glich nun nicht Schädel, sondern Indices". Und in ebenderselben Zeit hatte der große Philolog Moriz Haupt sich „gegen den Gebrauch von terminis technicis statt der wirklichen Erklärung" zu verwahren. Solche üble Routine kann auch wohl ganz festwurzeln; wie denn die mittelalterliche Scholastik über Definitionen und Formeln die Wirklichkeit verträumt hat. Aber schließlich kommt doch ein Anstoß, er wird zum Sturm — e pur si muove! Dann geschieht zweierlei: die alten Irrtümer werden beseitigt, die alten Denkgewohnheiten werden umgebildet.

„Von dem Neuen, von dem Ungewöhnlichen, von dem Unverstandenen geht aller Reiz zur Umbildung der Gedanken aus." Die alten Tatsachen werden nun einmal in herkömmlicher Weise ausgelegt; kaum kommt da einer auf die Idee, zu neuern. Nun aber kommen solche Tatsachen, die noch nicht beobachtet worden, auf die die Routine noch nicht angewandt war. Nötig ist freilich immer, daß die Zeit reif ist, daß eine Reformation sich schon vorbereitet. Auf Perioden, die „das Ziel erreicht, das Prinzip gefunden zu haben" glauben, folgen skeptische Zeiten. Nicht bloß in der Philosophie, in jeder Wissenschaft „wiederholen sich die Epochen, die wir alle selber durchmachen. Wir sind Sensualisten, solange wir Kinder sind; Idealisten, wenn wir lieben und in dem geliebten Gegenstand Eigenschaften lieben, die nicht eigentlich darin sind; die Liebe wankt, wir zweifeln an der Treue und sind Skeptiker, ehe wir es glauben". (Goethe an Eckermann 17. Februar 1829.) Nun gibt ein einzelner Fund den Anlaß, und es folgt eine allgemeine Revision. So ist von den Pfahlbaufunden eine Revision der gesamten Anthropologie und Ethnologie ausgegangen, aber der Zweifel an der bisherigen, stagnierenden Theorie ging vorher. Nun aber entsteht in besonders reifen Forschern der Konflikt mit der Überlieferung: „Wir stehen mit der Überlieferung beständig im Kampfe . . .", sagt Goethe in der Geschichte der Farbenlehre. „Der Konflikt des Individuums mit der unmittelbaren Erfahrung und der mittelbaren Überlieferung ist eigentlich die Geschichte der Wissenschaften."

Es beginnt also die schwere, aber nötige Arbeit des Einreißens. „Es ist überhaupt ein großes Vorurteil des allgemeinen Publikums," sagt K. E. v. Baer, „die Wissenschaft habe nur

immer aufzubauen; sie hat oft viel mehr einzureißen, als sie an die Stelle setzen kann ... Es ist viel mehr Arbeit darauf verwendet worden, die Meinung, die Eingeweidewürmer erzeugten sich ohne Fortpflanzung, zu bekämpfen, als es gekostet hatte, sie in Gang zu bringen." Methodisch, prinzipiell ist aber der Betrieb der geistigen Arbeit hier von denjenigen produzierenden Epochen in nichts verschieden. Eine theoretische Idee, die Vorstellung des organischen, breiten, allmählichen Wachstums aller großen Lebensäußerungen, führte J. Grimm zu dem Aufbau der deutschen Grammatik auf der Basis vollständiger Beschreibung und Deutung des Materials; eine theoretische Idee, die Annahme der Ausnahmslosigkeit aller Lautgesetze, brachte Carl Verner zu der Entdeckung gewisser Akzentwirkungen, die die „Ausnahmen" der germanischen Lautverschiebung erklärten. Ganz ebenso hat aber auch eine theoretische Idee, die von der inneren Einheit und Bedingtheit jeder literarischen oder künstlerischen Leistung, Niebuhr und Mommsen dazu geleitet, mit dem Fabelwust der altrömischen Geschichte aufzuräumen, ganz ebenso hat eine theoretische Idee, die von der unzerstörbaren Kontinuität aller Entwicklung, Henle und Virchow dahin gebracht, die gläubig fortgeführten Beispiele für eine angebliche generatio aequivoca zu beseitigen. Immer führt das wissenschaftlich ästhetische Ideal des einzelnen den Fortschritt herbei; immer aber ist dies nur der klare, deutlichere Auszug aus den Bestrebungen und Vorahnungen der ganzen Zeit.

Durch diesen Kampf der neuen Ideale mit den zur Herrschaft gelangten alten Meinungen wird nun jede Wissenschaft, nach Goethes Wort (in den Tag- und Jahresheften), „wie jede menschliche Anstalt und Einrichtung eine ungeheure Kombination von Wahrem und Falschem, von Freiwilligem und Notwendigem, von Gesundem und Krankhaftem." Dazu kommt noch bei dem starken Einfluß des Völkerverkehrs auf die Wissenschaft der Import fremder Meinungen, Behauptungen, vermeintlicher Beobachtungen neben richtigen Bemerkungen; dazu kommt ferner, durch den zunehmenden historischen Betrieb, das Aufspüren älterer, schon vergessener Ansichten, Dogmen, richtiger oder falscher Beobachtungen. Durch diese fortwährende Bewegung des gleichsam in einem ungeheuren Kessel brodelnden

und siedenden Wissensstoffes, wird nun aber nicht bloß die Kritik der Einzeltatsachen und Einzelprobleme angeregt, sondern, was wichtiger und einflußreicher ist, die Kritik der Gesamtauffassung. Von dem Neuen, von der einzelnen befremdenden Tatsache geht, wie wir schon mit Mach aussprachen, allemal der Reiz zur Umbildung der Gedanken aus; durchsetzen kann sich diese aber erst dann, wenn die Mischung heterogener Bestandteile im Durchschnittswissen so grell geworden ist, daß sie Heilung fordert. Es ist hier wie überall. Eine ganz gehörige Quantität veralteter Anschauungen und Forderungen kann sich z. B. im politischen Leben, im Gesetzwesen, in der Schule neben neuen Anschauungen und Forderungen erhalten; wird aber der Gegensatz gar zu schroff, werden die neuen Ansprüche als gar zu unvereinbar mit den alten Einrichtungen empfunden, dann läßt sich eine Reformation oder gar eine Revolution nicht länger aufhalten. Einer spricht zuerst aus, was vielen vorschwebt — oder vielmehr auch hier gibt es viele „Erste", die das Wort finden; und viele folgen, bis zuletzt allen selbstverständlich erscheint, woran früher niemand dachte. Genau so steht es beim Betrieb der geistigen Arbeit. Der ästhetisch-wissenschaftliche Sinn fühlt sich durch das buntscheckige Nebeneinander von Alt und Neu, Falsch und Richtig, Fremd und Eigen verletzt und dringt auf eine neue Grundanschauung. Und so werden neue theoretische Ideen geboren. Wieder nicht nur in einem Kopf: auch in verschiedenen Gärten, sagt Goethe in seinem prächtigen Aufsatz „Meteore des literarischen Himmels", fallen zu gleicher Zeit die Äpfel zu Boden; zuletzt wird die neue Idee geradezu unvermeidlich. Es geht dann mit der Arbeit der gesamten Forscher einer Disziplin genau so wie sonst mit der des einzelnen: „von vielen Wegen rückt alles gleichsam auf einen Punkt zusammen" und plötzlich schließt das Ganze zu einem neuen Gebilde zusammen, kristallisiert sich zu einem neuen Grundgedanken. Und so entsteht langsam zuerst, dann mit wachsender Schnelligkeit, eine Umbildung und Anpassung im wissenschaftlichen Denken; worüber Mach mit gewohnter Meisterschaft gehandelt hat. Es ist dabei sehr wohl möglich, daß der Bahnbrecher selbst sich zuerst seiner umformenden Neuerungen nicht bewußt ist, wie das z. B. Helmholtz von sich bezeugt: „Meine

Arbeiten waren nach meinem eigenen Bewußtsein einfach folgerichtige Anwendungen der in der Wissenschaft entwickelten experimentellen und mathematischen Methoden gewesen, die durch leicht gefundene Modifikationen dem jedesmaligen besonderen Zwecke angepaßt werden konnten. Meine Kommilitonen und Freunde, die sich, wie ich selbst, der physikalischen Seite der Physiologie gewidmet hatten, leisteten nicht minder überraschende Dinge." Es ist aber ebensogut möglich, daß der Reformator die Tragweite seiner neuen Ideen genau kennt, wie z. B. Kant seine Umgestaltung der Philosophie mit den Leistungen des Kopernikus für die Umbildung der Weltanschauung verglichen hat. Es können mehrere gleichzeitig, die einen durch angestrengtes Suchen, die anderen mehr nur durch geniales Finden, die neue Idee aussprechen, wie das z. B. bei dem Gesetz der Erhaltung der Kraft der Fall gewesen zu sein scheint; oder es kann eine theoretische Idee, die erst nur gleichsam spielend ausgesprochen wird, plötzlich einen neuen Inhalt durch Vertiefung erhalten, wie z. B. Haeckels „biogenetisches Grundgesetz", wonach der einzelne dieselbe Entwicklung durchmacht wie die ganze Spezies, lange vor Haeckel und Meckel von Lessing ausgesprochen, von Herder und Goethe wiederholt worden ist.

Das scheinbare, oft bestaunte Wunder solcher Wiederholungen, solchen Zusammenfassens, solchen plötzlichen Hervorbrechens lange vorbereiteter Ideen ist im Grunde, wir wiederholen es, nicht wunderbarer, als der Fund, der dem einzelnen gelingt. Auch dem Einzelnen begegnet es, daß er eine Idee zuerst gleichsam im Spiel ausspricht, die erst später für ihn vollen Ernst gewinnt; auch ihm begegnet es, daß er plötzlich das gesuchte Wort in alten, längst verkramten Aufzeichnungen von seiner eigenen Hand wiederfindet und nun erst in seiner ganzen Bedeutung würdigt (hat doch Platon alles Finden für ein Wiederfinden, alles Erkennen für ein Wiedererkennen erklärt); auch ihm begegnet es, daß die lange gesuchten Beweise ihm eines Tages von allen Seiten in den Schoß regnen. Dies alles erklärt sich aber aus der Natur der geistigen Arbeit selbst. Jede wissenschaftliche Frage ist, wie man öfters ausgeführt hat, eine Regeldetri-Aufgabe: je genauer wir die bekannten Posten der Gleichung beschauen, desto näher rücken wir der Erkenntnis der Unbe-

kannten. Ob es sich um eine Einzelfrage oder um eine grundlegende Hauptfrage handelt, macht wiederum keinen Unterschied. Ist die Chronik des Dino Compagni echt oder unecht? Läßt sich die menschliche Entwicklung auf bestimmt zu formulierende Gesetze zurückführen oder nicht? Hier wie dort beruht die schließlich gelingende Lösung der Frage (die, wir wissen es, niemals eine endgültige, für alle Ewigkeit unerschütterliche Antwort ist) auf der Konvergenz zweier Reihen von Beobachtungen. Wir haben in einem Fall die allgemeine Reihe von Beobachtungen und Kriterien der Echtheit und Unechtheit, und die spezielle Reihe von Beobachtungen über die Eigenart der italienischen Chroniken des Mittelalters. Wir haben im anderen Fall die allgemeine Reihe von Beobachtungen über den Begriff des „Gesetzes", und die spezielle Reihe von Beobachtungen über die Weltgeschichte, über Analogien und Verschiedenheiten innerhalb der menschlichen Entwicklung. Je stärker beide Reihen ausgebildet sind, desto unausbleiblicher ist der Moment, desto näher ist die Stunde, in der sie kombiniert werden — und mit ihrer Kombination ist die für den dermaligen Stand der Forschung genügende und vorerst unantastbare Antwort auf jene Fragen gegeben.

Jede solche Tatsachenreihe ist eine elektrisch geladene Wolke. Der Wind treibt sie zusammen, unaufhaltsam — und die Entladung erfolgt unter Blitz und Donner. Der wissenschaftliche Betrieb aber in seiner unablässigen Kraft ist der Sturm, der sie aneinander jagt. Und die Wissenschaft ist es, von der überhaupt jenes Epigramm auf Franklin gilt:

Eripuit cœlo fulmen sceptrumque tyrannis.

2. Entwicklung der Organisation der geistigen Arbeit.

Wir haben darzustellen versucht, wie in den verschiedenen Epochen sich der Betrieb geistiger Arbeit durch den einzelnen darstellt. Aber wir hoben gleich hervor, daß dieser „einzelne" eine Fiktion ist, so mythologisch wie nur irgend Prometheus oder Deukalion. In Wirklichkeit ist der einzelne immer nur ein Teil des Ganzen, ein Mitarbeiter in jenem Heere, das sich einen

Weg bahnt durch den Urwald der Tatsachen. Die Hauptarbeit tut die Gesamtheit. Die Organisation der geistigen Arbeit ist uralt, uralt wie die Anfänge der menschlichen Gesellschaft selbst. Ja, sie war vielleicht der erste Anfang aller menschlichen Gesellschaft. Denn nichts war der Urzeit unabweisbareres Bedürfnis, als sich zu einigen über die täglich sie bedrängenden Erscheinungen. Um den Nachbar zum Schutz vor Feinden zu rufen, die Frau zum belebenden Quell zu lenken, den Genossen zum Bau der Hütte zu bringen, war die Anerkennung einer Anzahl gesicherter, dauernd geprägter Formen nötig. Wohl hat Noiré umgekehrt die Sprache erst aus der Geselligkeit entstehen lassen wollen, aus dem Zeichen- und Lautaustausch gemeinsam arbeitender Gruppen, und Max Müller hat sich ihm angeschlossen; unbegreiflich bleibt es doch, wie eine organisierte gemeinschaftliche Arbeit ohne Sprache überhaupt zustande kommen sollte. Denn eine gewisse Möglichkeit der Mitteilung setzt sogar die Gruppenarbeit der Ameisen oder Bienen schon voraus, und ein gewisses System gemeinverständlicher Zeichen besitzt auch der Vogel oder das Raubtier in Lock- und Warnungsrufen. Die Henne holt ihre Küchlein zum Futter, die Löwin ruft den Löwen zum Schutz der Jungen herbei: die ersten Anfänge der Sprache reichen tief in die Anfänge der Intelligenz herab. Die Sprache ist nicht ein Ergebnis der menschlichen Organisation, sondern deren wichtigste Vorbedingung; und ohne die Eigenart der menschlichen Sprache wäre die Sonderstellung der Menschen unter den Geschöpfen undenkbar. Diese Eigenart aber besteht in nichts sonst als darin, daß die Sprache des Menschen angesammelte, verdichtete geistige Arbeit ist. Hierauf beruht unsere Entwicklung. „Die theoretische Natur des Menschen," sagt einer unserer tiefsinnigsten Sprachforscher, Lazarus Geiger, „ist es, was ihn so groß gemacht hat."

Vergegenwärtigen wir uns noch einmal die Stellung der Menschheit in dem urzeitlichen Chaos der Tatsachen. Jeden Augenblick dringt auf jeden einzelnen eine Fülle von Tatsachen ein. Alle Sinne sind belagert von Geräuschen, Gesichtswahrnehmungen, Gerüchen, Geschmacks- und ganz besonders Tastempfindungen. Was nun aber das Wichtigste ist, — jeder dieser Millionen Eindrücke ist zunächst völlig isoliert. Es führt noch

keine Brücke herüber von dem Geräusch, das der klappernde Schnabel des Raben verursacht, zu den Tönen, die der Brust der Nachtigall entquellen; ja auch nur das Singen zweier Nachtigallen, ja sogar die durch eine Pause unterbrochenen beiden sich unmittelbar folgenden Gesangstücke desselben Vogels weiß man nicht zusammenzufassen. Man kann noch nichts, als das einzelne Faktum reproduzieren. Das geschieht wohl auf mannigfache Weise; schwerlich hat irgendeine Theorie über den Ursprung der Sprache allein recht. Die Lautnachahmung, der z. B. Max Müller den größten Raum gewährt, hatte ihren Anteil; die symbolische Nachbildung der Gesichtswahrnehmung, auf die L. Geigers Theorie führt, einen anderen; die Wiederholung unwillkürlicher Begleitlaute — des Schreckensrufes, der abwehrenden Interjektion usw. — die Darwins Buch über den Ausdruck der Gesichtsbewegungen beachten lehrte, hat einen weiteren großen Anteil. Als sicher darf man aussprechen, daß die älteste menschliche Rede (was frühere Erörterungen vielfach übersahen) noch nicht reine Lautsprache war, sondern aus Lauten, Lautverbindungen, Gesten und andeutenden Handlungen, mimischer Reproduktion innerer Gemütszustände sich zusammensetzte. Laut- und Gebärdensprache helfen sich gegenseitig aus, wie noch heut in Resten bei südländischen Völkern, bei dem ungebildeten Mann aus dem Volk. Wie aber immer das sei, jedenfalls besteht die älteste Sprache in einem noch ungeordneten Wust von Reproduktionen einzelner Eindrücke. Für die häufigsten und wichtigsten setzen sich allmählich unter den vielen, den zahllosen Versuchen der Reproduktion einzelne durch; gerade dieser unartikulierte Laut zur Bezeichnung des Schreckens, gerade diese abwehrende Geste zur Andeutung einer ablehnenden Haltung. Von Begriffen, von Worten oder Sätzen ist noch keine Rede. Aber ein Vorrat von gemeinverständlichen Ausdrücken bildet sich so aus. Die geistige Arbeit der Urmenschen schafft für die nötigsten Beobachtungen dauernde Formulierungen. Jetzt ist es nicht mehr nötig, gerade das Gefühl des Hungers, das eben in den Eingeweiden des Negers wütet, mühsam durch verzerrte Gesichtsmuskeln, durch ein Hindeuten auf den hohlen Magen oder die kahlen Fruchtbäume, durch einen hohlen Schrei zu symbolisieren: ein für allemal ist ein Symbol gegeben, ein bequemes

und, was die Hauptsache ist, sicheres Ausdrucksmittel. Das ist der erste Akt in der Organisation der geistigen Arbeit: ein Vorrat an gemeinverständlichen Ausdrucksmitteln ist geschaffen. Es ist dieselbe Tat im großen, die, unendlich kleiner, sich bei der Herstellung jeder wissenschaftlichen Terminologie, bei jeder Einigung über Kunstworte z. B. der Anatomie wiederholt.

Erst jetzt beginnt die eigentliche Schöpfung der Sprache. Denn eine „Sprache" ist der bloße Vorrat von Ausdrucksmitteln noch nicht. Den besitzen, wie wir sehen, schon die höher organisierten Tiere. Und auch das niedrigste, wildeste, unkultivierteste Volk besitzt unendlich mehr. Auch der tierischste Menschenstamm hat für die Organisation der geistigen Arbeit schon ein Ungeheures geleistet: er hat jenen Vorrat zu einer wirklichen Sprache ausgebildet. Er hat die isoliert, berührungslos nebeneinanderliegenden Ausdrucksmittel organisiert. Und dies geschieht durch die Einführung von Gemeinbegriffen. Wie die Wissenschaft durch das Aufkommen theoretischer Ideen, so wird die Sprache durch das Durchdringen von Gemeinbegriffen gekennzeichnet. Es entstehen Ausdrücke, die nicht mehr eine einzelne Beobachtung reproduzieren oder symbolisieren, sondern ganze Beobachtungsreihen. Sie entstehen wieder durch Analogie und Verallgemeinerung. Ein „Wort", wenn man diesen Ausdruck schon anwenden darf, das ursprünglich nur etwa das Brüllen des wilden Büffels wiedergab, wird nun für jedes tosende Geräusch verwandt: für Donner, Meer, Sturm, Kriegslärm, Murren einer Volksmenge, und erst recht für das Brüllen auch des Löwen und Rosses. All diese Geräusche lassen sich ja mit dem Brüllen des Stieres wirklich vergleichen und als poetische „Metapher" ist auch uns das brüllende Meer oder der brüllende Sturm noch geläufig. Indem aber nur eine begrenzte Zahl von lauten Geräuschen unter diesen verallgemeinerten Begriff zusammengefaßt wird, findet gleichzeitig eine Unterscheidung statt, die diese lauten Geräusche etwa von dem Krächzen des Raben, von dem Heulen des Wolfes, von dem Krachen einer brennenden Hütte, von dem Poltern eines herunterfausenden Steinblockes unterscheidet. Und so ist mit Vergleichen und Unterscheiden die geistige Arbeit des einheit-

lichen Benennens geleistet, geleistet nicht durch einen, sondern durch Tausende, die vergleichen und unterscheiden, prüfen und akzeptieren, überliefern und bewahren. Es ist ein Haupt gesetzt über tausend Einzelerscheinungen, eine Ordnung gemacht in dem Heer der Phänomene, ein Anfang gemacht zur Orientierung über den gesamten Tatsachenvorrat des Lebens und der Welt.

Es würde zu weit führen, versuchten wir hier des weiteren auseinanderzusetzen, wie an diesen Anfang sich weitere Schritte schließen: an die Herausbildung eines Systems von Gemeinbegriffen die Entwicklung ihrer gemeinverständlichen Verknüpfung — mit anderen Worten: an die Schöpfung eines „Wortschatzes" die einer „Flexion". Es handelt sich auch hier um den gleichen Vorgang: durch Analogie und Unterscheidung wird für eine ganze Beobachtungsreihe ein dauernder, einheitlicher, gemeinverständlicher Ausdruck geschaffen. So ist z. B. der Pluralis lediglich die äußere Anerkennung der Beobachtung, daß ich eine Anzahl gleichartiger Erscheinungen mit einem gemeinsamen Namen belegen kann. Statt zu sagen: „ein Feind und noch ein Feind und noch ein Feind", sage ich summarisch „Feinde". Damit ist das einer bestimmten Anzahl von Personen Gemeinsame und sie von anderen Unterscheidende kurz und ausreichend bezeichnet. Aber welche Arbeit war nötig, ehe diese Abstraktion möglich war, die den großen, roten, plumpen Mann und den kleinen, schwarzen, schleichenden und den dicken, blonden fast unbeweglichen, unter einen Gesichtspunkt zusammenfaßte! Es ist nichts anderes, als was Linné mit seiner Klassifikation für die großen Naturreiche leistete: es ist eine wissenschaftliche Großtat ohnegleichen, was hier in dunkeln Vorzeiten geschah. Am erstaunlichsten tritt diese gewaltige Arbeitsteilung in der wunderbaren Schöpfung eines Zahlensystems und einer Zählmethode hervor — der erstaunlichsten Leistung menschlicher durchdachter Technik, die die Kulturgeschichte kennt.

So war der zweite Akt vollendet: die Ausbildung der Sprache. Ungeheures war damit für die Organistion der geistigen Arbeit geleistet. Eine Maschine war geschaffen, so mächtig, daß sie sich das Weltall untertänig machen konnte, und so leicht zu handhaben, daß jedes Kind sie spielend gebrauchen lernt. Gegeben war damit erstens und vor allem ein unverlierbarer

Schatz von angesammelten Kenntnissen; denn jedes „Wort", jede Benennung gibt ja Kunde von einer Beobachtung, jede Flexion von einem typischen Verhältnis. Gegeben war zweitens ein bestimmtes Maß anerkannter Grundsätze; von den vielen Möglichkeiten einer Benennung wird eine als charakteristisch akzeptiert, der Wolf etwa nicht der „Heuler", nicht der „Waldgänger", nicht die „Grauhaut" genannt, sondern der „Zerreißer". Man nennt das (seit W. v. Humboldt) die „innere Sprachform". Gegeben ist drittens ein unendlich verfeinerungsfähiges Werkzeug und zugleich gleichsam die Anweisung, wie es weiter zu vervollkommnen sei: durch immer schärferes Unterscheiden, immer umfassenderes Vergleichen.

Mit diesem Werkzeug ausgestattet, konnte das Volk der Urzeit an eine neue große Gesamtarbeit gehen. Ein Schatz von Beobachtungen war für alle Zeit gesichert; der Mensch hatte die Arbeit des Schöpfers wiederholt, das Licht von der Finsternis, das Feste vom Unfesten gesondert und allen Dingen Namen gegeben nach der Eigenart wie der Adam der Bibel. Und nun machte der rastlose Eifer der Menschheit sich an eine neue Tat. Hinter der sichtbaren Welt entdeckte er die unsichtbare. Nach den Tatsachen suchte, sammelte, sichtete er Erklärungen, Gesetze. Ihm genügte es nicht mehr, die Folge zweier Tatsachen zu beobachten, er wollte ihre Verknüpfung kennen. Der einzelne riet und sann, die anderen halfen, billigten, verwarfen; Hunderte gingen auf denselben Pfad. So entstand ein neuer geistiger Gesamtbesitz: ein Vorrat an Erklärungen, Hypothesen, Behauptungen. Weshalb stirbt der Mensch? Die lange Reihe von Beobachtungen, die das eine Verbum „sterben" zusammenfaßt, schrie nach Erklärung. Man gab allerlei Ursachen an: das Leben ist aus ihm entwichen wie der Wein aus einem umgestürzten Krug, oder ein Zauberer hat ihn in dauernden Schlaf versenkt, oder er ist fortgegangen und hat nur ein hohles Schattenbild hinterlassen. Eine Erklärung setzt sich durch. Weshalb klagt die Nachtigall? Weshalb geht die Sonne unter? Und weiter: wie ist das alles geworden, was wir sehen und wie wird es enden? Über das alles erarbeitet der Mensch der Urzeit in jahrhundertelangem Sinnen sich Antworten. Und so vollzieht sich der dritte Akt; wir nennen sein Ergebnis die Schöpfung

der Mythologie. Nichts anderes ist die Mythologie (wir führten das schon an dem Beispiel der „Personifikation" aus) als die Summe der von einem ganzen Volk sanktionierten Vorstellungen und Erklärungen. Jeder Dämon ist eine leibhaftige Hypothese, jeder Gott ein in menschliche Formen gebanntes Gesetz. Die Eskimos oder Buschmänner nennen es böse Geister, Zauberweiber, wir nennen es Bakterien und Mikroben — was tötet, wissen wir nicht so sehr viel genauer als sie. Die Hellenen sagen, Helios lenke den Sonnenwagen, Newton: die Schwerkraft regiere die Bewegungen der Gestirne. Versuch einer Erklärung der Phänomene ist dies wie jenes, und sobald die „allgemeine Bildung" sich der Erklärung bemächtigt, sobald auch nur ein geistlos-mechanisches Fortspinnen die Voraussetzungen vergißt, auf die sich die Hypothese aufbaut, da entsteht auch heute noch eine neue, gelehrte, aber dennoch unwissenschaftlich-atavistische Mythologie. „So würde es auch der Naturwissenschaft nicht ziemen," sagt Mach, „in ihren selbstgeschaffenen veränderlichen ökonomischen Mitteln, den Molekülen und Atomen, Realitäten hinter den Erscheinungen zu sehen, vergessend der jüngst erworbenen weisen Besonnenheit ihrer kühneren Schwester, der Philosophie, eine mechanische Mythologie zu setzen an die Stelle der animistischen oft metaphysischen." Jeder bildliche, jeder annähernde Ausdruck kann auch heut noch durch zu wörtliche Auffassung eine Quelle mythologischer Gestaltung werden; was hat nicht Schopenhauer in seinem „Willen in der Natur" aus solchen symbolischen, andeutenden Ausdrücken herausgelesen!

Die Mythologie wird nun allmählich, wie die Sprache, immer mehr zu einem einheitlichen Ganzen durchgebildet. Das ästhetische Gefühl spielt auch hier eine große Rolle. In der Wortschöpfung und der Flexion, in der Syntax und Metrik, in der Götterlehre und dem Kultus haben Symmetrie und Rhythmus eine gebietende Stellung. Die Zählung kommt zu Hilfe und stellt eine bestimmte Zahl von Formen endgültig fest: sieben Kasus, zwölf hohe Götter; drei Verbeugungen, fünf Wiederholungen des Zauberspruches. Und nun tritt neu hervor, was es für die Sprache noch nicht gab: eine bewußte, geordnete Schulung. Die bösen Dämonen und die mächtigen

Götter verlangen eine bestimmte Behandlung; ein Priesterstand bildet sich aus, der die Vermittelung zwischen Menschen und überirdischen Mächten übernimmt. Zaubersprüche werden vererbt, Legenden gelehrt, mit deren Vortrag man den Göttern schmeicheln muß, Erklärungen seltsamer Gebräuche von den Kundigen beigefügt. Selbst Anfänge einer *Kritik* bilden sich im Kampf der Kulte heraus. Aus dem Aussehen der Priester schließt man auf die Macht des Gottes, man experimentiert geradezu, indem der Prophet des alten Bundes die ägyptischen Zauberer oder die Baalspriester zur Wiederholung eigener Leistungen auffordert. Und wenn Constantin oder Chlodwig dem Christengott Gehorsam geloben, falls er ihnen zum Siege verhilft, so ist auch dies ein solches Experiment. Ein Experiment ist jedes Gelübde, ist in gewissem Sinn auch jede Kulthandlung, jede Weissagung, ja jede Auswahl eines dämonischen oder göttlichen Schutzherrn.

Wieder wird so eine breite Lage von Kenntnissen, ein System von Grundsätzen, ein Arsenal von weiteren vervollkommnungsfähigen Werkzeugen der Menschheit geschenkt. Und so weit ist jedes Volk gelangt. Wir wissen von keinem Volk ohne Mythologie. Aber eine große Zahl von Völkern blieb hier stehen. Nur so weit ist bei aller Menschheit die Organisation der geistigen Arbeit gelangt. Ein Schritt weiter und wir treten vom prähistorischen auf den historischen Boden, auf den der Vorgeschichte unserer eigenen Völker.

Der nächste Schritt führte über die Mythologie heraus zur *Entstehung der Wissenschaft*. Er geschah, sobald eine Reihe von Stammesgenossen die theoretische Idee faßten, alle auf einen einzelnen Punkt bezüglichen Beobachtungen zu sammeln. Bis hierher hatte das ganze Volk mitgearbeitet; jetzt bildet sich eine Auslese von Denkern oder Gelehrten heraus, eine Auslese der für diese Arbeit Tauglichsten aus dem Stamme. Sie fragen sich: was wird alles ausgesagt über die Gestirne? Was wissen wir alles über heilkräftige Mittel und Verfahren? Wie sprechen wir? Aus dem mythologischen Spezialistentum der Priester und Medizinmänner entsteht so das wissenschaftliche der Philosophen und Ärzte, der Astronomen und Grammatiker. *Der vierte Akt* in der Organisation der geistigen Arbeit voll-

zieht sich: es entsteht die Arbeitsteilung auf dem geistigen Gebiet. Der Arzt sieht von den juristischen Bestandteilen des allgemeinen Wissens ab, der Astronom von den botanischen, der Grammatiker von den mythologischen. Jeder hat an der leitenden Vorstellung von einer medizinischen, astronomischen, grammatischen Disziplin eine Kette, die fremde Elemente abschließt, zugehörige einschließt.

Aber in der Mitte all dieser Spezialisten steht, ein Erbe und Fortsetzer der mythologischen Art mit den Mitteln des wissenschaftlichen Verfahrens, der Philosoph. Er sucht von allen Seiten, was ihm dienen könnte. Er dehnt das gedankliche Experiment seiner Hypothese über den Urstoff, die Urkraft, die Weltvernunft auf alle Phänomene aus, die ihm die Spezialisten darreichen. Wissenschaft strebt auch er nur an; auch ihn leitet eine theoretische Idee. Aber er vertritt die alte Anschauung von der Zusammengehörigkeit aller Beobachtungsgebiete.

Unausgesetzt ist von dieser ältesten Zeit an ein Wechsel zu bemerken zwischen Arbeitsteilung und Polyhistorie, Spezialistentum und Universalität. Beide sind nötig. Herrscht die Philosophie (oder was an ihre Stelle tritt) zu unbeschränkt, so geht die lebendige Sachkenntnis verloren; so bei der deutschen Naturphilosophie im Beginn des Jahrhunderts. Regiert das Spezialistentum unbedingt, so vertrocknet jede Disziplin in einseitiger Routine; so bei dem wissenschaftlichen Betrieb des 18. Jahrhunderts in Deutschland.

Zwei neue Errungenschaften sind mit der Entstehung der Wissenschaft gegeben: ein konservatives und ein fortschreitendes Element. Konservativ wirkt die Schule, die von dem Begriff der Wissenschaft untrennbar ist; jene Auserwählten, die sich früh von der Oberfläche der Dinge ihrer Ergründung zuwenden, verbinden sich, suchen namhafte Vorgänger auf, haben das Bedürfnis, ihr geistiges Besitztum zu vererben. Und fortschreitend wirkt die Arbeitsteilung, die fast notwendig auf neue Probleme führt.

Gleich im Anfang unserer Weltgeschichte vereinigen sich beide Elemente zu systematischer Ergänzung. Denn am Anfang unserer Welt steht Hellas, die griechische Philosophie und Kunst. Und hier steht denn auch der erste große bewußte

Organisator der geistigen Arbeit. Platon hat nach Useners glänzenden Darlegungen unter seine Schüler die Bearbeitung einzelner Wissenschaftsgebiete verteilt und geradezu in seinem Auftrage haben seine Schüler Mathematik und Astronomie und fernerhin (seit Aristoteles) Geschichte, Literaturgeschichte, Musik und Rhetorik (diese gegen Platons Willen) bearbeitet. Wie dann weiter die ältesten Philosophenschulen für die Vereinigung individueller Bewegung mit einer gewissen Geschlossenheit der Weltansicht tätig waren, hat im Anschluß an Usener Diels dargetan. Und somit haben wir schon seit Platon ein Neues: die Vorstellung einer systematisch geordneten Gesamtheit von Wissenschaften, eines wissenschaftlichen Kosmos: das ist der fünfte Akt. Die abstrakte „Wissenschaft" als ein großes Land mit vielen Provinzen ist entdeckt und es gilt, die Karte dieses Landes möglichst rasch von „weißen Feldern" zu befreien.

Auch diese Erweiterung war unvermeidlich. Denn das Gesamtgebiet der Probleme war ja längst bekannt, war ja in der Mythologie schon einem ersten Angriff unterworfen worden, der nur eben noch kein wissenschaftlicher Eroberungszug war. Und in der Praxis war das starre Abschneiden unmöglich. „Jedes Wissen fordert ein zweites, ein drittes und immer so fort; wir mögen den Baum in seinen Wurzeln oder in seinen Ästen und Zweigen verfolgen: eins ergibt sich immer aus dem andern und je lebendiger irgendein Wissen in uns wird, destomehr sehen wir uns getrieben, es in seinem Zusammenhange auf- und abwärts zu verfolgen. Ein doppelter Antrieb zieht die zentrifugalen Tendenzen der wissenschaftlichen Arbeit immer periodisch wieder zum Mittelpunkte zurück: erstens die gegenseitige Abhängigkeit der Disziplinen voneinander und zweitens die große Tatsache der vorhandenen Welt selbst, die eben mehr ist als nur eine Vorratskammer mathematischer oder zoologischer oder historischer Aufgaben. Fast jede Wissenschaft ist für ihre Schwestern entweder regelmäßig oder doch gelegentlich Hilfswissenschaft. Die Philologie ist dem Historiker unentbehrlich, aber auch die Geschichte dem Philologen, beide dem Theologen oder Juristen, die wiederum der Kulturhistoriker befragen muß usw. Und zweitens steht als große Erinnerung an den

Zusammenhang aller Problemgebiete die Welt selbst da, d. h. der Zusammenhang aller Tatsachen und in letzter Linie ist jede Wissenschaft nur ein Beitrag zur „Geschichte der Erkenntnis des Naturganzen". Aber dennoch sind die Perioden selten, in denen dem Makrokosmus ein ausgebildeter Mikrokosmus wissenschaftlicher Art entspricht, ein voll durchgebildetes Modell gleichsam der Gesamtwelt in Form wissenschaftlicher Formulierungen.

Der Fortschritt, den die Organisation der geistigen Arbeit zunächst macht, besteht in der *Vermehrung der wissenschaftlichen Zentralstellen*. Für die eine Akademie des Platon treten verschiedene Philosophenschulen ein. Jede wird, wie der Mond von seinem Hof, von einem Umkreis dilettantischer halbgebildeter Liebhaber umgeben. In der hellenistischen Epoche erheben sich über diese verschiedenen Mittelpunkte wieder die beherrschenden Universitäten von *Alexandria* und *Pergamon* — Universitäten in unserem Sinne, Schulen und geistige Werkstätten zugleich, Vereinigungen selbständiger Forscher und zugleich Versammlungspunkte lernender Jünger. Aber allmählich tritt ein Verfall ein. Die mittelalterlichen Universitäten sind fast nur noch Depots des Wissens, das unvermindert aber auch unvermehrt bewahrt und überliefert wird. Aber ihre Vermehrung ist doch von großer Bedeutung. Die Mitarbeiterschaft wird immer weiteren Kreisen ermöglicht. Ein immer größerer Umfang von Kenntnis gilt als selbständige Voraussetzung. Es entsteht so unter den Klerikern des christlichen Mittelalters allmählich ein gewisser, wenn auch unbestimmter Begriff der „*Bildung*", des allgemeinen gelehrten Vorbereitetseins. In oder über dem Volke sondert sich eine engere Gemeinschaft aus, deren Volkssprache das Latein, deren Mythologie die überlieferten gelehrten Dogmen und Vorstellungen, deren Aufgabe der Schutz dieses gemeinsamen Besitzes ist. Diese neue Phase erreicht ihre Höhe im *Humanismus*. Die Bildung ist sehr hoch gesteigert; Arbeitsteilung und Universalität sind in lebhaftem Wettbewerb. Man stiftet gelehrte Gesellschaften, unternimmt gemeinschaftliche Arbeiten; die wissenschaftliche Methode wird zum Kennzeichen der eigentlichen Gelehrten.

Und nun kommt eine neue Phase. Von neuem wird die geistige Welt als Ganzes erfaßt und kühne Programmsteller

geben Feldzugspläne für die Gelehrten der ganzen Kulturmenschheit. Sie zeichnen die Umrisse vor, die sich erst allmählich mit Leben füllen. Auf wagelustige Vorgänger wie Roger Bacon und Campanella folgt der berühmteste neuere Organisator der Wissenschaft: Baco von Verulam mit seinen Werken de dignitate et augmentis scientiarum (1605) und Novum organum (1620). Das war das Neue, daß ganz neue Wissensgebiete aufgedeckt wurden nicht aus der Beobachtung heraus, sondern aus der Betrachtung des wissenschaftlichen Kosmos. Das hat seitdem ein typisches Kennzeichen bestimmter Epochen der Wissenschaft gebildet. Hundert Jahre später (1725) stellt Vico die Forderungen neuer Wissenschaften; am Ausgang des 18. Jahrhunderts taucht bei Goethe und verschiedenen Zeitgenossen (wie unserm märkischen Historiker und Naturforscher v. Kloeden) die Forderung einer allgemeinen Morphologie auf, d. h. einer Lehre von den äußeren Formen aller Organismen; und wieder jetzt sind neue Wissenschaften nicht aus der Praxis, sondern aus der Theorie heraus mehrfach postuliert worden, die die Nachwelt wohl auch ausbilden wird.

Mit dieser neuen Auffassung des gesamten Wissensgebietes als eines kontinuierlichen Ganzen hing nun eng zusammen, daß man auch die Gelehrten als eine Gesamtheit nicht nur theoretisch, wie schon im Humanismus, sondern auch praktisch anerkannte. Und damit vollzieht sich ein neuer Akt in der Geschichte der geistigen Arbeit: der Gelehrtenstand als solcher organisiert sich. Es geschieht etwa gleichzeitig mit der Ausbildung eines andern neuen Standes, des Berufes der zunftmäßigen Diplomaten und Staatsmänner. Die gelehrten Kreise richten sich vollständige Zentralstellen zur Regulierung ihrer Tätigkeit ein. 1645 wird die Royal Society in London gestiftet, am 18. November 1660 durch Robert Boyle offiziell eröffnet (Goethe hat sie in der Geschichte der Farbenlehre eingehend gewürdigt). Als ein neuer Schritt folgt 1665 mit der Gründung des noch bestehenden „Journal des savants“ die erstmalige Einrichtung eines für die gesamte Gelehrtenwelt und nur für sie bestimmten Organs. Akademien folgen überall (1700 die Berliner), nicht mehr wie ihre italienischen Vorgänger Liebhabergesellschaften, sondern offizielle Zentralanstalten. Von

ihnen gehen bald große Unternehmungen aus; so von der Pariser die erste große Gradmessung durch Picard 1670. Die Akademien treten gegenseitig in Berührung durch Korrespondenz und wechselseitige Aufnahme von Mitgliedern, durch Schriftenaustausch, durch gemeinsame Pläne. Seit wenigen Jahren ist vollends durch die offizielle Gesamtorganisation der großen Akademien eine Weltakademie entstanden.

Man hat über die Akademien recht ungünstig geurteilt. J. Grimm hat anfänglich allen gelehrten Gesellschaften jede Bedeutung abgesprochen; später hat er sich doch mit der Einrichtung der Akademien versöhnt und in ihnen ein nötiges Glied der wissenschaftlichen Organisation anerkannt. Mir scheint, es ist ganz vorzugsweise wenn nicht den Akademien, so doch der ihrer Schöpfung zugrundeliegenden Idee zu danken, wenn der Gesamtbetrieb der geistigen Arbeit seit zwei Jahrhunderten eine neue Stufe erreicht hat. Auch unsere Universitäten standen auf dem allgemeinen Niveau der mittelalterlichen Hochschulen, waren mehr Depots als Laboratorien des Wissens; da rief die Gründung erst von Halle (1694), dann besonders von Göttingen (1737) ein neues akademisches Leben hervor. „Halle hat den Ruhm, die erste eigentlich moderne Universität zu sein," sagt Paulsen. Es verdankt ihn der Energie, mit der Chr. Wolff die Philosophie in den Mittelpunkt des Gesamtbetriebes stellt — und Philosophie war ihm vernunftgemäße Orientierung in allen Dingen. Göttingen aber erhielt gleich auch seine besondere Akademie, die Königliche Gesellschaft der Wissenschaften (1751), und diese übernahm die noch rascher (1741) gestiftete Gelehrtenzeitung, die berühmten „Göttingschen Anzeigen von gelehrten Sachen"; der große Physiolog Albrecht v. Haller und der bedeutende Orientalist David Michaelis wurden Redaktoren. Damit war schon äußerlich bezeugt, daß die neue Hochschule sich das neue Prinzip aneigne; oberhalb der spezialistischen Fakultäten war eine gemeinsame Zentralstätte der wissenschaftlichen Arbeit, eine Art geistiger Sternwarte zur Beobachtung und Regulierung der akademischen Phänomene und eine Vermittlung zwischen Göttingen und der übrigen gelehrten Welt geschaffen. Es ist diesem neuen Prinzip mit zu verdanken, daß unsere Universitäten in ihrer altertümlichen Einrichtung sich in

das neue Wissenschaftsleben hineinwachsen konnten, daß die jüngsten Disziplinen in den vier Fakultäten Platz fanden, ohne sie zu sprengen, ja, sie erfrischen und stärken konnten.

Nur ein Schritt war jetzt noch übrig: man mußte diese zweckmäßige Organisation der Gesamtwissenschaft auch für die Einzeldisziplinen ausbilden. Für die gelehrte Welt stand nun beinah überall beides nebeneinander, Akademie und Universität, Zentralstätte für den Gesamtbetrieb und Werkstätten für die Einzelgebiete, die zugleich als Schulen dienten. Aber die Einzelgebiete brauchten auch noch jede für sich eine Zentralstätte, ein Haupt. Neben der politischen oder sonstigen lokalen Organisation war die internationale nach Fächern erforderlich.

Sie kam bald genug zustande. Die großen Naturforscherversammlungen, wandelnde Akademien gleichsam für die Naturwissenschaft, machten den Anfang: 1822 fand in Deutschland die erste unter Okens Leitung statt, aber erst 1828 machte die große Berliner Versammlung die Einrichtung zu einer dauernden. Alexander v. Humboldt war ihr Haupt. Eine lebende Akademie war der größte Polyhistor neuerer Zeit, und wie man gesagt hat: „Ein Washington ist die beste Verfassung," so mochte damals mancher denken: „Ein Humboldt ist die beste Akademie," wenn er die ungeheure Wirksamkeit des einen Mannes mit der Lahmheit manches Gelehrtenvereins verglich. Humboldt war ein Organisator wissenschaftlicher Arbeit, der seit Platon seinesgleichen nicht hatte. Man kann von ihm sagen, was der Invalide in Goethes „Egmont" von Karl V. sagt: „Er hat die Hand über den ganzen Erdboden und war euch alles in allem." Keine größere gelehrte Unternehmung war in der Kulturwelt denkbar ohne seinen Anteil; nach Leitern und Mitarbeitern, nach Programmen und Formen wird er aus Rußland und Amerika befragt; jeder Anfänger erbittet seinen Rat, jeder Meister wirbt um seinen Beifall. In diesem Zusammenhang ist denn auch sein geplantes und großenteils ruhmwürdig vollendetes Werk zu nennen, der „Kosmos"; nach den Enzyklopädien der mittelalterlichen Kleriker der erste Versuch eines Mannes, das ganze Wissen seiner Zeit von dem Naturganzen zu verarbeiten und ein Riesenmodell der bekannten Welt aufzubauen, durchleuchtet bis ins kleinste

und in seiner Anordnung die Lagerung der Wissensgebiete nachbildend.

Aber die Geschichte garantiert uns die regelmäßige Wiederkehr eines Humboldt so wenig wie die eines Washington, und eben deshalb fühlte man auch damals das Bedürfnis nach Akademien nur um so stärker. In Wien, wo sie noch fehlte, bemühte sich schon im Anfang der vierziger Jahre der Orientalist v. Hammer-Purgstall eifrig um ihre Stiftung, die aber erst Ende der Vierziger zu erreichen war. Und wie die Akademie für die Wissenschaft eines Landes, wurden die Fachversammlungen für den Weltbetrieb jeder Wissenschaft bald als unentbehrlich empfunden. In fortschreitender Spezialisierung werden sie regelmäßige Einrichtungen von nationalem oder internationalem Charakter. Die auch politisch bedeutungsvollen großen Germanisten-Versammlungen in Frankfurt am Main (1846) und Lübeck (1848) vereinigten noch die Forscher, die auf den Gebieten der deutschen Sprache, des deutschen Rechts und der deutschen Geschichte arbeiteten; später sind diese leider drei verschiedenen Spezialversammlungen anheimgefallen, den Philologen-, Juristen- und neuerdings den Historikertagen. Dafür sind allerdings diese Tagungen, jede für sich, immer umfassender geworden. Die Philologenversammlungen begannen 1838 mit 81 Mitgliedern, teilten sich 1844 zum erstenmal in zwei Spezialsektionen und erreichten 1891 eine Zahl von 584 Mitgliedern in 9 Sektionen; ähnlich steht es mit den andern Vereinigungen.

Ist schon hier das Überwiegen des speziellen fachlichen Gesichtspunktes für die Entwicklung maßgebend, so gilt dies noch mehr da, wo neben der periodischen Einrichtung der Wanderversammlungen feste Organisationen bestehen. Vorhanden sind solche in Deutschland fast für alle Wissenschaften, doch tragen sie verschiedenen Charakter. Am vollkommensten ist die Ausbildung da, wo feste und wechselnde Einrichtungen sich ergänzen. Bei den Naturforschern sind beide in innige Verbindung gebracht, indem die großen Versammlungen durch einen permanenten Ausschuß in Fühlung gehalten werden. Aber eben dadurch geht doch dem von den Versammlungen selbst deputierten Ausschuß etwas von den Vorteilen verloren, die eine ununter-

brochen arbeitende Akademie vor einem nur um der Versammlungen willen bestehenden Komitee voraus hat. Musterhaft ist die Organisation der deutschen Geschichtswissenschaft. Sie besitzt zwei feste Zentralorgane: die Direktion der **Monumenta Germaniae** in Berlin und die historische Kommission bei der Münchener Akademie, die Ranke geradezu als eine „Akademie für deutsche Geschichte" geplant hatte. Sie hat außer den Universitäten mit ihren Seminaren noch feste, von der Zentralleitung abhängige Institute, wie das deutsche Institut für Geschichtsforschung in Rom; sie besitzt ferner vorübergehende, gleichfalls zentral angelegte Einrichtungen, wie die große „Limes-Kommission" mit ihren für Aufdeckung des alten römischen Grenzwalles tätigen Abteilungen. Könnte nun diese starke Ausbildung einer einheitlichen Leitung gewisse Gefahren (Monopolisierung einseitiger Richtungen, Unterdrückung selbständiger Anlagen) mit sich bringen, so wirkt dem wieder die zentrifugale Tätigkeit der einzelnen Universitäten und die Beteiligung der verschieden gerichteten Forscher an den allgemeinen Historiker- und Philologentagen entgegen.

Andere Wissenschaften besitzen eine zentrale, internationale oder nationale Spitze, ohne daß dieser feste Organisationen untergegeben werden; so steht das Internationale Institut für Völkerrecht in Brüssel direkt über den einzelnen, um das **ius gentium** bemühten Gelehrten, oder der Generalsekretär der Chemischen Gesellschaft in Berlin hat ohne Zwischenstationen direkt mit den einzelnen Chemikern zu korrespondieren. Häufiger noch ist das umgekehrte: eine Reihe von permanenten Einrichtungen (immer natürlich außerhalb der Universitätslaboratorien usw.) ohne einheitliche Spitze. 1872 prophezeite H. Dohrn, in ein bis zwei Jahrzehnten werde ein Netz zoologischer Stationen die Erde umspannen; 1892 gab es deren dreißig; und ein Institut wird nicht ausbleiben, daß zwischen ihnen eines Tages die Arbeitsteilung regelt, die Ergebnisse vergleicht, programmatische Forderungen stellt, wie es etwa das Meteorologische Institut in Berlin wenigstens für die deutschen Stationen des meteorologischen Weltnetzes tut. Erst dann ist die Gesamtorganisation der Disziplin erreicht und ein jedem Forscher zugängliches Riesenin strument hergestellt, das, von einer Stelle aus gelenkt, auf jeden Punkt diri-

giert werden kann, wo der einzelne diese Unterstützung braucht. Erst dann ist durch eine einheitlich geregelte Ökonomie der wissenschaftlichen Arbeit unnütze Kräfteverschwendung beseitigt, ohne daß der einzelne irgend in der Auswahl seiner Arbeitsstelle behindert wäre. Hierin liegt z. B. der ungeheure Vorteil, den die Historiker vor den Philologen voraus haben: jene besitzen in den ihnen geöffneten Archiven zweckmäßige Depots früher geleisteter Arbeit, in deren direkte Benutzung sie eintreten können, während diese aus den Bibliotheken oder Manuskriptsammlungen sich jedesmal ein spezielles Archiv erst herrichten müssen: es fehlen die Regesten, die Spezialindizes u. dgl., was durch Realkataloge der Bibliotheken nicht ersetzt wird; es fehlt auch dasjenige Maß allgemeinster Vorbildung, was durch das archivartige Aktenwesen der kleinen Ämter, Bürgermeistereien, Kanzleien usw. vielfach erworben wird. Findet daher auf philologischem Arbeitsgebiet eine größere Gesamtunternehmung statt, wie z. B. jetzt durch den in Marburg domizilierten Sprachatlas des Deutschen Reiches, so begegnen sich fortwährend Klagen der Leiter über unzweckmäßige Mitarbeit, der Mitarbeiter über unpraktische Leitung. Wir haben hierin seit den Anfängen des deutschen Wörterbuchs der Brüder Grimm noch kaum Fortschritte gemacht, während z. B. in Schweden sprachliche Untersuchungen von nationaler Bedeutung über eine ganz anders vorgebildete und teilnahmsvolle Hilfsarmee verfügen.

Ich habe die Vorteile einer äußeren Zentralisation der Wissenschaften stark betont; und es ist klar, daß Riesenunternehmungen wie die europäische Gradmessung (unter dem Berliner Zentralinstitut) oder auch nur wie der große **Thesaurus linguae latinae** (unter einem Ausschuß von fünf deutschen Akademien) gar nicht denkbar wären ohne zentralisierte, einheitliche Leitung. Aber man wird vielleicht einwenden, es werde eben die ganze Arbeitskraft einer Forschergeneration allmählich auf diese Riesenwerke gelenkt und die wohltätige Initiative ginge verloren. Darauf ist zu erwidern, daß im Gegenteil der Betrieb jeder solchen Gesamtarbeit unendlich fruchtbar wirkt: das gemeinschaftliche Vorgehen läßt der Individualität überall Raum, und das Riesenteleskop läßt nicht nur Tatsachen, sondern auch Probleme neu entdecken. Gezwungen ist ja niemand, gerade an

den besonders kultivierten Problemen mitzuarbeiten, aber der Dampfpflug wird überall den Boden zu neuem Ertrag umwühlen. Viel stärker aber als die äußere wirkt hier die innere Organisation der Wissenschaft. Die Arbeiten jeder älteren, bleibenden Disziplin schließen sich eben ihrerseits zu einem Ganzen, einem Kosmos zusammen. Jeder wird genötigt, irgendwo Lücken aufzusuchen, sie auszufüllen und dadurch zur Abrundung des Gesamtplans mitzuwirken. Viel mächtiger als die Arbeitspläne der Akademien, wirken schematische Übersichten über das Arbeitsgebiet, wie die berühmten periodischen Elementenreihen von L. Meyer und Mendelejeff, die für jeden Chemiker eine Aufforderung zum Entdecken der noch vermißten Urstoffe darstellen. Ähnlich hat z. B. die systematische Übersicht der möglichen Sprachlaute durch den Physiologen Brücke den Philologen Hoffory zur Entdeckung bisher übersehener Lautvarietäten in der wirklichen Sprache geführt. Das berühmteste Beispiel ist aber die seit Darwin und besonders C. Vogt ununterbrochen fortgesetzte Jagd zahlreicher Zoologen und Paläontologen nach dem „missing link", nach dem Übergangsglied zwischen den Vorfahren der Affen und denen des Menschen — eine Jagd, die ja gerade jetzt wieder durch den Fund von Java in aufregende Nähe an das Ziel gelangt ist. Die Wissenschaft als solche stellt sich das Pensum, das die Akademien und Zentralinstitute, das große Bahnbrecher oder Programmsteller nur mehr oder minder glücklich formulieren; auch hier ist „nichts Willkürliches, alles langsam bewegendes, ewiges Gesetz." Der einzelne mag noch so eigenwillig sein — er wird doch durch die wissenschaftliche Not gerade seiner Zeit und durch die Eigenart gerade seiner Begabung an eine bestimmte Stelle der ungeheuren Maschinerie gezwungen. Er mag sie verweigern — aber dann verscherzt er das Recht der Mitarbeit und wird gerade das nicht leisten, was die eigene Kraft und die seiner Zeit ihm erlaubte. Auch hier hat Goethe in knappste Form die ewige Regel gefaßt: „Was aber ist deine Pflicht? Die Forderung des Tages." (Sprüche in Prosa N. 3.) Es bleibt keine Wahl. Ist etwa die Geschichtswissenschaft auf einen Punkt gerückt, der die Vereinigung der alten individualistischen Richtung mit der neuen sozialistischen gebieterisch fordert, wie Lam-

p r e c h t es behauptet, so ist die Forderung des Tages, Arbeitsmethode, Material, Gesichtspunkte auf diese neue Pflicht hin neu zu prüfen und umzubilden; und wer sich im rechten Augenblick versäumt, wird vergessen werden wie der leidenschaftlich bemühte, aber anachronistisch arbeitende Reverend in G. E l l i o t s „Middlemarch" und seine zahlreichen Kollegen in aller Welt und allen Disziplinen. Ist jener Punkt, wie andere meinen, noch nicht erreicht, dann ist die möglichst konsequente Ausbildung der alten Richtungen Pflicht des Tages. Solch ein „Tag" der Wissenschaft mag freilich Jahrhunderte dauern; hat doch die große Arbeitswoche der europäischen Kulturmenschheit noch nie einen Sonntag erreicht, einen Ruhe- und Feiertag für alle!

Auch das versteht sich von selbst, daß das Entwicklungstempo für die verschiedenen Wissenschaften verschieden ist. Jüngere Disziplinen, die sich an ältere anlehnen können, kommen rascher zu einer durchgreifenden Organisation als ältere dazu gelangen konnten. G. H e l l m a n n hat in der Geschichte der Meteorologie drei Stufen unterschieden, die ich als typisch für die Entwicklung aller Wissenschaften ansehen möchte: eine Zeit der vereinzelten diskontinuierlichen Beobachtungen — der systematischen Beobachtungen ohne Instrumente — der systematischen instrumentellen Forschungen. Ebenso hat z. B. die Sprachvergleichung vor F r a n z B o p p nur von gelegentlichen, zufälligen Vergleichen (etwa persischer und deutscher Worte) gelebt, ist dann in ein glänzendes Stadium systematischer Beobachtung getreten und hat sich dann durch die neuen wissenschaftlichen Instrumente des „Lautgesetzes" und der „Analogiebildung" zu einer Epoche gefördert, in der mindestens auf gewissen engeren Gebieten die Sicherheit des instrumentellen Betriebs erreicht ist; denn die Sicherheit exakter Arbeit ist es, die die instrumentelle Forschung von der unserer individuellen Beobachtungsorgane unterscheidet. Um diesen Weg zurückzulegen, hat nun aber die Linguistik noch nicht ein halbes Jahrhundert, die Meteorologie Jahrtausende gebraucht; so stark konnte auf die junge Disziplin die Analogie anderer Wissenschaften und besonders der Betrieb der sogenannten „exakten Wissenschaften" einwirken!

Verschiedenheiten liegen auch in der Natur der Arbeits-

gebiete selbst. Arbeiten doch auch die Forscher verschieden! Einer nach langen Vorbereitungen mit überraschender Sicherheit und Präzision, der andere nach genialem Angreifen unmethodisch und kritiklos. Der Betrieb der Mythologie gleicht vielfach der Arbeitsart solches genialen Dilettanten wie etwa Friedrich Schlegel einer war, während die neueren Philologien fast durchweg direkt aus dem Chaos in die strenge Methode eingetreten sind, so die romanische Sprachwissenschaft mit Diez. Das hängt mit dem Material zusammen: dort unbestimmte, poetische Überlieferungen, hier greifbare, chronologisch geordnete Denkmale.

Man möchte hier wohl einmal an die Stufen der Volkswirtschaft erinnern. Erst kommen die „Jäger und Fischer", die sich auf irgendein ergiebiges Jagdgebiet werfen, es planlos ausbeuten und dann weiterziehen: alle jene „tiefsinnigen Vorläufer", die den Boden einer Wissenschaft mit hastigen Hypothesen und flüchtigen Beobachtungen durchrennen wie etwa die Vorgänger J. Grimms die Mythologie. Allmählich erhebt sich aus ihnen mit vervollkommneten Mitteln und unter günstigeren Bedingungen, ein Stamm „höherer Jäger" nach der Terminologie Grosses, das sind die Begründer der „vergleichenden Mythologie" wie Adalbert Kuhn und Wilhelm Schwartz. Man kommt dann zu einer systematischen Pflege des vom Zufall geschenkten Ernährungsmittels, wie die Viehzucht innerhalb der Wirtschaftsgeschichte sie darstellt: systematische Aufzeichnungen des zufällig erhaltenen Materials, durch Mannhardt auf sinnig erdachten Fragebogen gesichert, gehören hierher. Und dann kommt erst der Ackerbau, die instrumentelle Sicherung des Bedarfs auf jeglichem Boden, die sich von dem Zufall der vorhandenen Herden unabhängig macht, wie sie durch die Hinzunahme bestimmter allgemeiner Gesetze von völkerpsychologischer Natur, jetzt eben durch Usener und auch durch die (übertreibende) „folkloristische" Schule in der Mythologie angebahnt wird. — Oder man denke an die frühere berüchtigte, willkürliche Konjekturalkritik der Philologen, die erst durch C. Lachmanns Abwägen der sonst unterschiedslos benutzten Texte, dann durch Hilfsmittel aus Nebengebieten von einem „Umschütteln der Verse wie Würfel

im Becher" zu einem streng methodischen Verfahren gediehen ist.

Im übrigen ist es trotz den (recht ungleich geratenen) Berichten in dem großen Werk über die deutschen Universitäten nicht allzu leicht, von dem tatsächlichen Gesamtbetrieb irgendeiner einzelnen Wissenschaft ein zutreffendes Bild zu erhalten. Die zahlreichen Methodologien, Anweisungen, Handbücher spiegeln die wirklich vorhandenen wissenschaftlichen Zustände nicht genauer wider als etwa eine Verfassung die wirklich vorhandenen politischen Zustände. Man stelle sich etwa vor, wie es dem Huronen Voltaires ergehen würde, wollte er in seiner naiven Art eine Probe auf ein paar Verfassungsartikel wie die „Gleichheit vor dem Gesetz" oder gar die „Freiheit der Meinungsäußerung" anstellen! Nun, der unschuldige Bewunderer unserer Schulung, unserer strengen Methoden, unserer Objektivität und Exaktheit würde sich auch nicht selten zu verwundern haben, wenn er die tatsächliche Handhabung aller dieser schönen Dinge genauer beschaut. Ich rede nicht von Dilettanten; den strengsten Fachmännern läuft unversehens eine vorgefaßte Meinung, eine persönliche Antipathie, eine Ermüdung oder Selbsttäuschung durch die wohlaufgerichteten Schranken und verblendet sie für ganze Tatsachenreihen. Alle Theorie beruht, wie alle Praxis, auf dem Respekt vor der Tatsache; alle Augenblick aber erleben wir es bei den Praktikern der Wissenschaft so gut wie bei den Theoretikern des öffentlichen Lebens, daß die Persönlichkeit sich selbstherrlich über das Recht der Tatsache hinwegsetzt. Zuweilen liegen die individuellen Fehlerquellen so offen da, daß man vorher berechnen kann, wo die Methode einen Bruch bekommen wird. So bei Historikern von stark politischer Färbung. Treitschke soll (was ich übrigens nicht glaube) einmal selbst öffentlich erklärt haben, über Juden und Engländer könne er nicht unparteiisch urteilen. Häufiger noch ist Originalitätssucht die Ursache. K. Müllenhoff sprach über einen hervorragenden Fachgenossen das Urteil aus, er verstehe es, immer auf dem richtigsten Wege zu den falschesten Resultaten zu gelangen: an irgendeiner Stelle biegt er plötzlich ab und verliert die Kritik auf Nimmerwiedersehen. Und solche Erscheinungen sind nicht nur persönlich; auch ganze Perioden einer Wissenschaft leiden

zuweilen an einer partiellen Blindheit, an einer allgemein verbreiteten Fehlerquelle, von der in den Grundrissen und Methodologien freilich nichts steht.

Wir sind damit schon bei der Frage nach dem gegenwärtigen Stand angelangt und suchen diesen, natürlich nur nach seinen typischen Grundzügen, kurz und summarisch vorzuführen.

II. Gegenwärtiger Stand.

1. Stand der Organisation.

Bis zu welchem Punkt sich die Organisation der wissenschaftlichen Arbeit in der Gegenwart entwickelt hat, haben wir in den Hauptzügen zu verfolgen gesucht. Wir werfen nun einen raschen Blick auf das allgemeine Ergebnis dieser Jahrtausende alten Weltarbeit.

Die Zeit der Aufklärung liebte es, von einer „Republik der schönen Wissenschaften" zu sprechen. Aus der einen Republik ist im Zeitalter des Verkehrs ein Weltbund entstanden und die Vereinigten Staaten der Gelehrsamkeit bilden längst nicht mehr eine geschlossene Einheit, sondern eine über die ganze Erde zerstreute unsichtbare Kirche. Sie hat ihre Hierarchie, wie jede Kirche, und entbehrlich ist keine Stufe.

Als Grundlage finden wir eine sehr breite Schicht allgemeiner Bildung über alle Staaten und Länder, und in den Kulturländern über alle Schichten verbreitet; nur etwa die untersten Schichten sind vielfach, die obersten hier und da von der Kultur, die alle Welt beleckt, frei geblieben.

Diese „allgemeine Bildung" gehört zu den bestverleumdeten Personen der Gegenwart. Der zornige Fluch, den Lagarde gegen die „graue Internationale" geschleudert hat, wird von den verschiedensten Zeitrichtern unaufhörlich wiederholt, und neben Koryphäen der Bildung finden wir unter diesen Gegnern der allgemeinen Bildung so manchen, der seinen Feind niemals kennen gelernt hat. Unserer Meinung nach ist jeder Vorwurf gegen die allgemeine Bildung ein Vorwurf gegen die „führenden

Geister", die sie nicht zu nutzen wissen. Sie ist ein Holz, aus dem freilich ein Gott so gut wie ein Satyr geschnitzt werden kann. Ihre Besitzer stellen ein großes Heer der Mittelmäßigkeit dar, sicherlich; aber aus lauter Cäsars und Napoleons bestanden auch die Legionen Cäsars und die Regimenter Napoleons nicht. Die allgemeine Bildung, von Newton und Leibniz kommandiert, hat das Land der modernen Forschung erobert; die allgemeine Bildung, von Voltaire und Rousseau befehligt, hat jahrhundertelang eingerostete Mißbräuche niedergerissen; die allgemeine Bildung, von Goethe und Humboldt begeistert, hat eine größere Annäherung der Volksgeister bewirkt, als sie seit den ersten Zeiten des Christentums existiert hat. Es liegt nur an den Großen von heute, dies Heer zu neuen Eroberungen zu führen. Entbehren können sie es nicht. Deshalb erreichten Klopstock, Lessing, Herder nicht, was sie erstrebten, weil die ästhetische, ethische, politische Bildung ihrer Zeit noch nicht reif war. Ohne Matrosen hätte auch Kolumbus Amerika nicht entdecken können. Sie waren unverständig, habgierig, sie meuterten sogar, aber sie ließen sich in die neue Welt führen.

Die allgemeine Bildung hat für den Gesamtbetrieb der Wissenschaft Bedeutung als Produzent und als Konsument. Aus ihr gehen so gut wie ausnahmslos die höheren Schichten hervor; die Zahl der Autodidakten fällt neben der Zahl der aus gebildeten Kreisen hervorgegangenen Förderer der Wissenschaft vor allem in Deutschland kaum ins Gewicht.

Die allgemeine Bildung produziert das Rohmaterial, das dann im akademischen Veredelungsverkehr (welchen Ausdruck wir hier lediglich im nationalökonomischen Sinn verstanden haben möchten!) zu wissenschaftlichen Arbeiten herausgebildet wird. Sie konsumiert ferner erstens im rein praktischen Sinn als Abnehmer der populär-wissenschaftlichen Literatur, Hörer der öffentlichen Vorträge usw., zweitens in idealerem Sinn, indem sie sich einen bestimmten Anteil der durch gelehrte Tätigkeit gewonnenen Anschauungen, Beobachtungen, Gesetze aneignet und in das Gemeingut ihrer eigenen Anschauungen aufnimmt. Auch diese rein rezeptive Tätigkeit der breiten Bildungsschichten ist aber für die engeren Fachkreise von höchster Bedeutung. Neben dem praktischen Vorteil, daß allein der Anteil der ge-

samten „gebildeten Welt“ der Wissenschaft die unentbehrlichen Hilfsmittel in Gestalt von Honoraren, Ausstattung der wissenschaftlichen Werkstätten, Ausrüstung gelehrter Expeditionen, Stiftung und Erhaltung von Bibliotheken usw. sichert, steht der ebenso bedeutende moralische, daß die Verbindung mit mächtigen, lernbegierigen Kreisen der Forscher hebt, seine leicht eintretende Mutlosigkeit bekämpft und ihn mit dem Leben selbst in beständiger Berührung hält. Der Forscher wird in gewissem Sinn immer „einsam“ sein, denn seine Probleme und ihre Auffassung können nur wenige teilen; um so heilsamer ist es, wenn ein starker Pulsschlag des allgemeinen Bildungsbedürfnisses seine Zeit bewegt und ihn vor dem Hochmut und den Verkehrtheiten wissenschaftlicher Einsiedler schützt.

Diese breite Schicht der „allgemeinen Bildung“ nun ist in sich mannigfach gegliedert. Wie in der Erdoberfläche eines vielbebauten Landes liegen ältere und neuere Kulturlagen übereinander: Generationen von alter Erziehung und Familien, die sich erst zum Niveau der allgemeinen Bildung aufgearbeitet haben; Geschlechter, in denen die Pflege einer bestimmten Wissenschaft (wie etwa der Mathematik bei den Bernoullis) eine Seite der gelehrten Bildung stark vorgebildet, andere vielleicht der Verkümmerung nahe gebracht hat. — Noch bunter als die Träger sind die Elemente der allgemeinen Bildung gemischt. Auf dem Grunde liegen uralte Denkgewohnheiten, die schon in der Sprachschöpfung maßgebend waren. Es folgen früh erworbene Anschauungen, von denen eine oder die andere noch in die mythologische Periode zurückgehen mag, vielleicht niemals durch eine Untersuchung späterer Zeiten erschüttert, vielleicht auch durch solche bekräftigt. Dann kommen die allmählich durch den gelehrten Betrieb in weiteren Kreisen abgelagerten Schichten allgemeinen Wissens vom Alphabet und Einmaleins an bis zur Kugelgestalt der Erde und den Bakterienherden; daneben aber auch die aus dem wissenschaftlichen Betrieb in die allgemeine Denkart eingedrungenen Grundanschauungen von der Unverbrüchlichkeit der Naturgesetze, von der Kontinuität aller Entwicklung usw. Zu oberst endlich, noch lose und leicht zu erschüttern, liegen die gerade jetzt von dem consensus der Gelehrten vorgetragenen Meinungen z. B. die darwinistische Hypothese. Nie-

mand braucht diese allgemeine Bildung vollkommen zu besitzen; es genügt, daß er soweit vorbereitet ist, um von jedem Punkt aus in ein ernsthafteres Lernen eintreten zu können. Im übrigen liegt es in der Natur der Dinge, daß die angeblich so „allgemeine" Bildung nicht nur in jeder Zeit und Gegend durch den allgemeinen Stand, in jeder sozialen Schicht durch ihre Ansprüche und Gewohnheiten verschieden sein wird, sondern daß sie auch nicht einmal bei zwei unter ganz gleichen Bedingungen erzogene Personen genau übereinstimmt. Gerade weil sie zum größten Teil nicht in bewußter Arbeit, sondern halb zufällig durch Überlieferung, Gespräch, Lektüre, Beobachtung übermittelt wird, läßt die allgemeine Bildung den verschiedensten Zuschnitt zu. Es wäre interessant genug, könnte man einmal über ein paar Typen aus dem Kreise der allgemeinen Bildung ein genaues Inventar des geistigen Besitzes aufnehmen.

Aus dieser allgemeinsten großen Armee geht nun zunächst die Schar der Dilettanten hervor, auch sie vielgeschmäht und vielfach zu hart gerichtet. Es sind die Leute, die irgendwo ihr geistiges Eigentum durch eigene Bemühung zu mehren suchen, ohne sich doch die Schulung der gelernten Arbeiter aneignen zu wollen oder zu können. Mit der äußeren Gliederung der wissenschaftlichen Gesellschaft hat diese Abstufung natürlich nichts zu tun: Dilettanten können ordentliche Professuren bekleiden, strenge, durchgebildete Arbeiter ihre Tätigkeit in das bescheidene Gewand bloßer Liebhaberei hüllen. Gefährlich sind die Dilettanten bloß den Wissenschaften, die zu einer festen Methode oder einem gesicherten Vorrat an Wissen noch nicht gelangt sind, wie z. B. jetzt der Volkskunde und vielfach noch der Anthropologie, früher besonders der Philologie und der Geschichtswissenschaft. Sonst aber bilden sie immer innerhalb des allgemeinsten Kreises einen engeren Kreis von Produzenten und Konsumenten. Der Nachkomme geistvoller Dilettanten wird, wie Charles Darwin, ein großer und strenger Forscher; oder er wird mindestens ein bedeutender und einflußreicher Mäcen, wie König Max von Bayern für die Historiker.

Über die bloße Liebhaberei — die übrigens ganz leidenschaftliche Formen annehmen und ein Leben verschlingen kann, ohne wissenschaftliche Früchte zu tragen — erhebt sich die be-

rufsmäßige Beschäftigung mit dem Stoff einer Wissenschaft. Berufsmäßige Beschäftigung mit dem Stoff — das ist noch nicht selbst gelehrter Betrieb. Der Lehrer, der Arzt, der Richter oder Rechtsanwalt, der Pfarrer üben zunächst nur eine praktische Tätigkeit aus; sie bewahren und überliefern wissenschaftliches Material, wenden es an, machen es durch ihre Praxis lebendig; aber an der Vermehrung des Wissens haben sie soweit noch keinen Anteil. Indes ist es klar, daß in den meisten Fällen schon der praktische Betrieb eine gesteigerte Konsumtion mit sich führen wird: der Arzt und der Richter halten Fachzeitschriften, der Pfarrer verfolgt theologische Kontroversen. Sie werden auch leicht selbst zu eigener Produktion gedrängt werden. Ist das aber auch nicht der Fall, so hat doch immer die Ausbildung eines solchen Standes gelehrter Praktiker die größte Bedeutung für die Organisation der Wissenschaft. Sie sind die wichtigsten und eifrigsten Mitglieder der gelehrten oder wissenschaftlichen Vereine, die zwischen dem ganzen Volk und dem einzelnen Forscher eine unentbehrliche Vermittelung darstellen; sie sind die unermüdlichen Helfer des von der akademischen Welt abgetrennten, werdenden oder isolierten Forschers; sie sind — und das ist die Hauptsache — die eigentlichen Mehrer der allgemeinen Bildung. In Kreisen und Gegenden, wohin kaum je ein neueres Buch dringt, bereiten sie neuen Anschauungen den Boden; und durch ihre bloße Existenz, durch den Anblick gebildeter, mit dem Wissen der Zeit vertrauter Männer werben sie neue Rekruten für das große Heer, das Bahn bricht durch die Wildnis der Tatsachen. — Sehr oft sind sie zugleich Dilettanten: der Pfarrer treibt Entomologie, der Rechtsanwalt wirft sich auf medizinische Lehrbücher; besonders häufig erwerben sie sich als Sammler Verdienste.

Sie sind die nächsten Nachbarn der eigentlichen Gelehrten und besonders in unserem Vaterland gehören sie häufig selbst zu diesem Stand. Der „Gelehrte" im engeren Sinn ist eigentlich auch nur gelehrter Praktiker, bloß daß seine Tätigkeit sich direkt auf das Ansammeln wissenschaftlichen Stoffes richtet. Der Gelehrte ist zunächst nur ein Mann, der viel wissen will und viel weiß. Er ist oft wirklich nur ein lebendiges Depot von gelehrtem Material, ein Wörterbuch, eine Enzyklopädie. Am

schlimmsten stand es mit den Polyhistoren früherer Epochen, die wie Geizhälse auf einem ungeheueren Besitz von Wissen saßen, ohne je davon mehr herzugeben als prahlerische Proben, ohne je mit ihren Pfunden zu wuchern. Aber heut wirkt der lebhaftere Verkehr der Geister, die engere Verbindung der verschiedenen Wissenschaften, wirken selbst die sonst schädlichen Neigungen der Zeit rasch zu wirken und sich energisch geltend zu machen dahin, daß das bloße ergebnislose Vielwissen immer seltener wird. „Nicht daß Humboldt so viel wußte, macht seine Größe aus," sagt Scherer, „sondern daß die ungeheuren Kenntnisse, die er besaß, sich gegenseitig befruchteten. Der Polyhistor der alten Zeit hatte alle neun Musen und sämtliche olympische Götter im Leibe, aber jeder saß gelangweilt in seiner Zelle und wußte nichts vom andern. In dem Polyhistor der neueren Zeit ist das eine vergnügliche, bewegte Gesellschaft geworden, die sich untereinander liebt und Kinder zeugt."

Immerhin ist auch der bloß aufnehmende Gelehrte nicht bloß für die Tradition des Wissens, nicht bloß als Ansporn für den weniger Wissenden wichtig. Er ist der Musterkonsument, unersättlich im Verzehren geistiger Nahrung, Bibliothek und Publikum zugleich. Und — er imponiert; er macht den „Draußenstehenden" leicht tieferen Eindruck als der Forscher.

Mit den Forschern erst erreichen wir den eigentlichen rechten Betrieb der wissenschaftlichen Arbeit. Die Vermehrung des Materials, die Verbesserung der Methoden, die Umbildung der Anschauungen ist ihre Aufgabe. Sie sind die eigentlichen Produzenten; denn indem sie längst vorhandene Tatsachen der Menschheit erst zum Bewußtsein bringen, schaffen sie sie für uns gleichsam neu. Dabei versteht es sich, daß hier noch unzählige Schattierungen bestehen. Von dem Kleinbetrieb eines Philologen, der einmal eine verdorbene Textstelle bessert, oder eines Botanikers, der eine unbedeutende Varietät beobachtet, bis zu dem weltbeherrschenden Großbetrieb eines Mommsen oder Helmholtz fehlt keine Analogie zu den Schichten gewerblichen Betriebs. Wir haben Fabrikanten, die nach einer feststehenden Methode ein bestimmtes Gebiet mit schablonenhafter Gleichmäßigkeit durchackern; wir haben auch Syndikate, die die Ausbeutung eines günstigen Terrains mit eifersüchtiger Betrieb-

samkeit vor allem Mitbewerb schützen. Im allgemeinen aber hängt der Umfang des wissenschaftlichen Betriebs wesentlich von zwei Umständen ab: von dem eingebrachten Kapital an Geist und dem erworbenen an Wissen auf der einen Seite — und von der Ergiebigkeit des Bodens auf der andern. Denn gewiß sind jungen Wissenschaften oder auch solchen, die in eine neue Epoche treten, leichter fruchtbare Ergebnisse abzugewinnen, als solchen, die schon mit ererbter Routine durchgepflügt sind. In solchem Sinne sprach Goethe (obwohl im Einzelfall irrend) von der großen „Erbschaft", die ihm durch Newtons Theorie zugefallen sei: von der großen Möglichkeit, einer lange stagnierenden Disziplin einen ganz neuen Anstoß zu geben. Im ganzen gilt für die Wissenschaften mindestens Careys Lehre nicht, daß die fruchtbarsten Ackergründe zuletzt entdeckt werden: die bedeutsamsten Probleme stehen fast überall schon am Anfang des wissenschaftlichen Betriebs. So hat die Frage nach der Entstehung der Organismen schon die älteste Naturphilosophie, die nach der Entstehung der großen Volksepen bereits die früheste Philologie beschäftigt.

Zuletzt kommen dann die gelehrten Kollektivpersönlichkeiten. Sie wiederholen die Stufen der Einzelpersönlichkeiten: Vereine und Gesellschaften mit überwiegend dilettantischem Charakter; Hochschulen, die in erster Linie gelehrte Anstalten sind; Akademien und andere Zentralinstitute, lediglich der Forschung geweiht. „Vier Augen sehen mehr als zwei", und eine Zentralkommission zur Erforschung der Pest oder zum Studium der Stromregulierungen kann noch mehr leisten als Pettenkofer oder Koch allein — wenn er unter ihnen ist.

Eine Stufe über diese hinaus läßt sich kaum ersinnen; wohl aber kann man sich die bestehende Organisation noch weiter ausgebildet, verbessert, vervollständigt denken. Es ließe sich eine vollständige Durchführung der doppelten Zentralisation denken, in dem Sinne, daß sowohl die ganze wissenschaftliche Welt eines Landes als auch die Gesamtheit der Fachgenossen jeder Disziplin einen Mittelpunkt besäßen: daß es also z. B. neben den deutschen Akademien in Berlin, Wien, München, Leipzig, Göttingen, Erfurt noch Spezialakademien für Geschichts-

forschung, deutsche Philologie, Altertumskunde usw. gäbe. Es ließe sich ferner eine intimere und regelmäßigere Verbindung der Instanzen denken, indem etwa die Akademien den Universitäten bestimmte Aufträge übertrügen (wie z. B. Lagarde in seinem Testament ähnliches für Göttingen versucht hat) und besonders indem jede Universität der natürliche Mittelpunkt für die wissenschaftlichen Betriebe ihrer Provinz würde. Es könnten etwa die Chemiker von Halle den Kern eines Provinzialvereins der deutschen Chemiker bilden, die Ingenieurabteilung der Braunschweiger technischen Hochschule zu dem dortigen Zweigverein deutscher Ingenieure in geregelte Beziehungen treten. Die Bestrebungen der „University Extension", die nächstens wohl auch bei uns zu volkstümlichen Hochschulkursen führen wird, weisen auf andere Formen innigerer Beziehungen zwischen der Universität und dem allgemein gebildeten Publikum. Museen, Bibliotheken, Archive ließen sich als Relais einer elektrischen Kette denken, die die höchste mit der untersten Schicht in Fühlung setzen würde. — Ich erörtere hier nicht, wie weit eine solche Steigerung der Organisation schädlich oder vorteilhaft sein könnte. Die größere Neigung der Deutschen zu wissenschaftlicher Bewegungsfreiheit hat solche Zentralisierung des Betriebs, wie Frankreich sie besitzt, bisher abgewehrt. Denkbar wäre es doch, daß die zunehmende Tendenz aller Wissenschaften zu Zentralorganisationen, die zunehmende Wissenslust des Publikums, die allgemeine staatssozialistische Tendenz der Zeit zu einer weiteren Durchbildung im Sinne solcher Organisation, wie ich sie eben skizziert habe, führen würde; und die Wissenschaft würde dann eben die neuen Werkzeuge so gut für ihre Zwecke umzuschmieden verstehen, wie sie die Philosophenschulen des Altertums und die Universitäten des Mittelalters umzuformen gewußt hat.

Die Wissenschaft wird es verstehen — das heißt schließlich: der Forscher, der Gelehrte, der einzelne wird es verstehen. Und so kommen wir zum Schluß zu der Frage: wie handhabt gegenwärtig der einzelne den ungeheuern Apparat, den die Weltgeschichte der geistigen Arbeit ihm aufgebaut hat?

2. Stand des Betriebes.

Auch heut noch, wie in der ältesten Zeit, besteht die Aufgabe der wissenschaftlichen Arbeit darin, Beobachtungen in eine dauernde Form zu bringen. Aber vom ersten Schritt bis zum letzten hat sich in der Ausführung des Bestrebens alles entwickelt, verbessert.

Schon in der Wahl des Themas spürt man die ganze Macht der Entwicklung. (Es versteht sich, daß wir hier nur von Arbeiten sprechen, die der Forscher sich aus eigener Wahl vornimmt, wie denn überhaupt hier nur von unabhängigen Arbeitern die Rede ist.) Früher herrschte hier der Zufall unbedingt: es hing von den Umständen ab, welches einzelne Problem sich dem Beschauer aufdrängte; nur die großen Hauptfragen lagen in der Luft. Jetzt ist der ganze Apparat der Arbeitsteilung darauf gerichtet, die Wahl des Themas zu regulieren. Der Forscher hat sich zunächst für irgendeine einzelne Wissenschaft zu entscheiden, überwiegend doch wohl aus seiner persönlichen Veranlagung heraus; der Geograph wird in der Regel eine andere Natur besitzen als der Mikroskopiker. Und innerhalb der Disziplin pflegt sich der einzelne weiterhin ein engeres Gebiet zu wählen, wobei seine persönliche Vorliebe und die allgemeine Lage der Wissenschaft zusammenwirken. Die Arbeitsteilung gibt also immer schon eine gewisse Bürgschaft dafür, daß der Forscher in der Auswahl seines Themas sich nicht zu arg vergreifen wird.

Das Thema selbst hat er sich freilich zu formulieren; aber schon hier begegnet er der Vorarbeit von Generationen, oft von Jahrhunderten. Jede Formel, jeder Kunstausdruck, fast jedes Wort seiner Überschrift hat erst in langer, langer Bemühung seine jetzige Geltung, seinen vollen Inhalt erhalten. Wählen wir als Beispiel irgendeine philologische Einzelfrage, etwa ob eine bestimmte Strophe des Nibelungenliedes echt oder unecht sei. Was „Strophe" sei, was das „Nibelungenlied" eigentlich ist, vor allem, was wir unter „echt" zu verstehen haben, das mußten Metrik und Literaturgeschichte, Textkritik und Literaturvergleichung erst in schweren Mühen der Zusammenstellung und Unterscheidung feststellen. Jedes Wort, das ich ausspreche,

ist das Schlußwort einer Überlegung von Tausenden — freilich nur für diesen Augenblick das Schlußwort, da es sich gleich wieder in die unendliche Kette einreiht. Aber wir dürfen hier wohl an Heines hübsches Wort erinnern, daß der Zwerg auf den Schultern des Riesen weiter sieht als der Riese selbst.

Nach der klaren Erkenntnis des Problems — oft dem schwierigsten Teil der Arbeit — geht es an die Beschaffung des Materials. Wieder zeigt sich hier der ungeheure Fortschritt der wissenschaftlichen Organisation. Der Gelehrte früherer Perioden war auf den Umkreis angewiesen, den er selbst durchforschen konnte. Spärlich kam ihm die Kenntnis anderer Gelehrter in Büchern oder Gesprächen zu Hilfe. Jetzt steht aller Welt der riesige, immer noch vervollkommnete Apparat der Bibliographien und Jahresberichte, der Bibliothekskataloge und Enzyklopädien zu Gebote. Eine relative Vollständigkeit des Materials für jegliche Untersuchungen ist heut jedem Studenten leichter möglich als einst Leibniz oder selbst noch Humboldt.

Geht der Forscher an die Verarbeitung selbst, so findet er zunächst die angefangenen Gedankenreihen zahlreicher Vorgänger vor, in denen er mit großer Wahrscheinlichkeit fruchtbare, von den Autoren selbst vielleicht übersehene Keime trifft. Die ausgebildete Methode spart ihm zahllose zeitraubende Mißgriffe. Durch den Import aus Nachbargebieten vermag er frische Gesichtspunkte zu gewinnen, die in früherer Zeit, als die Wissenschaften noch schroffer getrennt waren, niemals aus einer Disziplin in die andere übergegangen wären; so haben wir vor 30 Jahren einen starken Export von Gesichtspunkten, Kunstausdrücken, Methoden aus der Naturforschung in die Geisteswissenschaften gehabt, während gegenwärtig die Geschichte besonders stark exportiert. Es versteht sich, daß nicht jede Anpflanzung gedeiht, manche auch geradezu schädlich wirkt; belebend ist aber ein solcher Versuch immer, und mindestens trägt er dazu bei, eine Reaktion zu erwecken, in der die beteiligten Wissenschaften sich jede ihrer Eigenart doppelt bewußt werden.

Hat der Forscher sein Material unter den bestimmenden neuen Gesichtspunkt gerückt, so kommt es auf die Sichtung an. Die Scheidung von brauchbarem und unbrauchbarem Mate-

rial kennzeichnet am schärfsten den methodisch arbeitenden Gelehrten dem Dilettanten gegenüber. Der Dilettant verliebt sich in jedes Stück seines Vorrats; der Fachmann weiß zu beherzigen, was der Literarhistoriker Köster einmal hübsch ausgesprochen hat: „Das Schwierigste beim Sammeln ist das Wegwerfen". Das Schwierigste — aber fast auch das Wichtigste. Und hierfür war nun Aristoteles oder Archimedes fast ganz auf den genialen Takt angewiesen. Wir haben uns von diesem Bedürfnis — glücklicherweise! — nicht ganz emanzipieren können; aber die wesentliche Arbeit besorgen jetzt zwei große wissenschaftliche Instrumente: das Experiment und das statistische Verfahren. Das Experiment lehrt wichtige und unwichtige Bedingungen scheiden. Ist für die Entwicklung einer bestimmten Krankheit ein wiederholt dabei beobachteter Bazillus wesentlich oder nebensächlich? Läßt eine bestimmte Schreibung in den Handschriften Schlüsse auf Zeit und Heimat des Verfassers zu oder nicht? Wir experimentieren: wir impfen den Bazillus Tieren ein und beobachten, ob die Cholera entsteht; wir experimentieren: wir durchsuchen die ganze Handschrift und beobachten, ob die Schreibung festgehalten ist. — Das statistische Verfahren lehrt die typische Erscheinungsform erkennen, so daß wir uns mit relativer Vernachlässigung der anormalen Fälle an die normalen halten können. Die Statistik zeigt, wie die normale Bevölkerungszunahme eines Bezirks geartet ist, wie hoch ein Tier durchschnittlich sein Alter bringt, wie ein Dichter seine Verse zu bauen liebt. Wir bleiben dabei immer noch von dem zufällig vorhandenen Material abhängig, obwohl gewisse Hilfsmittel zur Erschließung weiteren Materials dienen können. Aber innerhalb des gegebenen Vorrats an Tatsachen schneidet das statistische Verfahren klar und scharf wie eine Dampfmaschine die Normalgestalt heraus. Freilich — es kommt darauf an, wie die Maschine konstruiert ist! Und gerade für die Statistik ist doch besonders anzumerken, wie oft ihre wirklichen Leistungen hinter den idealen zurückbleiben — nicht bloß, weil die Theorien über Zentralwert, Scheitelwert und arithmetisches Mittel sehr verschiedene Ergebnisse liefern, sondern weil die ganze Maschine noch jung ist und jedes Rad individueller

Nachprüfung bedürftig. Immerhin — daß wir jetzt ganz andere Mittel haben, die normale Gestalt der Phänomene aus der Fülle der zufällig entstellten herauszuschälen, als etwa den Physikern oder Mathematikern früherer Perioden zur Verfügung standen, das liegt auf der Hand. Und die Normalform bildet die Grundlage aller wissenschaftlichen Arbeit; sogar die Teratologie sucht die typische Gestalt der Mißgeburten und Mißbildungen auf.

Überall hat dabei der moderne Arbeiter den Vorteil, von den Hilfswissenschaften reichlich unterstützt zu werden; sie bieten ihm Tatsachen und Methoden in schon gereinigter Form und verständlicher Darstellung. Auch die äußere Organisation leistet hierbei beträchtliche Dienste: die bequeme Gelegenheit, Vereinsgenossen oder Universitätskollegen zu befragen, an Diskussionen benachbarter Probleme teilzunehmen, die fremden Fachzeitschriften durchzusehen. Alles das ist Ergebnis der langsamen Durchbildung des wissenschaftlichen Kosmos; alles das kommt dem einzelnen Arbeiter, dem einzelnen Artikel zugute.

Kommt der Forscher dann schließlich zur Darstellung, so hat er den Vorzug, die klassischen Arbeiten der Meister vor sich zu haben, die durch die Anerkennung der Generationen herausgehoben sind. Kopieren kann er sie nicht; lernen kann auch der Beste von Meistern der wissenschaftlichen Darstellung wie J. Grimm, Ranke, Helmholtz. Er braucht sich nicht eine Kunstsprache erst zu erschaffen wie die alten Denker; er braucht sich auch nicht ein unreales Publikum zu erdenken, sondern kann an lebendigen Typen aus jeder Bildungsschicht die Klarheit und Verständlichkeit seiner Darstellung erproben.

Sobald er fertig ist, setzt der wissenschaftliche Zwischenhandel ein: Drucker, Verleger und Buchhändler als Vervielfältiger seines Modells, seines Manuskripts; Kritiker als Vermittler; Vertreter anderer Meinungen als Konkurrenten. Es beginnt die Polemik, die wissenschaftliche Form des Konkurrenzkampfes, und zieht je nach der Bedeutung der Personen und Probleme immer weitere Kreise oder auch nur die engsten Bezirke in Mitleidenschaft. Auch der direkt nationalökonomische Wert der modernen Wissenschaft hat eine ungeheure Entwicklung durchgemacht von der Zeit, wo die Verbreitung einer neuen

Entdeckung auf das mündlich ausgesprochene Wort oder mindestens auf das abgeschriebene Heft gestellt war bis zu der, in der Darwins Schriften in vielen Zehntausenden von Exemplaren zur Erhaltung zahlreichen Personen im Buchgewerbe beigetragen. Hiervon aber haben wir hier abzusehen.

Wir sind am Ende. Verschweigen dürfen wir doch aber nicht, daß den vielen Lichtseiten der modernen Organisation der wissenschaftlichen Arbeit, wie natürlich, auch Schattenseiten gegenüberstehen. Das zwar glauben wir nicht, daß der „Maschinenbetrieb" der heutigen Wissenschaft der genialen Individualität den Raum versperre. Namen wie Darwin, Helmholtz, Mommsen, Usener bezeugen laut genug das Gegenteil. Wir meinen sogar, es sei nur ein Vorteil, daß der starken Einzelkraft jetzt so vervollkommnete Werkzeuge zu Gebote stehen. Halten wir den Sieg von Sedan deshalb für weniger ruhmreich als den bei Pavia, weil unsere Artillerie, unsere Gewehre, unser Genieweſen und unsere Verpflegungstechnik die malerische Unordnung eines Landsknechtskrieges überwunden hat? Kann Nansen es nicht in seiner Art mit Vasco da Gama aufnehmen und übertrifft Werner v. Siemens nicht die Entdecker des Kompasses oder des Schießpulvers an Genialität? — Auch das können wir nicht zugeben, daß das heutige Verfahren notwendig eine „seelenlose Routine" hervorbringen müsse. Eine geistlose Anwendung der herrschenden Methode hat unter den Scholastikern oder den Alchemisten noch ganz andere Verheerungen angerichtet als unter solchen Philologen und Chemikern, die mit der „Methode" alles zu besitzen glauben, und denen doch leider das geistige Band fehlt, um die Elemente zusammenzuhalten.

Die wahre Gefahr liegt anderswo. Gerade die glänzenden Fortschritte der Wissenschaft, gerade die lebendige Verbindung ihrer Zweige, gerade die gesteigerte Möglichkeit, den Kosmos der gelehrten Arbeit als ein Ganzes zu erfassen, nährt in lebhaften und ehrgeizigen Gemütern eine gefährliche Sehnsucht, alles zu beherrschen. Aber moderne, wissenschaftlich erworbene Polyhistorie ist nur dem eisernen Fleiß eines Menschenlebens von der herben Strenge, die Herbert Spencer besitzt, gegönnt. Und auch nur eine große Provinz sich ganz zu eigen

zu machen, die ganze Geschichtsforschung oder selbst nur das ganze weite Gebiet der deutschen Geschichte, auch das schon bleibt heute fast jedem versagt, seitdem jeder Landstrich dieses Reiches von fleißigen Arbeitern bebaut, jeder fruchtbare Acker hundertmal umgepflügt wird. Da tritt dann verhängnisvoll ein Konflikt ein zwischen dem wissenschaftlichen „Landhunger" und der Erkenntnis, wie beschränkt unsere Mittel sind, weite Strecken selbst zu beherrschen und zu bebauen. Gerade den Begabtesten fällt es dann schwer, wie W. Scherer sich ausdrückt, „aus der Vergleichung der allgemeinen Lage mit seiner individuellen Leistungsfähigkeit zur Wahl und Begrenzung der Ziele zu gelangen, für die er seine Existenz einzusetzen bereit ist." Nur zu leicht scheitern sie zwischen Scylla und Charybdis. Die Scylla, das ist eine Verzagtheit, die vor jeder größeren Aufgabe zurückschreckt, weil sie die Unüberwindlichkeit der wissenschaftlichen Welteroberung erkennt. „Es kann ein warnendes Gefühl über ihn kommen," sagt wiederum Scherer, „als ob er in frevelhaftem Beginnen titanisch die Grenzen der Menschheit überschritte. Nur wer die warnende Stimme nicht achtet, geht zur Größe ein." Auch ein bedeutender Geist kann verzweifeln und in jene Mutlosigkeit versinken, der Buckle beredten Ausdruck verliehen hat. „Damals, als ich zuerst eine Übersicht über das ganze Feld des Wissens gewann und, wenn auch noch unklar, seine verschiedenen Teile und ihr Verhältnis zueinander erkannte, fühlte ich mich von seiner überschwenglichen Schönheit so entzückt, daß mein Urteil verführt wurde und daß ich mich für fähig hielt, nicht nur die Oberfläche zu beschreiten, sondern auch des einzelnen Meister zu werden. Wie wenig wußte ich, wie der Horizont sich ebensowohl erweitert als zurückweicht, und wie wir vergebens die flüchtigen Gestalten zu ergreifen suchen, die dahinschwinden und aus der Ferne täuschen. Von allem, was ich zu tun gehofft hatte, finde ich mich jetzt nur zu gewiß auf einen sehr geringen Teil beschränkt . . . Aber selbst jetzt, da diese Vermessenheit niedergeschlagen und vernichtet ist, kann ich es nicht bereuen, ihr nachgegeben zu haben, im Gegenteil, ich würde sie gern wieder hervorrufen, wenn ich es vermöchte. Denn solche Hoffnungen gehören jener freudigen und lebhaften Periode unseres Lebens an, wo wir allein wahrhaft glücklich

sind . . ." Aber es gilt, sich wieder aufzuraffen und mit dem Bewußtsein der uns allen und jedem einzelnen noch besonders gezogenen Schranken doch an die ernste Arbeit zu gehen. Wo die einen ihr Schiff in der Scylla solcher Mutlosigkeit zerbrechen sehen und verzagten Herzens nur noch an die Planke kleinlichsten Spezialistentums geklammert sich dahin treiben lassen, da stürzen andere sich waghalsig in die Charybdis der Selbstüberschätzung. Deshalb regnet es heut Prolegomena zu künftigen Wissenschaften von der Lautphysiologie bis zur Ethik, ohne daß all die kleinen Kants sich die Mühe geben, ihr Thema mit Ernst anzufassen; deshalb wird mit unsoliden Hypothesen heut die niederländische Kunstgeschichte und morgen die germanische Mythologie auf den Kopf gestellt; deshalb wissen insbesondere Soziologen und exakte Naturforscher das ewige Weh und Ach der Welt und Wissenschaft so tausendfach aus einem Punkte zu kurieren. Es ist hier nicht anders wie sonst: wo ein übermäßiger Aufwand mit unzureichenden Mitteln aufrecht erhalten werden soll, da folgt unausbleiblich der Bankerott.

Heut wie zu jeder Zeit gilt das alte Bibelwort, das all unser Wissen Stückwerk ist. Wir bleiben uns dessen bewußt; aber der Spruch ist auch trostreich: auch dem Geringsten ist es deshalb gestattet, bei ernster Ausdauer und Liebe zur Sache sein Steinchen beizutragen zu dem ungeheuern Mosaik, das wir die Wissenschaft nennen!

Goethe als Psycholog.

Man hat dem 19. Jahrhundert mancherlei Namen gegeben. Man hat es das naturwissenschaftliche Jahrhundert genannt, oder das Jahrhundert der Technik, oder das Jahrhundert der Nationalitäten; man hätte es wohl auch das psychologische Jahrhundert nennen können. Denn noch nie hat eine Zeit so leidenschaftlich danach gerungen, das innerste Wesen des Menschen zu enthüllen, als das Jahrhundert, an dessen Eingang Goethes „Faust" und an dessen Ende Ibsens grüblerische Dramen stehen. „Wer enthüllt Kern, Natur, lebend Leben des Individuums?" rief mit heißem Verlangen Leopold v. Ranke; und aus tausend wissenschaftlichen, dichterischen, künstlerischen Werken tönt derselbe sehnsüchtige Ruf. Wer aber möchte behaupten, daß dies unermüdliche Ringen ohne Erfolg geblieben sei? Wohl hat sich die uralte Sphinx noch nicht in den Abgrund gestürzt; auch heut noch harrt sie des Ödipus, der das letzte Rätsel lösen soll. Aber bleibt das große und letzte Rätsel auch wohl ewig ungelöst — hundert kleinere wurden beantwortet; und vor allem: die Hauptfrage selbst erhielt ein anderes, neues Gesicht. Wir haben aufgehört zu fragen: was ist der Mensch? wir fragen heut: wie sind die Menschen?

Die Psychologie des 19. Jahrhunderts ist gerade deshalb so bedeutsam, weil sie den ungeheuern Schritt von der metaphysischen Spekulation zu der individuellen Beobachtung tat. Überall hat sie das geleistet, in der Praxis wie in der Theorie, in der Dichtung wie in der bildenden Kunst. Man hat von Napoleon gesagt, er habe die Strategie erneut, indem er sie auf die Psychologie gründete, auf das genaue Studium der

Charaktereigenschaften seiner Gegner und Helfer; man kann ebenso von Bismarck sagen, daß er die Politik verjüngt hat, indem er die Psychologie — bis zur Beachtung der feinsten „Imponderabilien" herab — zu ihrem Hauptwerkzeug machte. Der energischen Benutzung psychologischer Beobachtungen verdanken Geschichtswissenschaft, Philologie, Völkerkunde ihre bedeutsamsten Fortschritte im vorigen Jahrhundert. Und was unterscheidet die neuere Kunst als Ganzes entschiedener von der der klassischen Epochen als eben das Streben nach zunehmender Individualisierung in der Charakterzeichnung?

Ob nun freilich gerade für die Künste diese Entwicklung einfach einen Fortschritt bedeute, darüber läßt sich auch heut noch streiten. Wer auf dem Boden der klassizistischen Kunstlehre steht, mag in der Annäherung der Kunst an die empirisch beobachtende Wissenschaft Gefahren für die eigentlichen Ideale des Künstlers erblicken. Mit sicherem Instinkt bekämpfte von diesem Boden aus Lessing die ersten Regungen der neuen Richtung auf deutschem Boden, die ganz individuellen Beobachtungen in Goethes „Werther". Aber auch wer diesen Standpunkt einnimmt, wird sich nicht blind verschließen gegen die Fülle hervorragender Leistungen, die gerade auch der Kunst durch dies Bestreben gelangen. Wer aber jene Entwicklung zur individuellen Charakterzeichnung durchaus als eine glückliche Neuerung bewundert, der sollte ebensowenig vergessen, daß auch der Dichter des Hjalmar oder der des Hannele nur Erben einer großen Vergangenheit sind, und daß niemand mehr dafür getan hat, die künstlerische Psychologie zu erneuern und zu verjüngen als Goethe.

Heute freilich ist es leicht, gegen eine Kunst zu streiten, die nur mit blassen, abgemüdeten Typen arbeitet. Heute stehen wir alle, und nicht zum wenigsten auch der schaffende Künstler, unter dem Einfluß der Wissenschaft. Die Methode der Einzelbeobachtung hat ja Zola unmittelbar auch für die literarische Technik maßgebend machen wollen. Heute kennen wir aus genauerem Studium der Geschichte und der Ethnographie zahlreiche nationale und historische Gestalten, Anschauungen, Zustände, die sich mit den wenigen einfachen Typen der alten Geschichts- und Kunstphilosophie nicht decken wollen. Aber ganz

anders stand es in der Epoche unserer Klassiker. An jener festen Zahl großer ewiger Typen der Menschheit hat auch Goethe selbst noch so wenig gezweifelt wie seine Lehrer Winckelmann und Herder. Aber andere herrschende Dogmen seiner Zeit überwand er siegreich. Allgemein galt noch in seiner Zeit jene von der Antike überlieferte Psychologie, die das Wesen dieser psychologischen Typen in bestimmten, genau zu definierenden Eigenschaften sah. Der Großmütige, der Feigling, der Heuchler, die Kokette galten als ebensoviel verschiedene Menschenarten. Und weil Goethe selbst durchaus aus solchen Anschauungen hervorwuchs, war es um so mehr eine bewundernswerte und folgenreiche Tat, wie er von diesen Grundgedanken zu ganz neuen psychologischen Auffassungen kam.

Dies aber war ihm möglich, weil er die erstaunliche Unbefangenheit seines Blickes auf einem Gebiete nicht verleugnen konnte, auf dem überhaupt die unbefangenen Praktiker unvergleichlich mehr geleistet haben als die grübelnden Doktrinäre. Wie ihre Schwestern, die Theologie und die Medizin, ist auch die Psychologie als naive Kunstübung uralt, als bewußte Theorie recht jung. Jeder Häuptling, der seinen Stamm zu einem schwierigen Entschluß bringen mußte, jeder Kaufmann, der barbarischen Käufern einen hohen Lohn für wertlose Glasperlen ablocken wollte, ja jedes Weib in der Hütte des despotischen Gebieters und jeder Sklave war genötigt Seelenkunde zu treiben. Und wie die Anatomie lange nur vom Bildhauer gelernt werden konnte und nicht vom Arzt, so haben von den Dichtern erst die Geschichtschreiber und dann die Philosophen die Elemente der Psychologie übernommen. Insofern ist das Scherzwort des ältern Dumas, Macaulay habe die Geschichtserzählung zum Rang des Romans erhoben, nicht ohne tiefere symbolische Bedeutung, weil eben der Historie wirklich erst aus der epischen Poesie die Kunst der Charakterergründung und Charakterzeichnung zugewachsen ist. — Und nun gilt für Goethes wissenschaftliche Entwicklung allgemein, was er speziell von der Geschichte seines botanischen Studiums bemerkt: daß der Gang seiner Bildung der Geschichte der Wissenschaft ähnelte, „denn ich war vom augenfällig Allgemeinsten auf das Nutzbare, vom Bedarf zur Kenntnis gelangt“ (Zur Morphologie Wei-

marer Ausgabe II 6, 102). Dies ist denn auch die Folge, in der seine Psychologie sich entwickelte.

Eine echt hellenische Natur ist er auch hier. Mit Worten, die er ähnlich genug oft von sich selbst gebraucht hat, schildert er den großen Begründer so vieler Wissenschaften und eben auch der theoretischen Psychologie: „Aristoteles steht zu der Welt wie ein Mann, ein baumeisterlicher. Er ist nun einmal hier und soll wirken und schaffen. Er erkundigt sich nach dem Boden, aber nicht weiter, als bis er Grund findet. Von da bis zum Mittelpunkt der Erde ist ihm das übrige gleichgültig. Er umzieht einen ungeheuren Grundkreis für sein Gebäude, schafft Materialien von allen Seiten her, ordnet sie, schüttet sie auf, und steigt so in regelmäßiger Form, pyramidenartig in die Höhe." (Zur Farbenlehre. Historischer Teil W. A. II 3, 141).

Vom Boden bis zum Mittelpunkt der Erde ist ihm das übrige gleichgültig. Wir finden in der Tat nicht, daß Goethe über die letzten Geheimnisse des Ich gegrübelt hätte. Ein paar Urphänomene bilden den Boden seines Gebäudes: es sind die Individualität und die typische Entwicklung. Auf diesen beiden Grundpfeilern errichtet er seinen Bau, freilich aber so, daß er Materialien von allen Seiten herschafft, ordnet und aufschichtet.

Zu beobachten war schon dem Kinde angeboren und früh müssen die anregende Lebhaftigkeit der Mutter und die methodische Strenge des Vaters geholfen haben, ihn zu einem jener eigentlichen „Beobachter" zu machen, über deren Seltenheit schon der jugendliche Mitarbeiter an Lavaters Physiognomischen Fragmenten sich wundert (W. A. 37, 331). Früh lernt er, was er später als das Wesen der wissenschaftlichen Beobachtung umschreibt: „das Nachdenken regeln, die Erfahrung ordnen, und den Augenblick festhalten". (Zur Morphologie W. A. II. 6, 132.) Und so haben wir uns wohl jene merkwürdige Tatsache zu erklären, die Goethe mit aller Entschiedenheit als die Grundlage all seiner theoretischen und praktischen Psychologie hingestellt hat: seine gleichsam prophetische Vorausnahme der Weltkenntnis, seine „Antizipation der Kenntnis mannigfaltiger menschlicher Zu-

ſtände". (Zu Eckermann 26. Febr. 1824; Goethes Geſpräche 5, 38.)

Man könnte verſucht ſein, die Behauptung des Dichters zu beſtreiten, „daß dem Dichter die Kenntnis der Welt angeboren ſei, und daß er zu ihrer Darſtellung keineswegs vieler Erfahrung und einer großen Empirie bedürfe". Man könnte gegen ihn ſelbſt ins Feld führen, daß er ein andermal, etwas unhöflich, bemerkt: „Meine Idee von den Frauen iſt nicht von den Erſcheinungen der Wirklichkeit abſtrahiert, ſondern ſie iſt mir angeboren oder in mir entſtanden Gott weiß wie. — Meine dargeſtellten Frauencharaktere ſind daher auch alle gut weggekommen, ſie ſind alle beſſer, als ſie in der Wirklichkeit anzutreffen ſind" (Zu Eckermann 22. Okt. 1828; Goethes Geſpr. 6, 355). Indes muß doch ſo viel zugegeben werden, daß Goethes Kenntnis der menſchlichen Zuſtände jedenfalls eine merkwürdig frühreife iſt. Ein Stück wie die „Mitſchuldigen" läßt in der Tat „in die ſeltſamen Irrgänge, mit welchen die bürgerliche Sozietät unterminiert iſt" (Dichtung und Wahrheit II. 7; W. A. 27, 113), ſo tief blicken, wie nur ſelten ein ſo junger Mann blicken wird, zumal einer aus der „guten Geſellſchaft", die ſo viele Schäden ängſtlich dem Auge ihrer noch nicht „fertigen" Mitglieder verbirgt. Nirgends finden wir auch nur in den früheſten Produktionen Goethes jene groben Verzeichnungen, jene weltfremden Vorausſetzungen, mit denen etwa „Fiesko" überſäet iſt. Und noch in den ſpäteſten Werken ſehen wir unverkennbare Spuren früher und ſicherer Beobachtungsgabe — ſo etwa in jener Stelle der „Wanderjahre", in denen der Greis aus eigenſter Erinnerung das wunderſame „Aufblühen der Außenwelt" ſchildert (W. A. 25, 47). Aber freilich wird man eben auf ſolche jung geübte und geſchärfte Beobachtung faſt alle angeblich ſchon „angeborene Kenntnis der Welt" zurückführen müſſen, wie die klar verſtändige Charlotte in den „Wahlverwandtſchaften" (W. A. 20, 12) Ahnungen überhaupt als „unbewußte Erinnerungen glücklicher und unglücklicher Folgen, die wir an eigenen oder fremden Handlungen erlebt haben" auffaßt. Sehen wir doch auch in den Tagebüchern beſonders der erſten Weimarer Zeit einen ſcharfen Selbſtbeobachter und Selbſtprüfer an der Arbeit. Denn wenn

Goethe auch eine philosophisch-grübelnde Bemühung um Selbsterkenntnis stets abgelehnt hat, ward er doch nicht müde, die Folgen eigener oder fremder Handlungen mit praktischem Scharfsinn zu verfolgen. Wie die Regentin im „Egmont" vorher weiß, wie Alba sich benehmen wird, weil sie „in Staatsgeschäften alt genug geworden" ist (W. A. 8, 235), so konnte auch Goethe aus vielfältiger Aufmerksamkeit wohl manche Vorahnung dessen schöpfen, was die Erfahrung ihm dann bestätigte.

Und sicherlich wird man nebenbei wohl auch annehmen dürfen, daß der Jüngling Goethe doch oft genug „mit Lust zur Wahrheit jämmerlich geirret"; wie hätte er sonst leben sollen?

Kennte der Jüngling die Welt genau,
Er würde im ersten Jahre grau.
(Paralip. 155: W. A. 15, 2, 222.)

Immerhin muß man neben dieser frühfertigen Gabe der Beobachtung noch einen gewissen Instinkt annehmen, der aus einzelnen, freiliegenden Zügen Verborgenes zu erschließen vermag. „Es liegt in den Charakteren", sagt Goethe an jener Stelle (Gespr. 5, 38), „eine gewisse Notwendigkeit, eine gewisse Konsequenz, vermöge welcher bei diesem oder jenem Grundzuge eines Charakters gewisse sekundäre Züge stattfinden. Dieses lehrt die Empirie genugsam, es kann aber auch einzelnen Individuen die Kenntnis davon angeboren sein. Ob bei mir Angeborenes und Erfahrung sich vereinigt, will ich nicht untersuchen; aber so viel weiß ich, wenn ich jemand eine Viertelstunde gesprochen habe, so will ich ihn zwei Stunden reden lassen." Diese Begabung bezeichnet der Dichter einmal ganz herrlich mit den Worten „Phantasie für die Wahrheit des Realen" (Zu Eckermann 25. Dez. 1825; Gespr. 5, 255).

Was diese dunkle Vorahnung gewisser charakterologischer Zusammenhänge ihm früh verkündete, das ist später ein Grund- und Eckstein auch seiner Naturlehre geworden; denn jene Notwendigkeit bestimmter sekundärer Züge bei einem gegebenen Grundzug ist nichts anderes als

Dieser schöne Begriff von Macht und Schranken, von Willkür
Und Gesetz, von Freiheit und Haß, von beweglicher Ordnung,
Vorzug und Mangel,

in dem die „Metamorphose der Tiere“ (W. A. 3, 91) gipfelt.

Wie aber hier in der Naturlehre, so geht es Goethe auch in der Psychologie, die für ihn ja nur ein Teil der Naturlehre ist: nur ein Einzelfall seines unablässigen Studiums der vorhandenen Existenz. Wohl ist Goethe Empiriker; aber die Erfahrung soll bei ihm doch durchweg nur Ideen bestätigen, die er schon besitzt, die er mindestens in die systematische Verarbeitung der Empirie bereits mitbringt. Nicht aus absichtlicher Beobachtung, sondern aus instinktivem Vorgefühl sind die Grundanschauungen erwachsen, auf denen sich seine Psychologie aufbaut. „Angeboren“ im Sinne jener allgemeinen „Antizipation der Weltkenntnis“ ist vor allem der Punkt, der für seine Seelenlehre vor allen wichtig und fruchtbar wurde: die Idee von der inneren Gleichartigkeit oder mindestens von der weitgehenden Verwandtschaft aller Charaktere. Sie tritt gleich in den Jugendstücken mit überraschender Schärfe hervor. „Die Laune des Verliebten“ scheint in der Manier der französischen Komödie den Träger einer bestimmten Eigenschaft, den Eifersüchtigen, wie ein Wesen eigener Art unter die normalen Menschen zu stellen; schließlich läuft doch der Witz des Stückes gerade darauf hinaus, daß Eridon erkennt, er sei gerade so geartet wie die andern. Ähnlich sollte gewiß der früh geplante „Tugendspiegel“ ausgehn. „Die Mitschuldigen“ spitzen nun gar zu der Lehre zu, die Haller in dem berühmten Vers formuliert hat:

Wir irren allesamt, nur irrt ein jeder anders.

Sein Drama läßt eben deshalb die komischen Charakterrollen des Spielers und des Neugierigen als leichtere Abarten des homo sapiens erscheinen; der älteren Komödie waren sie pathologische Deformationen gewesen.

Von diesen noch unbestimmten Anfängen, die doch schon eigenartig und bezeichnend sind, entwickelt sich Goethes Psychologie rasch zu vollendeter Selbständigkeit und fertiger Abrundung. Die Krankheit, die den Leipziger Lebensstudien folgte, führte ihn wohl zuerst zu bewußter Selbstprüfung — ich erinnere nur an den berühmten Brief an Friederike Oeser (Briefe 1, 170) — und zuerst zu absichtlicher Beobachtung der andern.

Und in Straßburg, wo er von Herder lernte, sich Shakespeare ganz ergab und Erwin von Steinbach bewunderte, an dieser Geburtsstätte des reifen Goetheschen Genius, der bis dahin wie Homunkulus nur „entstehen wollte", in Straßburg ging ihm nun auch jener Begriff auf, der für seine Psychologie eine zentrale Bedeutung gewinnt: der des Dämonischen.

In den Straßburger Ephemeriden tritt sein Aufmerken auf die Eigenart des „großen Manns" überraschend stark hervor. Er zeichnet Sulla und Cäsar, auf diese Seite angesehen; er macht Bemerkungen allgemeiner Art. Der große Mann ist aber für den Schüler Herders, für den Lehrer der Romantiker kein anderer als der, der „einen eigenen Mittelpunkt hat", eine bestimmte innere Notwendigkeit, die ihn zwingt, gerade so zu handeln — es ist eben der Typus, der später mit jenem geheimnisvollen, von Goethe oft fast mystisch verwandten Ausdruck als der des Dämonischen bezeichnet wird.

Straßburg, oder vielmehr Sesenheim, bringt aber zu seiner bis dahin noch ziemlich akademischen blassen Psychologie noch ein weiteres Moment: er lernt den wichtigen Begriff der Stimmung beachten, mit dem er in einigen Sesenheimer Liedern oder in dem „Wanderer" fast virtuos spielt. Und so kann der Jünger Shakespeares bald schon Charaktertypen zeichnen, in denen die allgemein menschliche Grundlage in doppelter Weise modifiziert wird: durch ihre Individualität im allgemeinen, und durch die Stimmung des Moments im besondern. Dämonische Naturen wie Götz und Werther sind bei ihm nicht immer und ausschließlich nur Träger ihrer „ruling passion", ihrer ausschlaggebenden Eigenschaft. Während Molières „Misanthrope" eben immer nur Menschenfeind ist, während auch Söller und der Wirt in den „Mitschuldigen" nur Träger der Charakterrollen „Spieler" und „Neugieriger" waren, sind Götz und Werther manchen Stimmungen zugänglich, die bald den rauhen Ritter weich und liebenswürdig, bald den sentimentalen Träumer heiter oder arbeitsam zeigen und eben dadurch auch diese Gestalten dem allgemeinen Niveau der Menschenart nähern. Das hat nicht zum wenigsten geholfen, den „Götz" und den „Werther" so ungemein wirksam zu machen. Bis dahin sah man auf der Bühne und im Roman fast nur Figuren, die

ganz auf eine Eigenschaft gebaut waren und deshalb zahlreichen Lesern notwendig fremd bleiben mußten; Goethe aber schuf Menschen, mit denen jeder Beschauer wenigstens in gewissen Momenten sich verwandt fühlen konnte.

Von dieser Zeit an ist Goethes Psychologie im wesentlichen fertig. Wir haben sie nun in ihren Grundzügen darzustellen, um sodann kurz anzugeben, wie sie sich in seiner poetischen Technik, und wie sie sich in seiner Lebenspraxis geltend macht.

Für Goethes Psychologie ist zunächst ein allgemeiner Gesichtspunkt wichtig. Wir hoben schon hervor, daß alle wissenschaftliche Betätigung des Dichters aus gewissermaßen praktischen Motiven hervorgeht. Aber diese praktischen Motive sind von künstlerischer Art. Goethe studiert nicht, um zu lernen, sondern um zu schaffen. Man hat ja oft genug sein Wort zitiert: „Übrigens ist mir alles verhaßt, was mich bloß belehrt, ohne meine Tätigkeit zu vermehren oder unmittelbar zu beleben." Es sagt schwerlich zu viel. Für Goethe hat die Wissenschaft nur so weit Interesse, als sie Kunde gibt von der schöpferischen Macht und Kunst der Natur. Auf die Produktionsnormen der Natur richtet sich all seine Wißbegierde. Er will wissen, wie sie die Pflanze, das Tier, den Menschen formt; er will erkennen, wie sie die Gebirge baut und die Wolken gestaltet; er will die Geheimnisse ihrer Farbengebung aufdecken. Daher auch seine Scheu vor denjenigen Wissenschaften, die zu der unmittelbaren Produktion nur in entfernterer Beziehung stehen: er meidet die Mathematik, und während ihn die moderne Astrophysik sicherlich lebhaft interessiert hatte, läßt die Astronomie ihn kalt. Ebenso treibt er es im Bereich der Menschengeschichte. Ihn zieht es mächtig an, zu erfahren, welche Kräfte das Italien Cellinis oder das Frankreich Diderots hervorgebracht haben, welche Elemente die Eigenart des Beduinen in der Wüste oder des deutschen Dichters in der vorklassischen Zeit bestimmten; die historische Kritik als solche aber ist ihm fast verhaßt, weil sie nicht produziere, sondern zerstöre.

Sein Interesse an der Charakterkunde steht nun auf ganz demselben Boden, wie das bei dem schaffenden Künstler ja begreiflich genug ist. Für ihn ist die Psychologie die Lehre von der Tektonik der Charaktere, vom Aufbau der

Individualitäten. Sein Interesse bleibt durchaus bei dem Charakter, bei der individuellen Eigenart stehen. Ihm fehlt fast völlig dasjenige psychologische Interesse, das zumal bei den Dramatikern seiner Zeit weitaus das stärkste war: das Interesse an der Psychologie der Tat. „Emilia Galotti" beantwortet das Problem, wie ein Vater zur Tötung der eigenen Tochter gebracht werden kann; „Wilhelm Tell" zeigt, wie ein unschuldsvoller gutmütiger Landbewohner zum politischen Mord geführt wird. Für Goethe dagegen ist die Handlung schlechterdings nie mehr, als ein Symptom für die Eigenart der Person oder ihrer Stimmung. Wie gleichgültig sind die einzelnen Händel, in die Götz verwickelt wird, und selbst die einzelnen Abenteuer, die Wilhelm Meister durchzumachen hat! „Welche Schlacht hier gemeint sei", sagte Goethe über ein Porträt des Marschalls Lannes, „wissen wir nicht; aber es ist immer dieselbe Lage, in die er sich so oft versetzt gesehen, und die ihm dann endlich das Leben kostete" (W. A. 49, 1, 397). Man könnte gerade so von Tasso sagen, die letzte Szene mit der Prinzessin zeige ihn eben doch nur in derselben Lage der Übereilung und Unkenntnis der realen Verhältnisse, in die er sich so oft versetzt gesehen und die ihn schließlich vernichtete. Der Charakter als solcher ist für Goethe unbedingt die Hauptsache, und eben deshalb ist er im Motivieren sorgsamer als Schiller (Zu Eckermann 18. Jan. 1825, Gespr. 5, 137 vgl. ebd. 25. Mai 1831, Gespr. 8, 88). Schiller eilt zur Begründung von Tells zweitem Schuß und der erste ist ihm daher ein rasch erledigtes Stück Weges; Goethe muß den Apfelschuß mit Geßlers Charakter in Übereinstimmung setzen. — Doch auch das Interesse an der Psychologie der Situation, das z. B. für den alten englischen Roman so bezeichnend ist, tritt bei Goethe völlig zurück. Goldsmith fragt sich: wie werden bestimmte Situationen auf den Charakter des Landpredigers von Wakefield wirken? die Situationen sind ihm wirkende Faktoren. Goethe fragt: was werden bestimmte Situationen von Eduards oder Ottiliens Charakter offenbaren? die Situationen sind ihm nur Mittel zur psychologischen Erkenntnis. Überall bleibt dies für ihn die Hauptsache: den Charakter vor unseren Augen deutlich sichtbar zu machen. Die Individualität ist das „Urphänomen",

über das er nicht herauswill, zu dem er aber stets gelangen will; das Tun des Menschen hat bloß experimentelle Bedeutung, ist nur ein Mittel, jenes Urphänomen bloßzulegen.

Weil aber eben die menschliche Eigenart ein Urphänomen bleibt — „individuum est ineffabile", schrieb der junge Goethe: „die Individualität bleibt ein unaussprechlich Geheimnis" — deshalb bleibt er auch hier seinem Grundsatz treu, zu ignorieren, was vom Boden „bis zum Mittelpunkt der Erde" verborgen liegt. „Der Begriff des Entstehens ist dem Menschen durchaus versagt." Nirgends finden wir deshalb bei Goethe den Versuch, einen Charakter in seinem eigentlichen *Werden* zu schildern; nur seine *Entwicklung* aus dem angeborenen, eingeborenen Keim wird geschildert. Selbst Homunkulus ist sofort ganz das kluge, sichere, bewegliche Menschlein, das er bis zu seinem freilich so nahen Ende bleibt. So tiefgreifende Umgestaltungen des Charakters, wie sie etwa Shakespeare an Othello und Macbeth, Schiller an Tell und der Jungfrau von Orleans vorführt, oder so eingehende Motivierungen der Eigenart, wie sie der britische Dichter seinem Richard III. mitgibt, wird man bei Goethe vergeblich suchen. Die Art, wie Ottilie nach ihrem eigenen wiederholten Geständnis „aus der Bahn geschritten" ist, bezeichnet schon das Maximum der von ihm seinen Charakteren gestatteten Bewegungsfreiheit. Stärkere Umformungen der Individualität gedachte der junge Goethe zu schildern: wie Mahomet aus dem Schwärmer zum Tyrannen, aus dem Betrogenen zum Betrüger wird, vielleicht auch wie der Ewige Jude sich bekehrt; aber diese Konzeptionen liegen eben, wie wir schon sahen, der Abrundung von Goethes Psychologie voraus.

Nachdem er zu dieser gelangt war, sieht er also den *Charakter* als ein Urphänomen an, und zwar als etwas, das die Natur aus zwei Elementen formt: aus einem festen Kern, der eben die eigentliche „Individualität" ausmacht und den er später gern nach Leibniz „die Entelechie" benennt, und aus mehr beweglichen, flüssigen Bestandteilen. Die Analogie mit der modernen naturwissenschaftlichen Auffassung der morphologischen „Zelle" liegt auf der Hand; und in der Tat hat Goethes Grundidee von der inneren Gleichartigkeit alles

Naturgeschehens und aller Naturprodukte unzweifelhaft mitgesprochen. Wohl geht schon Lavaters Mitarbeiter (W. A. 37, 350. 352) darauf aus, den eigentlichen charakteristischen Kern der Eigenart herauszufühlen; aber ganz deutlich hat erst der Botaniker die Analogie ausgesprochen: „Bei Betrachtung der Pflanzen wird ein lebendiger Punkt angenommen, der ewig seinesgleichen hervorbringt" (II. 6, 305). Genau so muß der Mensch immer wieder tun, was aus dem innersten Kern seiner Persönlichkeit fließt, und deshalb sehen die Taten ihrem Vollbringer ähnlich wie Kinder dem Vater.

Es ist wohl nicht zu verkennen, daß der Dichter hier wie auch sonst oft zu real genommen hat, was für ihn selbst ursprünglich nur Gleichnis war. Er sah den „Mittelpunkt" des Wesens so deutlich in geometrischer Lage, wie er „höhere" und „niedere Kräfte" greifbar als „ein Oben und ein Unten" vor Augen sah; der Kern des Wesens ward ihm zu einer Realität, wie die Idee der Urpflanze eine solche ward. Ich möchte hier an Gottfried Keller erinnern, der von sich selbst bezeugt: „Wie die Dinge neben ihrer sachlichen Form in meiner Einbildung zugleich eine phantastisch typische Gestalt annahmen . . ., das rührte von der Gewöhnung des malerischen Bildwesens her, die sich jetzt einmischte, wo das Gedankenwesen herrschen sollte, während dieses sich wiederum an die Stelle drängte, die jenem gebührte. So sah ich den Kreislauf des Blutes gleich in Gestalt eines prächtigen Purpurstroms, an welchem wie ein bleiches Schemen das weißgraue Nervenwesen saß, eine gespenstische Gestalt, die in den Mantel ihrer Gewebe gehüllt, begierig trank und schlürfte und die Kraft gewann, sich proteusartig in alle Sinne zu verwandeln" (Der grüne Heinrich 4, 13).

So also faßt auch Goethe den Mittelpunkt des Wesens halb metaphorisch, halb real auf. Doch nicht jedes Tun geht aus dem innersten unveränderlichen Kern hervor; neben ihm liegen die andern Eigenschaften oder Dispositionen, die der einzelne mit andern teilt, denn „jeder Charakter, so eigentümlich er sein möge, und jedes Darzustellende, vom Stein herauf bis zum Menschen, hat Allgemeinheit" (Zu Eckermann 29. Okt. 1823; Gespr. 4, 304). Vorzugsweise sind sie ererbt, überliefert; und eben deshalb ist Goethe ja nicht müde geworden,

die Überſpannung des Originalitätsbegriffes und insbeſondere den Selbſtruhm der „Originalen“ zu verſpotten. — Indem nun alſo in jedem Charakter neben dem individuellen Kern andere Elemente liegen, gilt auch für die Einzelperſönlichkeit, was Goethe allgemein verkündet hat:

Kein Lebendiges iſt ein Eins,
Immer iſt's ein Vieles.

(„Epirrhema“ W. A. 3, 58.)

Und ſo ſagt er denn auch geradezu: „Im Grund ſind wir alle kollektive Weſen (Zu Soret 17. Febr. 1832; Geſpr. 8, 132). Er nimmt für die Pſychologie voraus, was die moderne Biologie für jedes lebende Weſen behauptet: daß es ein Kollektivum ſei, ein „Zellenſtaat“.

Durch dieſe Verbindung von verſchiedenartigen Beſtandteilen iſt nun dem Menſchen überhaupt erſt Bewegungsfreiheit möglich. Beſäße er nichts als jenen Seelenkern — wenn wir uns gleichnisweiſe ſo ausdrücken dürfen —, ſo wäre jeder Menſch eine Charakterrolle im Sinne eines klaſſiziſtiſchen Dramas: er wäre jederzeit und in jedem Augenblick nur Held oder nur Feigling, nur eiferſüchtig oder nur geizig; er lebte ſo, wie nach Otto Ludwigs Tadel die Figuren Hebbels ſprechen. Und folgerecht ergibt ſich weiter: je mächtiger jener Kern iſt, deſto ſtetiger iſt die Entwicklung, deſto notwendiger fließt jede Lebensäußerung aus dem innerſten Kern. Und ſo kommen eben jene „Dämoniſchen“ zuſtande, in denen eine charakteriſtiſche Dispoſition alles andere ſo gewaltig überwiegt, daß ſie ihr beſtändig folgen müſſen und die durch die Energie ihrer Lebensäußerungen einen ungeheuren Einfluß auch auf andere ausüben: Egmont mit ſeiner Lebensluſt und Fauſt mit ſeinem Erkenntnisdrang, Napoleon mit ſeiner Herrſchergewalt und Lord Byron mit ſeiner Dichterkraft. Aber die „Dämoniſchen“ bilden die Ausnahme. Bei den meiſten Sterblichen hält die Kraft der Nebeneigenſchaften der des innerſten Weſens die Wage.

Dieſe Anſchauung war Goethe ſo ſelbſtverſtändlich geworden, daß er ſich eigene Kunſtworte dafür geprägt hatte, die er gar nicht erſt glaubt erklären zu müſſen. Aus jenem innerſten Kern der Individualität heraus erwächſt das Bedürfnis

jeder Kreatur, sich dem eignen „Formtrieb" entsprechend zu entwickeln:

Denn ein Gott hat
Jedem seine Bahn
Vorgezeichnet.
(Harzreise im Winter 2, 61.)

Diesen Drang nun bezeichnet Goethe mit dem spezifischen Ausdruck „streben". Als „irren", als „Irrtum" benennt er dagegen jede Ablenkung von dem geraden Wege dieser inneren Vorzeichnung, jede Überwältigung des Eigensten, was wir haben, durch die anderen Kräfte. So aufgefaßt (und nur so, glaube ich, ist er aufzufassen) gewinnt einer der berühmtesten, am häufigsten zitierten Verse des „Faust" ein ganz neues Leben, eine frische Bedeutung, der Vers:

Es irrt der Mensch, so lang er strebt.

Er drückt eben dies aus, daß mit des Menschen Bedürfnis, sich „auszuleben", seiner eigenen Natur entsprechend sich auszubilden, Abweichungen und Rückfälle untrennbar verbunden sind. — Die Gesamtheit der Kräfte, die uns daniederhalten, benennt der Dichter mit einem Wort, das uns viel härter klingt, als er es nahm: es ist das „Niederträchtige" („Wanderers Gemütsruhe" im Divan W. A. 6, 106, vgl. Faust II. 7460, Paralip. 83: W. A. 45, 2, 183). Das Niederträchtige ist das, was uns herabzieht; im Gegensatz dazu steht das Wesentliche, das „gewaltsam sich vom Duft zu den Gefilden hoher Ahnen" hebt, das Ewig-Weibliche, das uns hinanzieht. Indem er seinem innersten Wesen gemäß lebte, ließ Schiller das Gemeine, was uns alle bändigt, „weit hinter sich in wesenlosem Scheine". Indem sie sich von außen, von Faust und mittelbar von Mephisto, bestimmen ließ, „fehlt" Gretchen, in der vorher die Natur „den eingebornen Engel" ausgebildet hatte. So entwickelt sich Goethes Psychologie ohne weiteres zur Moral; denn das Schöne, das Naturgemäße, das Wesentliche ist ihm eben auch das allein Erstrebenswerte.

Aus diesem beständigen Kampf zwischen dem Kern der Individualität und den andern Dispositionen, — einem Kampf, der nichts anders ist als das Leben selbst — lassen sich nun aber

doch gewiſſe typiſche Erfahrungen gewinnen. Wie die Pflanze ſich nach Goethes Lehre „von Knoten zu Knoten“ entwickelt, ſo kehren in jedes Menſchen Leben typiſch beſtimmte Entwicklungsmomente wieder; und gerade ſie ſind pſychologiſch beſonders wichtig und gerade ſie ſind poetiſch beſonders fruchtbar.

So ſchließt ſich an das erſte pſychologiſche Urphänomen, das der Individualität mit ihrem wunderſamen Aufbau, das zweite an: das der typiſchen Entwicklung.

Wir rechnen alle mit dieſer Anſchauung. Wir haben alle beſtimmte Vorſtellungen von dem Kind, dem Jüngling, Mann und Greis; wir haben alle wenigſtens ungefähr ein Bild von den Metamorphoſen, die der Menſch auf ſeinem Weg durch dieſe Lebensphaſen durchmacht. Für Goethe aber ſteigert ſich dieſe allgemeine Anſchauung zu der Idee einer hohen Geſetzmäßigkeit. Weil eben jeder Charakter Anteil an der „Allgemeinheit“ hat, deshalb muß auch jeder beſtimmte Stufen der Entwicklung durchleben. Und dieſe Stufen ſah er ganz klar und greifbar vor ſich.

Zweimal hat er die typiſche Entwicklung des Menſchen vollſtändig gezeichnet. Einmal in gedrängteſten inhaltſchweren Worten in jenem Gedicht mit dem monumentalen Titel „Urworte, Orphiſch“ (W. A. 4, 95) — und das andere Mal an einem hervorragenden Vertreter normaler Entwicklung: an ſich ſelbſt in „Dichtung und Wahrheit“.

In großartigen Zügen ſchildert das Gedicht das typiſche Schickſal des Menſchen (vgl. dazu Goethes eigenen Kommentar in „Kunſt und Altertum“; Hempels Ausg. 2, 241 f.). Als Urtatſache iſt der „Daimon“ gegeben, der Kern der Individualität, das unverrückbare Urgeſtein in der Tektonik des Charakters. „Die ſtrenge Grenze doch umgeht gefällig ein Wandelndes, das mit und um uns wandelt“: leiſere leichtere Dispoſitionen und Anlagen tauſchen ſich zwiſchen uns und unſerer Umgebung aus, bildet den einzelnen den andern an. Nun kommt es zu einer gewaltigen Berührung zwiſchen dem einzelnen und der Welt: zu jener mächtigen Entzündung unſerer Seele durch die Außenwelt, die Goethe bezeichnenderweiſe lediglich unter dem Begriff der „Liebe“ auffaßt, während ſie doch auch etwa in der Form des Ehrgeizes, der Ruhmſucht, der Hingabe an irgendein be-

stimmtes Ideal aufflammen kann. Aber für den Dichter ist eben jene eine Form der Berührung zwischen Mensch und Außenwelt die klassische. Doch auch in dieser Begegnung mit der Geliebten herrscht das Schicksal; auch hier ist „aller Wille nur ein Wollen, weil wir eben sollten" — wie das der Roman der „Wahlverwandtschaften" mit experimenteller Folgerichtigkeit vorführt. So bleiben wir überall gebunden, gefesselt, in unsere Individualität eingeschnürt, bis wir das Innerste freimachen und nun über allen Einflüssen dastehen:

Von der Gewalt, die alle Wesen bindet,
Befreit der Mensch sich, der sich überwindet.

Ausführlicher hat Goethe in seiner eigenen Lebensgeschichte die typische Entwicklung dargestellt. Er macht sich selbst zum typischen Individuum, mit großem Recht, aber doch nicht ohne hin und wieder Erlebtes, fast zufällig Erlebtes zum Notwendigen, zum typisch Geforderten umzudichten. Jede Entwicklungsstelle, jeden „Knoten" der Ausbildung hebt er besonders heraus, indem er mit Nachdruck auf der Metamorphose verweilt und durch Betrachtungen allgemeinen Inhalts seine umfassendere Bedeutung anschaulich zu machen sucht.

So erleben wir in regelmäßiger Folge die Stufen der Charakterentwicklung, deren jede Goethe sonst noch gelegentlich in eigner poetischer Darstellung verewigt hat. Wir tauchen mit ihm in die kindliche „Dumpfheit" eines fast unbewußten, gleichsam pflanzlichen Dahinlebens ein, das gewissermaßen noch vor der Ausbildung des Charakters liegt, doch aber schon Anzeichen genug gewährt:

Die Raupe schon, die Chrysalide deutet
Den künftigen bunten Schmetterling.

So läßt sich etwa aus dem Benehmen von Götzens Sohn Karl der künftige Domherr oder gelehrte Stubenhocker deutlich prophezeien. — Es folgt als erster Entwicklungsmoment die Entdeckung der Vaterstadt, das Aufblühen der Außenwelt: was das Kind gedankenlos gesehen, wird es nun plötzlich erst wirklich gewahr. Dieser Moment ist in der schon erwähnten Stelle der „Wanderjahre" geschildert, verhüllt in poetischem Glanz aber schon in dem großen Geständnis Pandorens im

„Prometheus“ (W. A. 39, 209). — Bald regt sich nun auch schon das kritische Vermögen und aus dem Vergleich der Tradition mit der Wirklichkeit, der überlieferten Ideale mit der Realität des Lebens entsteht das erste Grübeln, Ringen, Forschen. Die ursprünglich rein ästhetische Konzeption von Gott und Welt wird durch eine realistische verdrängt und in diesem Konflikt wird der Denker geboren, der Zweifler: Faust. Diesen bedeutsamen Moment hat Goethe an dem für seine Individualität besonders wichtigen Problem der Gerechtigkeit illustriert: das Erdbeben von Lissabon erregt zuerst in dem Knaben Zweifel an der schönheitsvollen Ordnung der geistigen Welt. Aus dieser Bedrängnis heraus ruft Iphigenie die Götter an:

O daß in meinem Busen nicht zuletzt
Ein Widerwille keime, der Titanen,
Der alten Götter tiefer Haß auf euch,
Olympier, nicht auch die zarte Brust
Mit Geierklauen fasse! Rettet mich
Und rettet euer Bild in meiner Seele!
(Iphig. v. 1712.)

Aus dieser Verzweiflung heraus klagt der Harfner die Götter an:

Und über seinem schuldgen Haupte bricht
Das schöne Bild der ganzen Welt zusammen.
(W. A. 5, 1, 25.)

Und aus dieser Stimmung heraus zerschlägt Faust die Ideale seiner Jugend und läßt die Geister klagen:

Weh', weh!
Du hast sie zerstört,
Die schöne Welt,
Mit mächtiger Faust;
Sie stürzt, sie zerfällt!
(Faust v. 1607 f.)

Nun folgen in Goethes Bericht die ersten literarischen Eindrücke — gleichsam das Aufblühen der literarischen Außenwelt —, an die sich rasch die ersten produktiven Regungen anschließen. Dieser Entwicklungsmoment ist in Wilhelm Meisters

Jugendgeſchichte dargeſtellt, in Taſſos Erinnerungen (im erſten Auftritt des zweiten Aufzugs) wenigſtens angedeutet. — Raſch reift der Jüngling auch zur Liebe heran, zu jenem „mächtigen Begegnen“ mit der Außenwelt, zu jenem Fliehen und Leiden, das Fauſt und Gretchen durcherleben. Die Liebe ſelbſt, die im „Werther“ als eine gleichmäßig glühende Leidenſchaft geſchildert iſt, wird in den „Wahlverwandtſchaften“ faſt zu reinlich in weitere typiſche Entwicklungsſtadien zerlegt: wie ſich das Wohlwollen (W. A. 20, 80) zu einem Bedürfnis der Anpaſſung (S. 92) ſteigert, wie es zur Leidenſchaft aufflammt (S. 136) und dieſe ins Grenzenloſe anwächſt (S. 169), wie die Beſchwichtigungsverſuche der Welt (S. 321) nur dazu dienen, die ganze Macht der Liebesleidenſchaft zu beleuchten (S. 359, 366). — Noch immer iſt der Jüngling nicht fertig; auch äußerlich muß er ſich vom Elternhauſe freimachen. „So löſen ſich in gewiſſen Epochen Kinder von Eltern, Diener von Herren, Begünſtigte von Gönnern los, und ein ſolcher Verſuch, ſich auf ſeine Füße zu ſtellen, ſich unabhängig zu machen, für ſein eigen Selbſt zu leben, er gelinge oder nicht, iſt immer dem Willen der Natur gemäß.“ (Dichtung und Wahrheit B. VI. W. A. 27, 95.) Dieſes Stadium der Entwicklung läßt der Dichter in „Hermann und Dorothea“ den Jüngling vor unſern Augen durchlaufen und wiederholt die Schilderung, heroiſch geſteigert, in „Pandora“ an den Kindern der Prometheus und Epimetheus. — Den Moment der Reife bezeichnet nun das plötzliche Hervorbrechen prophetiſcher Wünſche, die Goethe faſt zu gern als Verkündigungen künftiger Fähigkeiten anſieht: „Was man ſich in der Jugend wünſcht, hat man im Alter die Fülle.“ Das innerſte Weſen rührt ſich, begehrt nach Raum, möchte gern entſtehen. Auch dieſe Phaſe läßt Goethe den Taſſo ſchildern:

Wenn unerfahren die Begierde ſich
Nach tauſend Gegenſtänden ſonſt verlor,
Trat ich beſchämt zuerſt in mich zurück
Und lernte nun das Wünſchenswerte kennen.
(v. 881 f.)

Ob Eugeniens leidenſchaftliche Sehnſucht nach einer großen Stellung in der Welt ſich mit tragiſcher Ironie erfüllen oder

nur die Tragik des Verfehlens erhöhen sollte, scheint bei dem fragmentarischen Zustand der Schemata zur „Natürlichen Tochter“ ungewiß.

Bleibt so Goethes Psychologie durchweg auf den einzelnen geheftet, so hat er es doch nicht ganz versäumt, seine Lehre von der typischen Entwicklung gelegentlich auch in die Völkerpsychologie, in die Schilderung der allgemeinen menschlichen Ausbildung zu tragen. Dreimal hat er die ältesten Stufen der Kulturgeschichte skizziert: im „Prometheus“, in der „Pandora“, im ersten Teil des Festzugs im „Faust“ (vgl. darüber Euphorion 3, 106 f.). Auch hier, am deutlichsten im „Prometheus“ (W. A. 39, 205 f.) sehen wir die Reihenfolge: Entdeckung der Außenwelt — erste Probleme: Eigentum, Gerechtigkeit — Liebe — Loslösung; denn für Goethe wie für seine Lehrer Lessing und Herder gilt ja schon jenes von Häckel so glänzend verkündete „biogenetische Grundgesetz“, daß der einzelne denselben Plan der Entwicklung in sich allein durchlebt wie die Gesamtheit, der er angehörte, im ganzen: „Wenn auch die Welt im ganzen vorschreitet, die Jugend muß doch immer wieder von vorn anfangen und als Individuum die Epochen der Weltkultur durchmachen“ (Zu Eckermann 17. Jan. 1827; Gespr. 6, 20).

So hatte sich Goethe klar und bestimmt eine eigene Psychologie aufgebaut, die auf jenen Grundideen von der geistigen Struktur der einzelnen Seele und von der geregelten Folge der Entwicklungsstufen ruhte. Daß sie auf die Auswahl poetischer Momente Einfluß übte, sahen wir eben; aber natürlich mußte sie auch auf deren Behandlung wirken.

Goethes poetische Technik ist von seiner theoretischen Psychologie sehr wesentlich mitbestimmt.

Wir sahen schon, wie sie entsteht: ganz unabhängig von der Überlieferung bildet schon der Jüngling sich eine allgemeine Grundlage der Welt- und Menschenkenntnis aus, die dann von seiner reichen Erfahrung nur vervollständigt, kaum aber irgend verändert wird. Daß nun bei dieser Grundlegung die schulgemäße Psychologie der Zeit — wenigstens so weit ich es beurteilen und aus Desoirs gelehrter „Geschichte der deutschen Psychologie bis auf Kant“ entnehmen kann — gar keine Rolle

ſpielt, wird kaum befremden; ihre ſcholaſtiſchen Spekulationen haben für Goethe niemals Reiz gehabt und aus vollem Herzen ſtimmte er Schubarth zu, wenn dieſer behauptete, „daß es einen Standpunkt außerhalb der Philoſophie gebe, nämlich den des geſunden Menſchenverſtandes, und daß Kunſt und Wiſſenſchaft unabhängig von der Philoſophie, mittels freier Wirkung natürlicher menſchlicher Kräfte immer am beſten gediehen ſei“ (Zu Eckermann 4. Febr. 1829; Geſpr. 7, 4). Viel erſtaunlicher iſt es, wie wenig er ſich von der herrſchenden Literaturpſychologie beeinfluſſen ließ, von den in Drama und Roman ſeiner Zeitgenoſſen herrſchenden Anſchauungen über Charakter und Entwicklung. Iſt dieſe literariſche Seelenkunde doch die eigentliche Quelle und die beſtändige Ernährerin der „Vulgärpſychologie“: die in allgemeiner ſelbſtverſtändlicher Geltung befindlichen Meinungen über das Weſen des Menſchen beziehen von hier ihre Prinzipien ſo gut wie ihre liebſten Belege.

Die herrſchende Populärpſychologie in der Zeit des jungen Goethe müſſen wir alſo an der Literatur jener Epoche ſtudieren. Sie wird in klaſſiſcher Weiſe vertreten zunächſt durch das franzöſiſche Drama und dann durch den engliſchen Roman; beiden ordnet ſich die ältere deutſche Dichtung, ſo weit ſie ſich mit pſychologiſchen Problemen überhaupt befaßt, willig unter. Leſſings Charakterentwicklung im Drama wird von dieſer herrſchenden Pſychologie faſt ſo ſtark beherrſcht wie Wielands Charakterzeichnung im Roman; und dabei war Leſſing doch in der Theorie (zum Teil unter Mendelsſohns Einfluß) zu weit moderneren Anſchauungen über das Weſen der Charaktere und Empfindungen gelangt! — Die Pſychologie jener Zeit iſt noch immer dieſelbe, zu der Ariſtoteles den Grund gelegt hat; man könnte ſie kurzweg als „*Eigenſchaftspſychologie*“ bezeichnen. Sie glaubt an beſtimmte feſt umſchriebene „Eigenſchaften“, die wie ſelbſtändige Geiſter in der Seele wohnen. Es gibt eine beſtimmte Anzahl ſolcher Eigenſchaften und in faſt jedem Menſchen herrſcht eine unbedingt vor. So erklärt der Philoſoph Theophraſt, deſſen „Charaktere“ die Individualpſychologie zwei Jahrtauſende lang beherrſcht haben, das Rätſel, wie trotz der Gleichheit der allgemeinen beſtimmenden Faktoren — Klima, Sitten, Erziehung uſw. — etwa in Hellas

ganz verschiedene Menschennaturen nebeneinander existieren. Es hat sich gleichsam in der einen Seele ein Dämon des Geizes niedergelassen, in der andern der der Schwatzhaftigkeit oder der Feigheit, und so wird überall das normale Menschenbild pathologisch verzerrt. — Theophrasts Charakterlehre ist eigentlich nur eine Diagnostik, wie denn fast jede hellenische Wissenschaft vor allem eine Technik zur praktischen Unterscheidung und Beurteilung der Einzelfälle ist. Deshalb sammelte er aus der Komödie oder aus dem Leben typische Züge, aus denen der Ruhmsüchtige, der jungtuende alte Narr, der Kleinliche zu erkennen sind, und stellte sie in rascher Folge zusammen, meist so, daß die von der betreffenden Eigenschaft beherrschte Persönlichkeit sich in Worten und Handlungen unmittelbar charakterisiert. Es heißt also etwa von dem Schwätzer: „Er ist ein Mann von folgender Art. Wenn jemand, der ihm begegnet, über irgend etwas zu sprechen beginnt, so sagt er, das sei nichts, er wisse alles, und wenn er ihn anhören wolle, so werde er es erfahren. Und mitten in die Antwort wirft er die Worte ein: „Du, vergiß nicht, was du sagen wolltest"; „Schön, daß du mich daran erinnertest"; . . . „Gar schnell hast du die Sache begriffen". Und noch andere derartige Anfänge weiß er zu finden, so daß, wer ihm begegnet, nicht einmal zu Atem kommen kann . . . Bei Gerichtssitzungen hindert er am Urteile, in der Schaustellung am Zuschauen, beim Gastmahle am Essen, indem er sagt: „Schweigen ist schwer für den Schwätzer" . . . (Ich zitiere nach der schönen neuen Ausgabe der Philologischen Gesellschaft zu Leipzig S. 61.) Man sieht: das sind aus dem Leben — oder auch aus der Bühnenpraxis genommene Einzelzüge, die eben immer nur der einen Eigenschaft gelten. Wer nun einen Unbekannten trifft und etwa von ihm in dieser Weise angesprochen wird, kann ihn sofort als einen Schwätzer diagnostizieren. Diese Art, Einzelzüge zu einem Charakterbild zu sammeln, ist uralt. Wir besitzen schon in der altindischen Hymnensammlung des Rigveda ein Gedicht „Der Spieler", das völlig in dieser Manier typische Züge sammelt; und wer aus Goethes „Mitschuldigen" die Worte und Handlungen zusammenstellen würde, durch die der Dichter den vom Spielteufel besessenen Söller charakterisiert, würde fast genau dasselbe Charakterbild erhalten! Denn

diese Methode der Charakterzeichnung ist nun in der vom klassischen Altertum gespeisten Literatur zumal der Franzosen in ununterbrochenem Ansehen geblieben; ich erinnere nur an Theophrasts Übersetzer und genialen Nachahmer Labruyère. Gerade in Goethes Jugend ist das „literarische Porträt" wieder beliebt und zwar besonders auch in Deutschland: es ist eine mosaikartige Zusammenfügung von charakteristischen Einzelzügen, die die Mischung der allgemeinen „Eigenschaften" in gerade diesem Individuum wiedergeben soll. So haben wir etwa von Goethe selbst aus den Wetzlarer Tagen ein von Kestner, Lottens Bräutigam, entworfenes Porträt, das völlig in dieser Manier entworfen ist: „Aller Zwang ist ihm verhaßt. Er liebt die Kinder und kann sich mit ihnen sehr beschäftigen. Er ist bizarr und hat in seinem Betragen, seinem Äußerlichen verschiedenes, das ihn unangenehm machen könnte: aber bei Kindern, bei Frauenzimmern und vielen anderen ist er doch wohl angeschrieben. Für das weibliche Geschlecht hat er sehr viel Hochachtung" . . . Nach ganz derselben Methode werden die Figuren in den Romanen charakterisiert; nach ganz derselben Methode beleuchtet etwa Lessing in „Minna von Barnhelm" Tellheim durch kleine Züge, die ihn im Verkehr mit Vorgesetzten und Untergebenen, mit Gläubiger und Schuldner, oder im Konflikt mit Fragen der Ehre und der Liebe zeigen. Nichts von dieser Art bei Goethe. Gewiß hat auch Shakespeares große Art viel von dieser etwas kleinlichen Manier weggeblasen und ihn gelehrt, statt der vielen Nebenzüge das Wesentliche scharf und mächtig herauszustellen; gerade dies erkannte Herders genialer Blick als den großen Vorzug an Shakespeares Charakterzeichnung und gerade dies preist auch der Straßburger Goethe begeistert an seinem Heros. Und gewiß hat Shakespeare vor allem an den historischen Charakterfiguren Eigenschaftsmischungen von ganz neuer Art studiert und nachgeahmt. Aber Shakespeares Kunst fand eben in Goethes eigener Psychologie den fruchtbarsten Boden. Wie bezeichnend ist es, daß er die alte „Eigenschaftspsychologie" sogar beseitigt, wo er sie bei einer bestimmten Figur überliefert findet! Mohamet, bei Voltaire der Ehrgeizige, wird bei ihm zu einem Wesen dämonischer Art, durchaus mit einem herrschenden Kern der Individualität

ausgeſtattet — aber durchaus nicht ſo, daß dieſer irgendwie mit einem einzelnen Eigenſchaftswort bezeichnet werden könnte.

Und wie ſelten, wie vorſichtig macht Goethe ſogar in Briefen oder Geſprächen von dieſen allgemeinen Eigenſchaftsworten wie „ehrgeizig", „kleinlich", „heuchleriſch" Gebrauch! Wie vermeidet er im Roman und Drama durch kleine Züge auszudrücken, eine Figur gehöre unter eine von dieſen Rubriken! Wo er einmal ſolche Einzelheiten in Theophraſts Weiſe mitteilt, da liegen biographiſche Motive vor — eine Benutzung von Eigenheiten der Modelle, die ſelten beſtimmter Abſicht entbehrt. So zielt Antonios Schilderung von Taſſos Diätfehlern auf den Herzog Karl Auguſt und ſo enthält Ottiliens Gewohnheit, ſich zu bücken, wenn jemand etwas fallen läßt, wahrſcheinlich eine Anſpielung auf Minna Herzlieb. Ebenſo haben ſchon die antiken Dichter zur Verſtärkung des typiſchen Zugs „biographiſche Details" herangezogen.

Wie verfährt nun Goethe ſelbſt?

Wo bei den andern getrennte Gattungen der Charaktere angenommen werden, da läßt er aus einer Grundlage der Menſchennatur Arten hervorgehen, die ohne feſte Grenzen ineinander überfließen. Ein Darwin der Pſychologie zerſtört er die feſten Rollenfächer, die ſich aus jener Eigenſchaftspſychologie entwickelt hatten, ſo oft und wo immer ein feſter Stand von Berufsſchauſpielern entſtanden war. Da war aus dem „Ehrgeizigen" oder dem „Habſüchtigen" der „Intrigant" geworden — bei Goethe gibt es keinen Jago, keinen Marinelli oder Sekretär Wurm; ſein einziger Intrigant iſt ein Teufel und kein Menſch: Mephiſtopheles. Da war aus dem „Verliebten" der „Liebhaber" geworden. Bei Goethe finden wir keine Figur, die in dieſer Rolle aufginge wie Shakeſpeares Romeo oder wie Grillparzers Leander und ſelbſt Werther iſt ganz etwas anderes als nur der Verliebte, den Rouſſeau in der „Neuen Heloiſe", dem Vorbild an Goethes Roman ſchildert.

Und dennoch leugnet Goethe die typiſchen Gattungen der Charaktere ſo wenig, daß er im „Wilhelm Meiſter" geradezu die Rollenfächer des Theaters benutzt, um die Charaktere danach einzuteilen; er führt uns Philine, die leibhafte Soubrette, führt uns den Pedanten, den Polterer ſo vor, daß theatraliſche

Verwendung und menschliche Eigenart sich decken. Aber er glaubt eben, daß nur ausnahmsweise die Art eines Menschen in so scharf zugespitzter Weise zum Ausdruck kommt. Er überwindet die feste Einleitung der dramatischen Figuren nach den Rollenfächern, er zerstört die traditionelle Vorstellung vom Helden des Romans, indem er in Wilhelm Meister das Gegenteil dieses Romanheldenbildes zeichnet, und ebenso die vom Helden des Dramas, indem er den Tasso dichtet: nach dem Hamlet den ersten passiven Helden im Drama, der dann bei den Neuesten eine so häufige Nachahmung finden sollte. Goethe wird so zum Begründer der modernen literarischen Psychologie, die ganz und gar auf das Individualisieren ausgeht und von den traditionellen Typen fast ängstlich abweicht.

Und fragen wir näher, wie er diese bewundernswerte Tat vollbracht hat, die bei einem eifrigen, auf sein Personal angewiesenen Theaterleiter noch mehr als bei einem anderen erstaunlich scheint, so können wir kurz antworten: Goethes psychologische Technik setzt an die Stelle der alten „Eigenschaften" den Begriff der „Dispositionen".

Ein kaum zu überschätzender Fortschritt in realistischer wie in technischer Hinsicht! Denn jede sogenannte „Eigenschaft" zeigt den Menschen nur im Verhältnis zu ganz bestimmten Objekten oder Empfindungen. Der Geizige hat als solcher nur zu Geld und Geldeswert ein gegebenes Verhältnis, und ebenso der Verschwender; der Feige nur zu der Gefahr, der Tollkühne desgleichen; den Neugierigen, den Ruhmsüchtigen, die Kokette sehen wir nur in einer ganz bestimmten Stellung in scharfem Profil. Das konnte Goethe nicht genügen. Wie er bei seiner physiognomischen Tätigkeit sofort von den Gesichtszügen, die Lavater fast allein ins Auge gefaßt hatte, zu deren Grundlage, dem Schädel und dem Knochenbau, fortgeschritten war, so faßt er auch die Eigenschaften nur als Symptome tiefer liegender Eigenheiten auf. Das Dämonische bekundet sich in Egmonts Neigung zum Verschwenden nur nebenbei: er ist nicht schlechtweg der Leichtsinnige oder der Verschwender, sondern er ist der ganz im Augenblick lebende Mensch, der deshalb, wenn es der Augenblick fordert, auch ernst, gehalten, ja großartig zu sein versteht. Faust war vor Goethe nur auf eine Eigenschaft ge-

ſtellt, auf das Verlangen nach übermenſchlicher Kenntnis. Wie vertieft das Goethe! Die Sehnſucht, zu erkennen was die Welt im Innerſten zuſammenhält, das Bedürfnis, ſtatt der bloßen Worte eine lebendige Anſchauung der Urphänomene zu gewinnen, ſie ſind bei Goethes Helden nur Kennzeichen ſeiner überall auf tiefſtes leidenſchaftlichſtes Erfaſſen gerichteten Natur. Oder man vergleiche den eiferſüchtigen Eridon in der „Laune des Verliebten“ mit Taſſo! Dort ein Charakter aus einer Eigenſchaft gemacht; hier eine unendliche Fülle von Eigenſchaften aus einer Dispoſition, einer dämoniſchen Grundanlage entwickelt. Taſſo — die ausgeführteſte pſychologiſche Studie, die Goethe geſchaffen hat — kann ſo wenig mit einem Adjektiv bezeichnet werden wie das große Vorbild dieſer neuen literariſchen Pſychologie: wie Hamlet, jene einzige Geſtalt, in der Shakeſpeare ſchon völlig auf dieſem modernen Standpunkt ſteht und die gerade deshalb auf die Neueren und vor allem auf Goethe ſo ungeheuer gewirkt hat. Taſſo iſt von der dämoniſchen Neigung erfüllt, ſich überall die Wirklichkeit umzudichten; das macht ihn ſtreitſüchtig, wie es ihn hypochondriſch macht; das zwingt ihn, ſich die Prinzeſſin zur Geliebten umzudichten wie den nur kühlen Antonio zum Feind. Oder Eduard in den „Wahlverwandtſchaften“, ſcheinbar ganz auf eine Note geſtimmt, die der ungeſtümen Begehrlichkeit — bei näherer Betrachtung beſtätigt auch er die Praxis Goethes: auch dieſe Begehrlichkeit iſt nur ein Symptom ſeiner Unfähigkeit, ſich irgend zu beherrſchen, die Dinge ausreifen zu laſſen, die ebenſo in ſeinen dilettantiſchen Kunſtübungen oder in ſeiner Art, die Winke des Schickſals aufzufaſſen, zum Ausdruck kommt.

Auszunehmen ſind von dieſer allgemeinen Regel der Goetheſchen Literaturpſychologie natürlich alle allegoriſchen Figuren, wie die meiſten in „Pandora“, viele im zweiten Teil des „Fauſt“, in dem freilich auch ſonſt die Charakterzeichnung von der Lebensfülle heiterer Schöpfungen ſich nicht ſelten zu ſchematiſchen Typen verengt. Auch untergeordnete Nebenfiguren bleiben wohl gelegentlich Träger nur einer Eigenſchaft, wie Friedrich im „Wilhelm Meiſter“ wirklich nur der verkörperte Leichtſinn iſt — was immerhin ſchon eher eine Dispoſition als eigentlich eine „Eigenſchaft“ heißen kann. Auch

wuchs dem jungen — und wieder dem greiſen Dichter wohl einmal eine Eigenſchaft zu mächtig aus der Geſamtanlage heraus: Adelheid im „Götz“, die erſt die welt- und tatenfrohe Dame der großen Geſellſchaft werden wollte, geht ganz in Koketterie auf und Euphorion wird ganz nervöſe Beweglichkeit. An der Gültigkeit der allgemeinen Regel vermögen dieſe Fälle nichts zu ändern.

Es würde zu weit führen, wollten wir im einzelnen zeigen, welches neue „natürliche Syſtem“ der Charaktere Goethe an die Stelle des alten künſtlichen Syſtems der Rollen ſetzt. Im weſentlichen erblickt Goethe den Kern der Individualität wohl in dem Verhältnis des einzelnen zur Natur, zur realen Exiſtenz. Carlos und Clavigo, Taſſo und Antonio ſtehen ſich nicht gegenüber wie Gut und Böſe, wie Patriarch und Sultan, wie Tell und Geßler, ſondern wie zwei verſchiedene Arten, das Leben zu betrachten und anzufaſſen. Oreſts Lebensmüdigkeit und Pylades' Lebensfreude bilden Gegenſätze, die in Epimetheus und Prometheus zu pointierten Allegorien getrieben werden. Das Phantaſieleben Werthers und Mignons oder die großartige Nüchternheit der Weiſen im „Wilhelm Meiſter“, ja ſelbſt Charlottens und des Hauptmanns in den „Wahlverwandtſchaften“ ſind andere Beiſpiele.

Ebenſowenig können wir hier zeigen, welche Fülle tiefer Blicke in das Seelenleben aus dieſen Grundanſchauungen erwuchs. Gerade dadurch ſind Goethes pſychologiſche Einzelbeobachtungen oft charakteriſiert, daß ſie ein Überſchwanken von einer Eigenſchaft zur andern feſtlegen. Ich nenne nur als Beiſpiel die mehrfach wiederholte Bemerkung über den Umſchwung vom Idealismus zur Sinnlichkeit (Fauſt v. 3282 f.).

So wird die franzöſiſche Pſychologie mit ihren zugeſpitzten Charakteren für Goethe zur überwundenen Vorausſetzung, wie Linné mit ſeiner „trennenden“ Naturauffaſſung für die „vereinigende“ des Dichters. Und wie ihm „Tun und Denken, Denken und Tun“ überall eine untrennbare Einheit bildeten, ſo hat er auch in ſeiner *Lebenspraxis* die Folgerungen aus ſeiner Theorie gezogen. Aus derſelben Quelle mit ſeiner neuen Kunſt der Charakterzeichnung fließt *ſeine neue*

pädagogiſche Art. Er ſucht nicht mehr, wie die alte kirchliche Erziehung, wie Rouſſeau, wie Wieland alle Menſchen auf ein gemeinſames Ideal hinzulenken, ſondern milde und eingehend ſucht er jeden zu ſeinem individuellen Ideal zu fördern. Was in dem einzelnen weſentlich iſt, ſucht er zu entbinden, was in ihm eigenartig iſt, zu entwickeln. So handelte er als Freund wie als Beamter; ſo als Rezenſent wie als Pädagog. Deshalb ward es ihm zur Hauptaufgabe der erſten Weimarer Zeit, das Edle und Große, das in Karl Auguſt oft noch unklar gärte, zu voller Freiheit zu fördern. Deshalb erzog er ſich Chriſtianen nicht zur gebildeten Dame, ſondern zur treulich ſorgenden Lebensgefährtin, die ihm das Heim mit Behagen erfüllte. Sobald eine Perſönlichkeit in ſeinen Bannkreis trat, in der eine ſpezifiſche Anlage noch ſchlummerte, da wußte er dieſer Dispoſition zu voller Entfaltung zu verhelfen; ſo hinterließ er uns als letztes Geſchenk Eckermann, den feinſten und zuverläſſigſten Vertreter anſpruchsloſer treuer Heroenverehrung.

Aber auch für ſeine wiſſenſchaftliche Arbeit war jene fruchtbare Grundanſchauung ſegensreich. Für Goethe iſt der Vergleich von Menſchen- und Pflanzenleben, von ſeeliſcher und animaliſcher Entwicklung ja kein Spiel, keine geiſtreiche Analogie, ſondern der Ausdruck ſeiner tiefſten Überzeugung von der inneren Gleichartigkeit alles Lebendigen. So haben denn ſeine naturwiſſenſchaftlichen Studien ſeine Pſychologie gefördert, ſo hat aber auch umgekehrt ſeine Lehre von den fließenden Übergängen der Charaktere, vom Kern der Individualität, von der typiſchen Entwicklung der Menſchen ſeinen morphologiſchen und biologiſchen Forſchungen weſentliche Dienſte geleiſtet. Als der erſten einer hat der Beobachter der entoptiſchen Farben die Pſychologie in die Naturwiſſenſchaft hineingetragen. Und was die „Metamorphoſe der Pflanzen“ verkündet, das iſt ſchließlich nur die theoretiſche Erfüllung jener Ahnungen, die ſchon dem Jüngling die Orientierung in der bunten Mannigfaltigkeit der Menſchenwelt ermöglichten. Sie haben den Dichter zum Bahnbrecher der neueren Pſychologie gemacht und den Forſcher zum Pfadfinder der heutigen Naturkunde. Denn all dies liegt in jenen Worten beſchloſſen, die in

der Metamorphose der Pflanzen den Schlüssel zu Goethes naturwissenschaftlichem Glaubensbekenntnis bilden und die gleichzeitig über jede Betrachtung von Goethes Figuren als Motto gesetzt werden können:

Alle Gestalten sind ähnlich, und keine gleichet der andern.
Und so deutet das Chor auf ein geheimes Gesetz.

Goethes Art zu arbeiten.

Als man noch annahm, die Welt sei durch einmalige Schöpfungsakte entstanden, als man ebenso die Weltgeschichte im Staccato plötzlicher Umwälzungen sich bewegen ließ, da glaubte man auch bei den Werken des Genius mit der Behauptung eines einzigen schöpferischen Moments der Inspiration alles erklärt zu haben. Jetzt ist überall die Überzeugung eingetreten, daß die großen Ereignisse und die großen Werke vielmehr allmählicher, gesetzmäßiger Entwicklung zu danken seien. Erst seit *diese* Lehre durchgedrungen ist, hat man begonnen, die Vorgeschichte bedeutender Dichtungen aufmerksam zu studieren und für eine poetische Embryologie, für die Lehre von der Entstehung poetischer Schöpfungen, den Grundstein zu legen.

Es gibt nun zweierlei Wege, um in die Werkstatt des Dichters einzutreten. Entweder geht man von dem fertigen Werke aus, oder man setzt dies zum Ziel. Im ersten Fall verfolgt man die Absichten des Autors durch den ganzen Gang der uns vorliegenden Dichtung; im andern durch den ganzen Gang seiner Tätigkeit am Werke. Dort fragt man sich, was dieser Monolog oder jene Episode bedeute, man beachtet Kontrastwirkungen, Aktschlüsse und andere Formen der Gliederung. Hier stellt man alle erreichbaren Tatsachen der Vorgeschichte zusammen, um dann zu fragen, weshalb da geändert, da gekürzt sei; ob in der Zeichnung eines Charakters sich nicht eine veränderte Auffassung kundtue; welcher Zeitraum die Konzeption des Werkes von seiner Vollendung trenne. Man könnte den einen Weg das Studium der *äußeren* Technik,

den anderen — wie man von äußerer und innerer Form ſpricht — das Studium der *inneren* Technik nennen.

Das *Studium der äußeren Technik* iſt bedeutend leichter als das der inneren. Zunächſt und vor allem liegt das Material vollſtändig vor, da ja eben das fertige Werk ſelbſt es darbietet. Ferner ſind wir über die Abſichten des Autors, ſein Publikum, ſeine Stimmung uſw. im allgemeinen überwiegend gut unterrichtet, und es handelt ſich vorzugsweiſe um Akte bewußten Wollens, die zu deuten ſind. Goethe *will* mit dem Famulus Wagner eine Kontraſtfigur zu Fauſt geben; Heinrich Kleiſt *will* mit den Familienſzenen des Michael Kohlhaas den gutmütigen Grund dieſer ſo furchtbar aufgeregten Seele anſchaulich machen. Dazu liegen in parallelen Schöpfungen anderer Autoren zahlreich Hilfsmittel für die Interpretation der äußeren Technik zur Hand, und jeder Schauſpieler von Verſtändnis, jeder Leſer von Gefühl kann uns beraten.

Für das *Studium der inneren Technik* beſitzen wir das geſamte Material ſchlechterdings niemals. Denn wenn auch alle Aufzeichnungen vom erſten Aufblitzen des Gedankens bis zur letzten Redaktion vorhanden wären — was doch nur ausnahmsweiſe bei Naturen wie Hebbel oder den Goncourts der Fall ſein kann — ſo fehlen uns immer die Zwiſchenglieder, die jede neue Niederſchrift mit der vorigen verbinden. Aber gerade die Zeiten, in denen der Gedanke ſtill fortkeimte, ſind von der größten Wichtigkeit für die poetiſche Embryologie. „Es gibt bedeutende Zeiten," ſagt Goethe in der Geſchichte der Farbenlehre (Weimarer Ausgabe II 3, 131), „von denen wir wenig wiſſen, Zuſtände, deren Wichtigkeit uns nur durch ihre Folgen deutlich ſind. Diejenige Zeit, welche der Same unter der Erde zubringt, gehört vorzüglich mit zum Pflanzenleben." — Ferner aber handelt es ſich um Vorgänge, die ſchwer zu deuten ſind, weil ſie faſt ganz unbewußt ſich vollziehen. Wir können nicht, wie bei dramaturgiſchen Effekten, dem Autor ſeine Abſicht nachrechnen; um ſie nachzufühlen, müſſen wir uns in ſeine Seele ſelbſt hineinzuverſetzen ſuchen. Und wie weit wir endlich von analogen Vorgängen in der Seele eines anderen Dichters auf die des zu unterſuchenden Autors ſchließen dürfen, das

iſt noch ſehr die Frage. Uns zwingt einſtweilen die Verlegenheit, mit Otto Ludwig Lücken in der Vorgeſchichte eines Schillerſchen Werkes auszufüllen, Rätſel im Schaffen Goethes mit Analogien aus Hebbels Arbeit zu beantworten; eine ſpätere Zeit wird ſolche Ergänzungen vielleicht mit demſelben Entſetzen betrachten, mit der wir gewiſſe Rekonſtruktionen antiker Bildwerke beſchauen.

Trotzdem bleibt unzweifelhaft, daß neben höchſt individuellen Erſcheinungen dauernde, in der dichteriſchen Arbeit ſelbſt notwendig gegebene Vorgänge liegen, auf die die „Methode der wechſelſeitigen Erhellung" mit großem Vorteil anzuwenden iſt. Es iſt ferner ſicher, daß das Studium der äußeren und das der inneren Technik ſich gegenſeitig zu Hilfe kommen. Beſäßen wir ein gründliches Werk über die poetiſche Technik Goethes, wie wir es trotz zahlreicher in dieſe Richtung zielender Einzelarbeiten noch nicht haben, ſo würden wir wiſſen, was den Dichter z. B. in einer unvollendeten Szene am lauteſten zur Vollendung aufrief: ob ihn mehr ein Riß in der Motivierung der Handlung, oder eine leere Fläche in der Charakterzeichnung, eine ungenaue Symmetrie oder ein Fehler im Kolorit zur Beſſerung reizten. Und hätten wir, was noch lange nicht zu erhoffen iſt, ein erſchöpfendes Werk zur ſpeziellen Pſychologie Goethes, ein Lehrbuch über ſeine Art aufzufaſſen, zu kombinieren, zu geſtalten, ſich auszudrücken, ſo wären wir über manche vielumſtrittene Szene im Fauſt, über die „Moral" der Wahlverwandtſchaften, über die Bedeutung der Bakis-Sprüche im klaren. Aber die Fauſtphilologie beweiſt zur Genüge, daß weder hier noch dort an unbeſtreitbaren Daten Überfluß iſt.

Trotzdem iſt viel geſchehen. Für die äußere Technik haben Werke wie die von Freytag und Bulthaupt nicht wenig geleiſtet, für die innere hat Scherer ein großes Programm aufgeſtellt, Dilthey große Grundlinien gezogen, und R. M. Werner (für die Lyrik) den Anfang einer ſpeziellen Behandlung in großem Stil gegeben. Es iſt hier der Raum nicht, dieſe und verwandte Arbeiten in einer erſchöpfenden Unterſuchung über Goethes Art zu arbeiten weiterzuführen; vielmehr ſoll eine kurze Skizze hauptſächlich

dazu dienen, auf die wichtigsten hier noch zu lösenden Probleme hinzudeuten.

Das Allgemeinste ist bekannt genug. Goethe empfing die erste Idee zu einer poetischen Schöpfung durch einen äußeren Anstoß, der natürlich eine innere Vorbereitung schon voraussetzt (Eckermann 3, 163). Kleinere Gedichte erscheinen ihm auf einmal und ganz, und er muß sie gleich niederschreiben, sonst findet er sie nicht wieder (1815 zu Boisserée, Gespr. 3, 206). Anders ist es mit größeren Konzeptionen, die schon ihrem Umfang nach nicht „ganz und auf einmal" erscheinen können. In der Jugend trägt er auch hier die aufsteigenden Keime rasch ins Vorratshaus und eilt, sie schwarz auf weiß zu besitzen („Der ewige Jude"). Später schleppt er den Stoff Jahrzehnte mit sich herum und trennt sich nur schwer davon („Der Paria"). In der Weimarer Zeit finden wir beides oft vereinigt: nach langem Tragen plötzliche, schnelle Befreiung („Sereno die, quieta mente schrieb ich nach einer Wahl von drei Jahren den vierten Akt meiner Iphigenie an einem Tage"; vgl. Hempels Ausgabe 7, 97).

Solang Goethe sich mit einem poetischen Produkt beschäftigt, von der ersten Konzeption bis zur Fertigstellung, ist er abhängig von der Gunst des Moments, der „Stimmung". Die erste Ausarbeitung vollzieht er gewöhnlich in möglichst wenig unterbrochener Folge, dagegen zögert er, wo es sich darum handelt, die letzte Feile an das Werk zu legen oder gar es umzuformen. Schnell wird sein eigenes Werk ihm dann fremd und er betrachtet es historisch.

Auch in diesen allgemeinsten Zügen liegen schon individuelle Momente. Mit vollem Recht sieht schon Böttiger (Literarische Zustände und Zeitgenossen S. 66) eine bezeichnende Verschiedenheit der Individualitäten Goethes und Wieland darin, daß der Dichter des Oberon jederzeit gern bereit war, seine Arbeiten von neuem vorzunehmen, während Goethe die abgeworfene Schlangenhaut eines abgetanen seelischen Erlebnisses gern völlig von sich fortstößt. Aber im ganzen ist doch, wie Werners Buch beweist, Goethes Verfahren, so weit wir es hier umschrieben haben, das typische Verfahren des — ich möchte sagen — normalen Dichters überhaupt: desjenigen

Dichters, der weder, wie der grüblerische Hebbel, immer an den eigenen Tatzen saugt, noch, wie der zu früh unsterbliche Klopstock, in einer jungen Phase jeder eigentlichen Entwicklung abstirbt. In den angeführten Entwicklungsstadien zeigt Goethe fast nur in allerdings charakteristischer Reinheit die dichterische Arbeitsart schlechtweg. Wir müssen fragen, wo das Individuelle steckt? und weiter: wo das Goethe überhaupt, wo das bestimmten Phasen seiner inneren Geschichte Eigentümliche?

Für das Verständnis der inneren Technik Goethes wäre schon ein Bedeutendes geleistet, wenn man vollständig und systematisch diejenigen Momente zusammenstellte, welche für seine einzelnen Dichtungen den äußeren Anstoß geliefert haben. In der Jugend ist es meist eine durch Lektüre oder sonstige Mitteilung gewonnene historische Tatsache; so beim „Werther", beim „Götz", freilich auch später noch z. B. bei der „Natürlichen Tochter". In der Weimarer Blütezeit wirkt mit bemerkenswerter Häufigkeit das Auge auf die Entstehung der Dichtungen ein; einem überraschenden Anblick entsprang die Idee der „Fischerin", des „Neuen Pausias", des „Amyntas", angeblich auch des „Märchens". Das Alter hat überwiegend nur ältere Konzeptionen zum Abschluß zu bringen. Daneben zieht durch alle Phasen von Goethes Leben sich die Gelegenheitsdichtung im engeren Sinn, zu der eine Aufforderung von außenher den Anlaß gibt („Clavigo", Festspiele).

Es scheint also, als ob der „befruchtende Moment", wie R. M. Werner ihn nennt, für die Unterscheidung verschiedener Perioden in Goethes Dichtung Wichtigkeit gewinnen könnte. Dagegen ist wenigstens einstweilen nicht ersichtlich, daß er für Goethes gesamte poetische Eigenart sich verwerten läßt.

Im höchsten Grade gilt dagegen gerade dies für denjenigen Moment, der den in der Seele es Dichters erregten Stoff zu einer festen Organisation führt. Es handelt sich um das, was Goethe das „Aperçu" zu nennen pflegt.

Goethe hat sich über das Wesen des Aperçus wiederholt ausführlich ausgesprochen. Er sieht es als „unverhofftes Geschenk von oben" an; es steht in niemandes Gewalt und ist über aller irdischen Macht erhaben (Eckermann 3, 162): Man fühlt es voraus; es bereitet sich vor, wenn er fühlt, daß von vielen

Wegen alles gleichsam auf einen Punkt zusammenrücke (Italienische Reise, Hempel 24, 395). Die Wirkung des Aperçus beschreibt er an einer schon von Werner (a. a. O. S. 301) ausgehobenen Stelle, die dieser mit Recht von dem wissenschaftlichen Erkennen verallgemeinernd auch auf den dichterischen Prozeß übertragen hat: „Alles, was wir Erfinden, Entdecken im höheren Sinne nennen, ist die bedeutende Ausübung, Betätigung eines originalen Wahrheitsgefühles, das, im stillen längst ausgebildet, unversehens mit Blitzesschnelle zu einer fruchtbaren Erkenntnis führt. Es ist eine aus dem Innern am Äußern sich entwickelnde Offenbarung, die den Menschen seine Gottähnlichkeit vorahnen läßt. Es ist eine Synthese von Welt und Geist, welche von der ewigen Harmonie des Daseins die seligste Versicherung gibt" (Sprüche in Prosa Nr. 903).

Der Kern dieser Beschreibung liegt in den Worten „Synthese von Welt und Geist". Denn dies eben sind sonst getrennte Kreise. „Möchte man doch immer wohl bedenken," sagt Goethe einmal (Zur Mineralogie und Geologie, W. A. II 9, 91), „daß alle solche Versuche, die Probleme der Natur zu lösen, eigentlich nur Konflikte der Denkkraft mit dem Anschauen sind." Das Aperçu also bewährt seine Wunderkraft dadurch, daß es plötzlich diesen Konflikt beilegt und dem Geist eine wirkliche Anschauung der Welt gestattet. Denn die Denkkraft, die vorausgefaßte „hohe Meinung, womit der Geist sich selbst umfängt" ist der geborene Feind unbefangenen Anschauens. „Da bei meinen physikalischen und naturhistorischen Arbeiten alles darauf ankommt: daß ich das sinnliche Anschauen von der Meinung, insofern es möglich ist, reinige und sondere, so ist mir jede Belehrung sehr willkommen, die zunächst hierauf deutet" (an W. v. Humboldt; Briefe, Weim. Ausg. 10, 344). So finden wir auch im Tagebuch die Notiz: „Schwierigkeit sich am Anschaun zu halten. Nicht dogmatisch zu werden" (Tageb. 2, 260). Und ebenso ermahnt er Seidel: „Nur mußt du immer deine Meinung geringer halten als dein Auge" (Briefe 8, 313). Es gilt gleichsam dem Geist achromatische Gläser zu schleifen, damit er die Dinge ohne trübendes Medium sehe. Das trübende Medium aber ist die Individualität.

„Wunderſam iſt doch jeder Menſch in ſeiner Individualität gefangen, am ſeltſamſten außerordentliche Menſchen“ (an Frau von Stein 1, 257). Das eben iſt es, was auch Fauſt beklagt. „Du biſt am Ende — was du biſt“, ſagt ihm Mephiſto, und eben deshalb ſagt er ihm auch:

Mein guter Herr, ihr ſeht die Sachen,
Wie man die Sachen eben ſieht,

d. h.: ihr ſeht ſie nicht, wie ſie ſind. Unſer Schickſal iſt, durch den Zwang der Individualität gehemmt, von den Dingen ein falſches Bild zu erlangen. „Es iſt nichts ſchwerer als die Sachen zu nehmen für das was ſie ſind“ (an Frau v. Stein 1, 258).

In Rom iſt erſt Goethen jene erſehnte Gabe geſchenkt worden. Wieder und wieder betont er dies: „Mir iſt jetzt nur um die ſinnlichen Eindrücke zu tun“, heißt es beim Eintritt der Italieniſchen Reiſe (W. A. 30, 34). „Die Sache iſt, daß ich ... prüfe, wie weit es mit meinen Wiſſenſchaften und Kenntniſſen geht, ob mein Auge licht, rein und hell iſt ...“ Dann in dem ſchönen Brief an ſeinem Geburtstag 1787 die berühmten Worte: „In der Kunſt muß ich es ſo weit bringen, daß alles anſchauende Kenntnis werde, nichts Tradition und Name bleibe“ (Hempel S. 387). Und endlich der befriedigte Ausruf: „Ich wandle nun im Anſchauen, in der wahren unterſcheidenden Erkenntnis“ (ebd. S. 448). Nun alſo hat er es gelernt, die Dinge zu ſehen, wie ſie ſind; er hat das Geheimnis der Antike damit entdeckt: „Was den Homer betrifft, iſt mir wie eine Decke von den Augen gefallen. Die Beſchreibungen, die Gleichniſſe uſw. kommen uns poetiſch vor und ſind doch unſäglich natürlich, aber freilich mit einer Reinheit und Innigkeit gezeichnet, vor der man erſchrickt“ (ebd. S. 307).

Es klingt wie ein Paradoxon, wenn man Goethe wieder und wieder beteuern hört, wie ſchwer es ſei, die Dinge wie ſie ſind zu ſehen, wenn man in der Kunſt, dies zu ſehen, ihn das Geheimnis der Antike ahnen ſieht. Wie deuten wir jene geheimnisvollen Worte, die Goethe ſo gern und faſt wie Zauberformeln braucht? Was heißt denn das eigentlich, die Dinge ſehen wie ſie ſind?

Es heißt für Goethe: die Dinge in ihrer vollen Wesenheit sehen, so nämlich, daß das Allgemeine und das Besondere in ihnen zugleich hervortritt.

Goethe ist der Schüler Herders, und jene Lehre von den großen ewigen Typen, die Herder in seinen ästhetischen wie in seinen geschichtsphilosophischen Schriften so hinreißend vortrug, ist dem großen Schüler völlig in Fleisch und Blut übergegangen. „Jeder Charakter, so eigentümlich er sein möge", sagt Goethe in einem hochwichtigen Gespräch mit Eckermann (1, 52) „und jedes Darzustellende, vom Stein herauf bis zum Menschen, hat Allgemeinheit; denn alles wiederholt sich, und es gibt kein Ding in der Welt, das nur einmal da wäre." Und in dem wichtigen Aufsatz über den Versuch heißt es ganz ebenso: „In der lebendigen Natur geschieht nichts, was nicht in einer Verbindung mit dem Ganzen stehe . . . es ist nur die Frage: wie finden wir die Verbindung dieser Phänomene, dieser Begebenheiten?" (W. A. II, 11, 31.) Dies Allgemeine, dies Verbindende gilt es also zu erfassen, ohne das Individuelle darüber zu verlieren, denn „die Auffassung und Darstellung des Besondern ist das eigentliche Leben der Kunst." Wie ist nun beides zu vereinen? Das Einzelne, das Besondere muß aufgefaßt werden als Vertreter einer ganzen Klasse. „Der Poet soll das Besondere ergreifen, und er wird, wenn dieses nur etwas Gesundes ist, darin ein Allgemeines darstellen" (Eck. 1, 154). Da kein Ding in der Welt nur einmal da ist, muß man es unter seinesgleichen einstellen. Wenn der erhabene Geist Faust zu dem Dankesruf zwingt:

Du führst die Reihe der Lebendigen
Vor mir vorbei, und lehrst mich meine Brüder
Im stillen Busch, in Luft und Wasser kennen,

so hat er nur einmal getan, was der Dichter immer tut. Er zeigt die Dinge in ihrer uralten natürlichen Verwandtschaft. Er faßt in jedem Individuum neben der spezifischen die typische Seite auf. Dies ist jene oft zitierte Lehre Goethes von den „symbolischen Fällen": „es sind eminente Fälle, die in einer charakteristischen Mannigfaltigkeit des Repräsentanten von vielen anderen dastehen, eine gewisse Totalität in sich

ſchließen, eine gewiſſe Reihe fordern, Ähnliches und Fremdes in meinem Geiſte aufregen und ſo, von außen wie von innen, an eine gewiſſe Einheit und Allheit Anſpruch machen." (Briefwechſel mit Schiller 3. Ausg. 1, 338.) Eine Dichtungsweiſe, die ſich in ſolchen „ſymboliſchen Fällen" bewegt, benennt Goethe im Gegenſatz zur „einfachen Nachahmung der Natur" und zur „Manier", mit dem lobenden Wort „Stil": ihr ſchreibt er die Fähigkeit zu „die Reihe der Geſtalten zu überſehen" (faſt ganz die Worte Fauſts in jenem Monolog!), und er urteilt, daß für dieſen „höchſten Grad der Kunſt" genaue und immer genauere Kenntnis der Dinge und der Arten, *wie ſie beſtehen*, Vorausſetzung iſt (zur Italieniſchen Reiſe Hempel 24, 527).

Mit andern Worten: wir Sterblichen haben kein anderes Mittel, die Dinge in ihrer wirklichen Wahrheit zu ſehen, als durch Vermittlung eines ſymboliſchen Falls: „Das Wahre, mit dem Göttlichen identiſch, läßt ſich niemals von uns direkt erkennen, wir ſchauen es nur im Abglanz, im Beiſpiel, Symbol, in einzelnen und verwandten Erſcheinungen" (Verſuch einer Witterungslehre Hempel 34, 47). Berühmte Verſe des zweiten Fauſt ſprechen dieſelbe Anſchauung aus: „Im farbigen Abglanz haben wir das Leben." „Alles Vergängliche iſt nur ein Gleichnis."

Demnach können wir *den Goetheſchen Begriff des Aperçus* jetzt weiter dahin verdeutlichen: das Aperçu bringt Licht und Ordnung in eine noch ungeordnete Maſſe, indem es dieſelbe sub specie aeterni, unter dem Geſichtspunkte einer dauernden Erfahrung, eines typiſchen Falles anſchauen lehrt. *Es führt ſpezifiſche Fälle auf typiſche Begriffe zurück*. Daher kann es auch in ſpäteren Stadien der Arbeit von neuem rettend eingreifen: „Für den Roman fürchte ich übrigens gar nichts. Das wenige, was noch zu tun iſt, hängt von ein paar glücklichen Aperçus ab" (an Schiller 1, 192).

Keineswegs iſt dieſe Reduktion der bunten Fülle von Eindrücken auf gewiſſe ewige Typen zu verwechſeln mit einer Reflexionsdichtung, deren Weſen Goethe zeitlebens fremd und antipathiſch war. Verwahrt er ſich doch (Eckermann 3, 118) nach-

drücklich gegen solche Deutungen; schreibt er doch an Schiller (2, 351), die Philosophie zerstöre bei ihm die Poesie. Natürlich; denn was kann einem unbefangenen, in antiker Weise „unsäglich natürlich" hinzeichnenden Dichtergemüt mehr hinderlich sein, als wenn die vorgefaßte Meinung sich bis zu metaphysischen Systemen verhärtet? Gerade hierdurch wird ja die „Synthese von Geist und Welt" erschwert. In diesem Sinn hat Goethe in dem berühmten Brief an Jacobi (Br. 7, 213 ff.) geschrieben: „Dagegen hat dich aber auch Gott mit der Metaphysik gestraft und dir einen Pfahl ins Fleisch gesetzt, mich dagegen mit der Physik gesegnet, damit mir es im Anschauen seiner Werke wohl werde." In diesem Sinn hat er gegen die Abstraktionen der Newtonianer für das Recht des Augenscheins geeifert. Bezeichnend ist aber vor allem folgende Briefstelle: „Soviel Neues ich find', finde ich doch nichts Unerwartetes; es paßt alles und schließt sich an, weil ich kein System habe und nichts will als die Wahrheit um ihrer selbst willen" (an Fr. v. Stein 2, 325). Es schließt sich an, weil „die Kraft des menschlichen Geistes alles, was außer ihr ist und was ihr bekannt wird, mit einer ungeheueren Gewalt zu verbinden strebt" (Der Versuch als Vermittler von Objekt und Subjekt Hempel 34, 79). Es paßt alles, weil die innere Welt des Dichters, läßt man sie nur gewähren, der Außenwelt entspricht, der Mikrokosmus dem Makrokosmus: „Sieh Lieber, was doch alles Schreibens Anfang und Ende ist: die Reproduktion der Welt um mich durch die innere Welt, die alles packt, verbindet, neu schafft, knetet, und in eigener Form, Manier wieder hinstellt" (an Jacobi Briefe 2, 186 ff.). Der Augenblick, in dem sie die zerstreuten Strahlen der Außenwelt in eigener Form zu einem neuen Bilde sammelt, das ist eben der, in welchem das Aperçu sich vollzieht.

Verfolgen wir nun an ein paar Beispielen das künstlerische Aperçu bei Goethe. Als Anleitung diene wieder sein eigenes Wort zu Eckermann: „So kam Shakespeare der erste Gedanke zu seinem Hamlet, wo sich ihm der Geist des Ganzen als unerwarteter Eindruck vor die Seele stellte, und er die einzelnen Situationen, Charaktere und Ausgang des Ganzen in erhöhter Stimmung übersah, als ein reines Geschenk von oben" (Eck. 3, 163). Der Hamlet ist allemal der Probierstein unserer

Dramaturgen. Er war es auch, als Herder in ſeinem bedeutſamen Shakeſpeare-Aufſatz die „einzelne Hauptempfindung“ hervorhob, „die jedes Stück beherrſcht und wie eine Weltſeele durchſtrömt“ (Werke Suphan 5, 224). Wie dieſe Auseinanderſetzungen auf Goethe wirkten, habe ich bereits früher (Goethe-Jahrbuch 13, 230) angedeutet. Wir dürfen ſagen: *das Aperçu verleiht dem noch unbeſtimmten Stoff ſeine innere Form*. So iſt es alſo z. B. bei *Werther*. Gegeben ſind die Empfindungen, die Goethe ſelbſt durchſtürmten, die ganze ſentimentale Naturliebe, der Haß gegen die Konvention, das Gefühl der Iſolierung, die Liebe zu Lotte. Nun erfährt der Dichter Jeruſalems Schickſal — und das Aperçu iſt da: ſein individueller Fall wird durch die Analogie eines zweiten Einzelfalls ihm zum typiſchen Fall. Goethes Erlebniſſe in Wetzlar erhalten die innere Form, die den Werther zu einem einheitlichen Kunſtwerk macht, indem ſie auf die typiſchen Gefühle eines Jünglings dieſer Zeit zurückgeführt werden, ohne ihre Individualität zu verlieren. — Oder beim *Fauſt*: die bedeutende Puppenſpielfabel klang und ſummte in ihm gar vieltönig wieder, bis endlich das Symboliſche herausgefühlt war in Fauſts übermächtigem Drang nach Wiſſen. — Oder in „*Hermann und Dorothea*“: das ſinguläre Erlebnis der Salzburger Emigranten erhält durch ähnliche Schickſale in der Revolutionszeit typiſche Bedeutung; der Gegenſatz des Feſten und des Erſchütterten wird zur Grundempfindung des Epos.

Niemandem wird es entgehen, wie innig dieſe tiefſte Wurzel der individuellen Poetik Goethes verwandt iſt mit ſeiner Art wiſſenſchaftliche Probleme anzufaſſen. Auch hier iſt das Aperçu ihm die Hauptſache: „Bei der Wiſſenſchaft iſt die Behandlung null, und alle Wirkung liegt im Aperçu“ (zu Soret, Geſpräche 4, 335). Auch hier findet er erſt Ruhe, wenn er in einem reinen, klaſſiſchen Beiſpiel das Typiſche durch die individuelle Hülle durchſchimmern ſieht (vgl. die Bemerkung des Kanzlers v. Müller, Geſpräche 8, 199). So ſpricht er in der Italieniſchen Reiſe von neu errungenen Anſchauungen: „Italien ohne Sizilien macht gar kein Bild in der Seele: hier iſt der Schlüſſel zu allem“ (Ital. Reiſe, Hempel 24, 239). „Schlüſſel“ iſt ihm

Sizilien in demselben Sinn, wie die Urpflanze ihm Modell und Schlüssel der Natur ist (ebd. S. 308), wie die menschliche Figur ihm das A und O aller uns bekannten Dinge heißt (ebd. S. 385). Goethe hat ja auch selbst in der „Konfession des Verfassers" in der Geschichte der Farbenlehre (W. A. II 4, 286) seine künstlerische und wissenschaftliche Methode verglichen, hat auf beide mit Freude das Prädikat der „Gegenständlichkeit" angewandt (ebd. 27, 351) und hiermit auf die letzte Verwandtschaft seiner Dichtung mit seiner Forschung hingewiesen. Sie besteht eben in der Erfassung der „prägnanten Stelle" (W. A. II 8, 166): des Punktes, der im besondern das Allgemeine erkennen läßt.

Aufgabe eines vollständigen Lehrbuchs der Goetheschen Poetik würde es nun sein müssen, die großen Typen vollständig zu sammeln, auf die seine Gestalten sich reduzieren lassen, die festen Motive, die den Ereignissen seiner Dichtungen zugrunde liegen. Vor einer schematischen Aufzählung in Goethes eigener Art (z. B. im Briefw. mit Schiller 2, 324) dürfte man dabei keineswegs zurückscheuen. Vielmehr müßte sein Beispiel uns auch hier den Weg bahnen. Er hat die Probleme der Naturforschung regelmäßig bis zu einem „Urphänomen" verfolgt; und dies Urphänomen erschien ihm in der Regel in Gestalt eines periodischen Wechsels zweier Gegensätze: Systole und Diastole, Ausdehnung und Zusammenziehung, Wasserbejahung und Wasserverneinung. In derselben Weise muß man für Goethes Dichtung auf die großen Antithesen kommen, die sie beherrschen. Eine ganze Kategorientafel bietet er selbst in einer noch anzuziehenden wichtigen Stelle des Tagebuchs vom 26. März 1780: Heiterkeit — Trübe, Stärke — Schwäche, Gelassenheit — Begier (Tageb. 1, 112). Zeitweilig liegt die „Polarität" klar vor Augen. Der Gegensatz von Individuum und Welt beherrscht den Werther, den Götz, die Anfänge des Faust und gleichzeitige Entwürfe. Die Antithese von Lebenslust und Lebensmüdigkeit prägt sich in Hauptfiguren von Iphigenie, Tasso, Egmont, Nausikaa aus. Viele späteren Werke wie die Wanderjahre, die Natürliche Tochter, auch der Großkophta spielen auf dem Gegensatz von Begehrlichkeit und aufopfernder Entsagung. Jede Epoche in Goethes Leben wird eben selbst, wie nach jenem Wort Herders die Dramen Shake-

ſpeares, von einer Hauptempfindung beherrſcht und wie von einer Weltſeele durchſtrömt. Dem in ſeiner genialen Vereinſamung doch nach der Welt ſich ſehnenden Jüngling bezieht jeder Vorgang ſich auf die große Alternative: Ich oder die Welt; dem Mann, der in der „formloſen Luft“ des Nordens ſeine Lebensfreudigkeit einzubüßen fürchtet, beſtimmt dieſer Geſichtspunkt den ſymboliſchen Wert einer Fabel; dem Greis, der in der Aufopferung die höchſte der Tugenden erkannt hat, wird ſie zum Prüfſtein der typiſchen Fälle. Und erſt nachdem er das Beſondere auf ſolche großen allgemeinen Fragen bezogen hat, iſt er ſicher, das Ereignis zu ſehen, wie es iſt; iſt er überzeugt, das Allgemeine, das Dauernde im Individuellen zu erfaſſen.

Erſt jetzt können wir verſtehen, inwiefern die Italieniſche Reiſe in Goethes Art zu konzipieren Epoche macht. Er vertraut von jetzt an vollkommen den großen antiken Typen; er trägt gleichſam ein Fadennetz in ſeinem Auge, das jedes Objekt ſofort auf den Kreuzungspunkt zweier Linien ſtellen und ſo fixieren läßt. Und wenn er ſonſt auf den günſtigen Moment in Geduld wartete, ſo beſitzt er jetzt ein Mittel, das Aperçu zu erzwingen. Dies Mittel ſind ſeine berühmten Schemata. Man denke nur an ein Schema wie die „Skizzen des Gedankenganges“, die jetzt zum Fauſt (Weim. Ausg. 14, 287) abgedruckt ſind: „Streit zwiſchen Form und Formloſem . . . Helles kaltes wiſſenſchaftliches Streben Wagner. Dumpfes warmes wiſſenſchaftliches Streben Schüler . . . Lebensgenuß der Perſon von außen geſehen in der Dumpfheit Leidenſchaft 1. Teil. Taten Genuß nach außen und Genuß mit Bewußtſein, Schönheit zweiter Teil.“ Oder das Schema der Fortſetzung zur Pandora (Hempel 10, 383), wo die ſcharfe Symmetrie der Gegenſätze nach der Pracht lebensvoller Geſtaltung in den ausgeführten Szenen wahrhaft erſchreckend wirkt. Es gibt, zumal im zweiten Teil des Fauſt, Szenen, die nichts ſind als in Verſe geſetzte Schemata ſolcher Art. — Derartige Schemata alſo werden für den „alten Praktikus“ (Br. 10, 73) zu Hilfsmitteln, das Beſondere auf das Allgemeine zu bringen. Sie ſpielen in ſeiner poetiſchen Tätigkeit völlig die Rolle des Experiments und dienen wie dies als „Vermittler von Subjekt und Objekt“; und ſo

geben sie dem Dichter die Möglichkeit, den individuellen Fall auf gleichsam mechanischem Wege zu vertiefen.

Doch das geschieht nie ohne Schaden für die Dichtung; und wer möchte gewisse auf solche Weise hergestellte Figuren — so die drei Gewaltigen im zweiten Faust — den lebensvollen, „in Dumpfheit" (an Merck Br. 3, 215) empfangenen Gestalten wie Valentin oder Gretchen, ja auch nur wie die Studenten in Auerbachs Keller gleichstellen? Es geschieht denn auch nur, wo Goethe mit einer alten Aufgabe abschließen, reine Bahn machen will; und es geschieht nur selten in so arg antithetisch-konstruierender Weise, wie in jenem Schema des Gesamt-Faust. Ihre eigentliche Stätte haben die Schemata in Goethes wissenschaftlicher Tätigkeit, sowie in den kritischen Aufsätzen; man denke an die Tabelle zur „Neuesten deutschen Poesie" (Hempel 29, 267) oder auch an die „Epochen deutscher Literatur" (ebd. S. 261), wo die Jahrzehnte in ein festes Koordinatennetz eingetragen werden: „ruhig — unruhig — beschwichtigt — malkontent; — Form suchend — Form willkürlich zerstörend und besonnen herstellend — von Form sich entfernend — ins Formlose strebend." Hier wird das Besondere durch die einseitige Hervorhebung des Allgemeinen schier erstickt — wie in manchen Altersprodukten Goetheschen Dichtung freilich auch. Man erinnere sich, daß Goethe eine Zeitlang die Betonung des Typischen bis zur Wiedereinführung der Masken auf der Bühne trieb.

Wir haben Bedeutung und Geschichte des „Aperçus" bei Goethe nun in kurzen Strichen zu Ende geführt und was hierbei ihm eigentümlich sei, herauszuheben gesucht. Was geschieht nun in dem Dichtergeist, nachdem diese Offenbarung sich vollzogen hat, nachdem das Typische und damit zugleich das Poetische (Eck. 1, 38) an dem Gegenstand erkannt ist?

„Ein entschiedenes Aperçu ist wie eine inokulierte Krankheit anzusehen; man wird sie nicht los, bis sie durchgekämpft ist" (Geschichte der Farbenlehre Heft II 4, 304). Ebenso heißt es in der Italienischen Reise: „Die über organische Natur, deren Bilden und Umbilden mir gleichsam eingeimpften Ideen erlaubten keinen Stillstand, und indem mir Nachdenkendem eine Folge nach der andern sich entwickelte, so bedurfte ich zu eigener

Ausbildung täglich und stündlich irgendeiner Art von Mitteilung" (Ital. Reise, Hempel 24, 406). Der Gedanke also führt, gleichsam unabhängig von seinem Besitzer, ein eigenes Leben; er entwickelt sich. Wüßten wir wie, so wären wir freilich im innersten Zentrum der Goetheschen Gedankenwelt, bei den „Müttern" gleichsam seiner Werke. Goethen selbst hat diese Frage lebhaft interessiert. Er war durchaus überzeugt, daß diese Entwicklung seiner Gedanken, wie alles in der Welt, festen Gesetzen gehorche. Wichtig ist vor allem eine Stelle aus dem grüblerischen Tagebuch von 1780: „Ich muß den Zirkel, der sich in mir umdreht, von guten und bösen Tagen näher bemerken, Leidenschaften, Anhänglichkeit, Trieb dies oder jenes zu tun. Erfindung, Ausführung, Ordnung, alles wechselt und hält einen regelmäßigen Kreis, Heiterkeit, Trübe, Stärke, Elastizität, Schwäche, Gelassenheit, Begier ebenso. Da ich sehr diät lebe, wird der Gang nicht gestört und ich muß noch herauskriegen, in welcher Zeit und Ordnung ich mich um mich selbst bewege (Tageb. 1, 112). Soweit es sich dabei nun um Dinge handelt, die vom Willen abhängen oder doch von der Absicht gefördert werden können — also z. B. bei „Erfindung, Ausführung, Ordnung" — wußte er dieser automatischen Bewegung durch bewußte Einteilung nachzuhelfen: „Sonst," sagt er im hohen Alter, „hatte ich einen gewissen Zyklus von fünf oder sieben Tagen, worin ich die Beschäftigungen verteilte; da konnte ich unglaublich viel leisten" (1827, zu v. Müller; Gespr. 6, 164). Es wäre nicht bloß für die Goethephilologie, sondern noch in höherem Grade für die Psychologie sehr wichtig, wenn man an der Hand seiner Tagebücher diese Angabe nachprüfte und gleichzeitig untersuchte, ob diesen kleinen Schöpfungswochen Zyklen periodischen Felderwechsels im großen entsprechen: ob so Jahre vorzugsweise wissenschaftlicher und vorzugsweise poetischer Arbeit, und wieder Zeiten überwiegend lyrischer, epischer, dramatischer Tätigkeit in geordnetem Wechsel sich die goldenen Eimer reichen.

Aber mit dieser äußerlichen Verteilung auf ein paar Hauptbegriffe ist das Wesen der Gedankenzirkulation nicht erschöpft. Gern vergleicht Goethe die Entwicklung seiner Gedanken mit

den Bewegungen des Planetenſyſtems. „Was für wunderbare Operationen muß mein Kopf machen! und doch ſind nur wenig Dinge, die drin auf- und abgehen wie's Firmament über unſern Häupten“ (an Frau v. Stein 1, 92). Er ahnte in ihnen einen geordneten Kosmos: „Bei der großen Menge von Ideen wird es mir ſauer zu ſchreiben, denn es ſind keine einzelne Bemerkungen und Begriffe, ſie ſind zuſammenhängend, haben mancherlei Beziehungen unter ſich und bewegen ſich, wenn ich ſo ſagen darf, jeden Tag weiter“ (an Frau v. Stein, Briefe Weim. Ausg. 8, 148). Er iſt ſich bewußt, daß dies ein perſönlicher Vorzug iſt: „Aber nun gibt's noch einen Goethe . . . weil er arbeitend immer gleich eine Stufe höher ſteigt, weil er nach keinem Ideale ſpringen, ſondern ſeine Gefühle ſich zu Fähigkeiten, kämpfend und ſpielend, entwickeln laſſen will“ (an Auguſte v. Stolberg Br. 2, 234). Er weiß endlich auch, worauf dieſe Begabung beruht: auf der Stetigkeit, die er in ſeiner Natur beſitzt. „Ich bin mehr als jemals überzeugt,“ ſchreibt er bei Gelegenheit eines naturhiſtoriſchen Problems (an Schiller 1, 201), „daß man durch den Begriff der Stetigkeit den organiſchen Naturen trefflich beikommen kann.“ Und in pſychologiſcher Anwendung: „Folge! das einzige wodurch alles gemacht wird, und ohne das nichts gemacht werden kann, warum läßt ſie ſich ſo ſelten halten!“ (an Voigt Br. 10, 248, wörtlich ebenſo von Riemer mitgeteilt Geſpr. 2, 275). Indes hilft dies alles noch nicht zur Beantwortung der Frage, worin denn eigentlich eine folgerechte Entwicklung des Aperçus beſtehe; denn an ein im Collegium logicum erlerntes Durchquälen desſelben durch logiſche Schablonen iſt nicht zu denken.

Aber auch hier kommen uns eigene Berichte Goethes zu Hilfe. In jener ſo wichtigen Unterredung mit Eckermann am 29. Okt. 1823 fährt er nach der von uns ſchon zitierten Forderung von der Durchdringung des Allgemeinen und Beſondern fort: „Auf dieſer Stufe der individuellen Darſtellung beginnt dann zugleich dasjenige, was man Kompoſition nennt“ (Eck. 1, 53). Der getreue Famulus iſt ſich unklar, was Goethe gemeint habe. Es ſcheint doch nichts anders gemeint, als daß der Dichter unter dem neu gewonnenen Geſichtspunkt den ganzen Stoff durcharbeite, um die durch Offenbarung ihm

fühlbar gewordene Einheit der Grundstimmung, der inneren Form auch tatsächlich durchzuführen. So berichtet er, wie er eine neu gewonnene Vorstellungsart auf die ganze Physik anzuwenden versucht (Tag- und Jahreshefte W. A. 36, 55). So schreibt er über die optischen Studien, deren Aperçu ihm längst „inokuliert" war, an seinen Herzensfreund Jacobi, nach Auguste Stolberg und vor Schiller den intimsten Vertrauten seiner künstlerischen Geheimnisse: „Die Materie, wie du weißt, ist höchst interessant und die Bearbeitung eine solche Übung des Geistes, die mir vielleicht auf keinem andern Wege geworden wäre. Die Phänomene zu erhaschen, sie zu Versuchen zu fixieren, die Erfahrungen zu ordnen und die Vorstellungsarten darüber kennen zu lernen ..., dazu gehört eine Durcharbeitung seines armen Ichs, von deren Möglichkeit ich auch sonst nur keine Idee gehabt habe" (Br. 10, 219). Setzen wir für die wissenschaftlichen Schlagworte die der poetischen Technik ein, so erhalten wir in wünschenswertester Fülle ein Rezept der dichterischen Komposition: die Gestalten zu erschauen, sie zu Handlungen zu bringen, die Entwicklung der Charakterzeichnung zu ordnen und die Wirkung auf den Leser zu prüfen — ist das nicht das Ganze der Komposition eines in der Hauptsache schon fertigen Stoffs? (Zu dem Terminus „Komposition" vgl. noch Eck. 3, 243—44 und schon Briefe 9, 72, wo Moritz zitiert wird.)

Es handele sich z. B. um den Egmont. Die Gestalten sind längst dem Dichter nahegetreten; Egmont, Oranien, Alba fesseln ihn und mit jener Kraft, die ihm vor allen eigen ist, hat er sie leibhaft gesehen, mit geschultem Auge und hellem Sinn. „Die Gegenständlichkeit meiner Poesie bin ich denn doch jener großen Aufmerksamkeit und Übung des Auges schuldig geworden" (Eck. 1, 147). Aber noch sind es trotzdem „schwankende Gestalten", noch ist er nicht imstande, sie festzuhalten. Da kommt die blitzartige Erleuchtung. Schon längst hat ihn „das Dämonische" gefesselt; in Adelheid hat er es gezeichnet, die selbst den Femboten in ihre Reize verstrickt. Jetzt wird es ihm zum Schlüssel des neuen Dramas. Die „attrattiva" Egmonts wird zur Grundempfindung und Seele des Stückes, wie der Dichter selbst (Dichtung und Wahrheit, Weim. Ausg. 29, 175) ausdrücklich bezeugt. Damit ist das „Werde Licht!"

in das Chaos gesprochen. Es beginnt die Komposition. Der Dichter beschaut in stiller Sammlung die ihm schon bekannten Figuren auf ihr Verhältnis zu Egmonts Anziehungskraft; nicht nur Oraniens Freundschaft und Klärchens Liebe, auch Albas Abwehr erhalten eine eigentümliche Färbung. Die Gunst des Volkes muß ins Licht gesetzt werden. Ja der Tod Egmonts selbst gewinnt eine eigenartige Gestalt: so schön und gewinnend ist seine Erscheinung, daß er selbst, der Held, vor der Vernichtung einer so einzigen Bildung einen Augenblick wenigstens bebt. Er denkt pathetisch, was Goethe einmal scherzend von einer originellen Erscheinung schreibt: „Die Natur kann nun wieder eine Weile operieren, bis sie ein so neckisches Wesen zum zweitenmal zusammenbringt" (an Schiller 2, 358). — In solcher Weise also wird nunmehr das ganze Werk auf den einen Grundton gestimmt und durchkomponiert. Erst jetzt gewinnt es jenes spezifische Gewicht, das Goethe (Eck. 1, 99) mit gutem Grund den Schauspielen Platens absprach. So schwebt über jedem Werk Goethes — wie Herder es von Shakespeare rühmen durfte — der Hauch einer ganz individuellen Atmosphäre. Die Figur Tassos könnte nicht in den Egmont verpflanzt werden; sie verlangt die Luft jener zarten Empfindlichkeit, die in verschiedenen Nuancen alle Gestalten am Hofe von Ferrara umgibt. Wo einmal Goethe eine ältere Figur zu verpflanzen versuchte, da mißglückte es: wie wenig gleicht der Prometheus der „Pandora" dem des großartigen Jugendfragments!

Es versteht sich von selbst, daß diese Durchkomposition Sache des poetischen Takts ist und nicht mühsamen Anprobierens. Freilich wird ein erfahrener Meister durch überlegte Abtönungen viel leisten können (vgl. Eckermann 1, 211). Aber die „zarte chemische Verwandtschaft, wodurch die Leidenschaften sich anziehen und abstoßen, vereinigen, neutralisieren, sich wieder scheiden und herstellen" (an Schiller 2, 252) ist nicht durch psychologische Stöchiometrie zu ermitteln. Der Dichter muß es fühlen, ob eine Figur, eine Situation dem Grundton des Stückes widerspricht. Und bei Werken langjähriger Arbeit wie beim Faust und Wilhelm Meister werden auch dem Größten Verstöße begegnen. Denn jede Störung kann gefährlich werden. Deshalb liebt Goethe je später je mehr während der

Durcharbeitung ſich zu iſolieren. Wie notwendig die Sammlung ſei, das empfand er zuerſt heftig in jenen an glänzenden Entwürfen ſo überreichen Jahren, die der Abfaſſung des Werther folgten. „Fauſt", „Mahomet", „Prometheus", „Künſtlers Erdenwallen" — es iſt nicht eins, das nicht in heftigen Worten über die Störung unvergleichlicher Momente durch Unberufene klagte. Sie rauben ihm die Stimmung. „Es iſt übrigens für unſereinen mit der Geſellſchaft immer eine traurige Sache, man erfährt was, aber man lernt nichts, und was wir am meiſten, ja einzig brauchen: Stimmung wird nicht gegeben, vielmehr zerſtört" (an Schiller 2, 83; im allgemeinen vgl. R. M. Werner, Lyrik und Lyriker S. 34 und 251 f.). Deshalb liebt Goethe es durchaus, ſich in ſolchen Momenten zu iſolieren. „Um den Fauſt zu vollenden, hab' ich mich ſonderbar zuſammennehmen müſſen. Ich muß einen magiſchen Kreis um mich ziehen, wozu mir das günſtige Glück eine eigne Stätte bereiten möge" (Br. 8, 305). Er weiß, wie unendlich das fördert: „Es käme jetzt nur auf einen ruhigen Monat an, ſo ſollte das Werk zu männiglicher Verwunderung und Entſetzen, wie eine große Schwammfamilie aus der Erde wachſen" (an Schiller 1, 316). Und noch ſtärker: „Ich habe die Erfahrung wieder erneuert, daß ich nur in einer abſoluten Einſamkeit arbeiten kann und daß nicht etwa das Geſpräch, ſondern ſogar ſchon die häusliche Gegenwart geliebter geſchätzter Perſonen meine poetiſchen Quellen gänzlich ableitet" (an Schiller 1, 401). Er hat es in den letzten Jahren wiederholt beklagt, daß er nicht zurückgezogener gelebt, ausſchließlich ſeiner Poeſie ſich gewidmet habe (Eckermann 1, 76). Auch bei wiſſenſchaftlicher Reflexion wehrt er alle fremden Einflüſſe ab, bis er „ſeine eigene Kraft an einem ſolchen Objekt durchverſucht" (Falk, Goethe aus perſönlichem Umgang dargeſtellt S. 9).

Aber jene Hilfsmittel, von denen wir ſchon ſprachen, helfen nicht bloß das Aperçu reifen, ſondern auch bis zu einem gewiſſen Grad die Stimmung erſetzen. Wieder unterſcheidet dies den erfahrenen Dichter von dem jugendlichen. „Zwar weiß ich wohl, wie ſchwer es hält, doch müſſen ſie nach und nach, durch Nachdenken und Übung, dem dramatiſchen Metier ſo viel Handgriffe abgewinnen, daß Genie und reine

poetiſche Stimmung nicht gerade zu jeder Operation nötig ſind" (an Schiller 2, 358). Hauptſächlich freilich beſteht dieſe Übung in der Kunſt, „Stimmungen, und wie ſich uns Angenehmes und Unangenehmes aufdrängen mag, im Augenblick zu nutzen (ebd. 1, 148). Aber im Notfall läßt die Poeſie ſich doch auch kommandieren. Am 6. März 1799 ſchreibt Goethe: „Wir wollen ſehen, wie weit wir's im Wollen bringen können" (an Schiller 1, 178); am 16. März kann er berichten: „Von der Achilleis ſind ſchon fünf Geſänge motiviert und von dem erſten 180 Hexameter geſchrieben. Durch eine ganz beſondere Reſolution und Diät habe ich es gezwungen" (ebd. 182). Freilich mißtraut er dann der den Muſen abgetrotzten Arbeit (ebd. 184) und ſeinen Eckermann hat er wiederholt gewarnt, nicht zu forcieren (Eck. 1, 164 und 2, 137). So gab ſchon der Jüngling ſeinen guten Rat:

Geſchieht wohl, daß man einen Tag
Weder ſich noch andere leiden mag.
Will nichts dir nach dem Herzen ein;
Sollt's in der Kunſt wohl anders ſein?
Drum hetze dich nicht zur ſchlimmen Zeit,
Denn Füll' und Kraft ſind nimmer weit:
Haſt in der böſen Stund' geruht,
Iſt dir die gute doppelt gut.

(Gedichte, Weim. Ausg. 2, 189.)

Aber auch das Fehlen oder Vorhandenſein der günſtigen Stimmung iſt Goethe geneigt, für ein geſetzmäßiges Phänomen zu halten. Auch wird dieſe Meinung dadurch beſtätigt, daß nach dem Bericht ſeines Arztes Perioden beſonderer Produktivität faſt ſtets durch Krankheiten abgeſchloſſen wurden (Geſpr. 8, 209). Faſt jeder Dichter bevorzugt gewiſſe Jahres- und Tageszeiten oder vielmehr wird von ihnen bevorzugt (vgl. Scherer Poetik S. 169, R. M. Werner a. a. O. 251 f.). Goethe iſt vor allem von der Sonne abhängig; Makarie in den Wanderjahren iſt nur eine ins Mythologiſche gehende Übertreibung ſeiner eigenen Wetterempfindlichkeit. „Meine Sachen gehen ſo fort und ich habe Heiterkeit genug ihnen nachzugehen und nachzuhelfen. Das ſchöne Wetter hilft

zu allem" (an Frau v. Stein 2, 324). Und umgekehrt: „Das Wetter ist immer sehr betrübt und ertötet meinen Geist; wenn das Barometer tief steht und die Landschaft keine Farben hat, wie kann man leben?" (an Herder Br. 9, 19). In solchen „farb- und freudlosen Stunden" wendet er sich dann von schaffender zu bloß vorbereitender Arbeit (an Schiller 2, 8). Überhaupt sorgt er vor, um die Ungunst der Jahreszeit auszubessern: „Auf den Sommer muß ich mir was erfinden, es sei was es will, um mir eine gewisse Heiterkeit wiederzugeben, die ich in der schlimmsten Jahreszeit ganz vermißte" (an Schiller 2, 176). Besonders charakteristisch ist eine sehr späte Äußerung. Am 21. März 1830 sagt er zu Eckermann: „Es ist unglaublich, wie viel der Geist zur Erhaltung des Körpers vermag . . . Der Geist muß nur dem Körper nicht nachgeben! So arbeite ich bei hohem Barometerstande leichter als bei tiefem; da ich nun dieses weiß, so suche ich bei tiefem Barometer durch größere Anstrengung die nachteilige Einwirkung aufzuheben, und es gelingt mir. In der Poesie jedoch lassen sich gewisse Dinge nicht zwingen, und man muß von guten Stunden erwarten, was durch geistigen Willen nicht zu erreichen ist" (Eckermann 2, 137). Also auch hier schließlich die Mahnung zu geduldigem Abwarten, wie er es ebenso bei Erforschung naturwissenschaftlicher Gegenstände übte (Eckermann 2, 9).

Zum „Durchdenken" der Probleme benutzte Goethe, wie die Tagebücher zeigen, am liebsten die Morgenstunden.

Während Goethe so über die Voraussetzungen einer besonders günstigen Stimmung nur ganz im allgemeinen Auskunft zu geben weiß, ist er über die Bedingungen genauer unterrichtet, die für ihn das Arbeiten überhaupt erst ermöglichen. Er hat erklärt, daß er in einem schiefgebauten Zimmer sich unglücklich fühlen würde: das Gefühl des Perpendikels und der Wasserwage mache uns erst zu Menschen. Man erinnere sich, wie der Anblick pallagonischer Fratzen in Sizilien ihn in wahre Verzweiflung setzt. — Andererseits darf das „Milieu" nicht allzu phäakisch-behaglich sein: „Eine Umgebung von bequemen und geschmackvollen M ö b e l n hebt mein Denken auf und versetzt mich in einen behaglichen passiven Zustand" (Ek. 2, 220). — Seine optischen Studien brachten ihn zu interessanten Beob-

achtungen über die „sinnlich-sittliche Wirkung" der einzelnen Farben (Farbenlehre Weim. Ausg. II, 1, 307 f.). Er lobt besonders den „durchaus warmen und behaglichen Eindruck" des Gelben: „das Auge wird erfreut, das Herz ausgedehnt, das Gemüt erheitert, eine unmittelbare Wärme scheint uns anzuwehen" (ebd. 311). Auch das Rotgelb ist bei Umgebungen angenehm (ebd. 312); dagegen erscheinen Zimmer, die rein blau austapeziert sind, leer und kalt (ebd. 314). Unerträglich wäre ihm eine violett gefärbte Tapete (ebd. 317). Schließlich bleibt er wohl beim Grün: „Man will nicht weiter und man kann nicht weiter. Deswegen für Zimmer, in denen man sich immer befindet, die grüne Farbe zur Tapete meist gewählt wird" (ebd. 321). — Ich weiß im Augenblick nicht anzugeben, wie weit Goethe diese theoretischen Erkenntnisse in seiner Arbeitsstube praktisch verwertet hat; sehr wahrscheinlich ist aber, daß er sie großenteils eben aus seiner eigenen persönlichen Erfahrung abstrahiert hat.

Höchst lehrreich müßte es sein, in seinen Werken die „sinnlich-sittliche Wirkung" der jedesmaligen Umgebung eingehender zu studieren. Allgemein wird sich natürlich ergeben, daß auf Momente hochgespannter Erregung das Lokal weniger Einfluß ausübt, als auf passivere Stimmungen. Der Garten der Villa Borghese ist der Hexenszene nicht anzumerken, aber Schloß Dornburg den dort entstandenen Gedichten. Manche Verse lyrischer Natur — „Über allen Wipfeln ist Ruh'" — sind lediglich Wiedergabe der durch die Natur erregten Stimmung; aber auch bis zu epischer Gestaltung kann solch Gefühl sich verdichten: „Der Fischer" (Eckermann 1, 55). Kurz, es lohnte sich wohl, eine vollständige Topographie der Entstehung Goethescher Dichtungen anzufertigen. Wieviel erklärt schon von den Stilverschiedenheiten des „Faust" das Itinerar des Dichters!

Wo er sich aber befinde, er ist immer tätig. Eine völlige Stockung — wie sie besonders nach der „grimmigen Krankheit" von 1801 eintrat — erscheint bei dem Produktivsten der Sterblichen als pathologisches Phänomen. „Die Natur," schreibt ihm Schiller (Briefw. 2, 178) „hat sie einmal bestimmt hervorzubringen; jeder andere Zustand, wenn er eine Zeitlang anhält, streitet mit ihrem Wesen." Und er selbst weiß das am besten:

„Das Bedürfnis meiner Natur zwingt mich zu einer vermannigfaltigten Tätigkeit" (an Knebel Br. 5, 228). Er arbeitet immer; er produziert nur nicht immer. „Ihre eigene Art und Weise zwischen Reflexion und Produktion zu alternieren ist wirklich beneidens- und bewundernswert. Beide Geschäfte trennen sich in ihnen ganz, und das eben macht, daß beide als Geschäfte so rein ausgeführt werden." So schreibt der größte Kenner Goethes, Schiller, an ihn (Briefe 2, 1). Und Riemer bezeugt: „Allerdings benutzte Goethe gelegentliche Ereignisse, wenn und wie sie ihm zupasse kamen (vgl. an Schiller 1, 148). Ja er wartete öfters, wie ein römischer Augur auf Vogelflug und Omen, daß sich etwas ereignen, ihm aufgehen, ins Haus kommen werde, welches zum Abschluß seiner Arbeit dienen könne, und hatte seine Tage, wo er aufs Erfinden ausging (vgl. Sprüche in Prosa H. 19, 645: „Was ist das Erfinden? Es ist der Abschluß des Gesuchten"). Meist glückte es ihm" (Mitteilungen über Goethe 1, 209). Die Tage also, die zur Produktion nicht geeignet sind, nützt er zur Reflexion aus; denn er fühlt es vorher, ob er einen arbeitsamen Tag haben wird (an Frau v. Stein 1, 354). Natürlich gehört wieder erst der Technik des erfahrenen Mannes, der mit seinem Talent häuslicher geworden ist (an Karl August Br. 4, 21), solcher strenge „Gebrauch der Zeit" an. Aber ein Wechsel zwischen Aufnahmefähigkeit und Verschlossenheit, zwischen „Systole" und „Diastole" durchzieht doch, unabhängig von seinem Wollen, sein ganzes Leben. Es gibt Zeiten, in denen er nur auf Bereicherung seiner dramatischen und epischen Vorratskammer denkt (1781 an Fr. v. Stein 1, 334), und wieder solche, in denen er fürs Neue fast gar kein Gefühl mehr hat (1777 an die Mutter Br. 3, 186). Ausführlich berichtet er dem Herzog selbst über dies psychologische „Urphänomen": „Mich heißt das Herz das Ende des Jahres in Sammlung zubringen, ich vollende mancherlei im Tun und Lernen und bereite mir die Folge einer stillen Tätigkeit aufs nächste Jahr vor, und fürchte mich vor neuen Ideen, die außer dem Kreise meiner Bestimmung liegen. Ich habe deren so genug und zu viel, der Haushalt ist eng und die Seele unersättlich. — Ich habe so oft bemerkt, daß, wenn man wieder

nach Hause kommt, die Seele, statt sich nach dem Zustand den man findet einzuengen, lieber den Zustand zu der Weite aus der man kömmt ausdehnen möchte, und wenn das nicht geht, so sucht man doch so viel als möglich von neuen Ideen hereinzubringen und zu pfropfen, ohne gleich zu bemerken, ob sie auch hereingehen und passen oder nicht (vgl. dagegen an Fr. v. Stein 2, 325). Selbst in den letzten Zeiten, da ich doch jetzt selbst in der Fremde nur zu Hause bin, hab ich mich vor diesem Übel, oder wenn sie wollen vor dieser natürlichen Folge nicht ganz sichern können. — Es kostet mich mehr, mich zusammenzuhalten, als es scheint, und nur die Überzeugung der Notwendigkeit und des unfehlbaren Nutzens hat mich zu der passiven Diät bringen können, an der ich jetzo so fest hange" (1784 Br. 6, 405). Noch strenger und allgemeiner hat der Greis sich über die Notwendigkeit dieser „passiven Diät" ausgesprochen (Ferneres über Weltliteratur, Hempel 29, 675).

Sache einer eingehenden Untersuchung wäre es nun wieder, die Perioden der Reflexion und der Produktion, der Sammlung und Zerstreuung, der Ebbe und der Flut (vgl. R. M. Werner S. 466 f.) auszumessen, zu untersuchen, ob eine gewisse, gleichsam planetarische Regelmäßigkeit, wie es Goethe vermutete, in ihrem Wechsel zu beobachten ist. Im allgemeinen kennen wir ja die Epochen seiner höchsten Fruchtbarkeit: die fragmentenreiche Zeit des „Prometheus", die mit fertigen Werken gesegnete des Zusammenwirkens mit Schiller, die lyrische Hochflut der Divansgedichte. Wir wissen auch, daß die Produktivität verschiedene Formen annahm. Der jugendlich lebhafte Dichter ist von der Lust erfüllt, alles was im Leben einigermaßen Bedeutendes vorgeht zu dramatisieren (Dichtung und Wahrheit, Weim. Ausg. 28, 235); der Freund Schillers bevorzugt die epische Form, der verjüngte Greis die lyrische. Auch das ist natürlich und von Goethe selbst bezeugt, daß die Produktivität der Jugend größer und frischer war als die des Alters (Eck. 3, 161), obwohl anzurechnen ist, was bei derselben Gelegenheit Goethe selbst von der „wiederholten Pubertät" genialer Naturen sagt. Aber wir möchten auch hier neben dem Allgemeinen das Besondere fassen. Auf einiges deuteten wir schon im Eingang hin. Manche Gedichte schrieb Goethe in un-

glaublicher Schnelligkeit, so nicht nur in der Jugend die „Geschwister“ und den „Clavigo“, sondern auch im Alter „Des Epimenides Erwachen“. Andere wurden nach langer Mühe rasch vollendet, so „Iphigenie“; wieder andere zogen sich durch Jahrzehnte hin: nicht nur „Faust“ und „Wilhelm Meister“, sondern auch der „Paria“ (vgl. allgemein Riemer a. a. O.). Lag das bloß am Stoff? lag es bloß an der Zeit der Konzeption? lag es nicht vielleicht daran, daß gewisse Probleme an der äußersten Peripherie seines Gedankenkreises lagen und daß er beim Umschreiten seines geistigen Besitztums sie seltener besuchte als andere, zentraler gelegene, und daß deshalb die Wahrscheinlichkeit geringer war, bei dem neuen Besuch des alten Gebietes gerade einen fruchtbaren Moment zu treffen?

„Lieber Bruder,“ schreibt Goethe an Herder, „der Augenblick des Zeugens ist herrlich, das Tragen und Gebären beschwerlich, so aber geboren ist, Freude“ (Br. 3, 80). Zum Improvisator war Goethe nicht berufen, trotz einiger glänzender Ausnahmen (vgl. R. M. Werner S. 456; zu Goethes Übung im Improvisieren, Briefe an Fr. v. Stein 2, 185. Übrigens ist es merkwürdig, daß ein genau beschriebener Fall Goethischer Improvisation, 1814, Gespr. 3, 143, mit einem von Goethe selbst an Voltaire bewunderten Beispiel, bei Eckerm. 2, 34, sich in allen Nebenumständen deckt). Aber zum Schriftsteller fühlte er sich geboren (an Fr. v. Stein 2, 68). Er war sich der „eingeborenen Methodik“ bewußt, die er, indem er sie gegen Natur, Kunst und Leben wendete, zu immer größerer Sicherheit und Gewandtheit ausbildete (Tag- und Jahreshefte, Hempel 27, 234). Er wußte, auch wenn er lang harren mußte, daß er in seiner Art beharren mußte. „Ich darf nicht von dem mir vorgeschriebenen Weg abgehen,“ erkennt schon der Dreißigjährige (Tageb., Weim. Ausg. 1, 89); „seinen eigenen Weg zu verfolgen bleibt immer das Vorteilhafteste,“ bekräftigt der fast Siebzigjährige (Tag- und Jahreshefte S. 227). Und so geht er seinen alten Gang seine liebe Wiese lang, ohne Hast aber auch ohne Rast, bis endlich in ihm die Arbeit sich vollendet hat. Die Komposition ist nach langem „Tragen und Gebären“ zum Ziel gelangt, der Stoff fertig durchgearbeitet. Noch ist ein letzter Kampf zu bestehen: die Un-

luſt, die im Kopf gehegten Geſtalten zu entlaſſen. Am ſchwerſten wird ihm das Niederſchreiben. Eine neue Szene ſagt er ſich lieber bloß vor (an Fr. v. Stein 1, 269); diktieren könnte er's noch allenfalls (ebd. 250). Dennoch bringt er es „in guten Stunden" zuſtande, die Märchen aufzuſchreiben, die er ſich ſelbſt zu erzählen von jeher gewohnt iſt (an Knebel Br. 6, 96) und wie entſchieden, feſt und ſicher dann die Niederſchrift ausfiel, das ſchildert Eckermann (Eck. 3, 197). Und Goethe ſelbſt bezeugt von der erſten Niederſchrift des „Fauſt": „Ich hatte ihn auf Poſtpapier geſchrieben und nichts daran geſtrichen, denn ich hütete mich eine Zeile niederzuſchreiben, die nicht gut war und die nicht beſtehen konnte" (Eck. 2, 43). Zuletzt aber ward ihm das Schreiben ſelbſt von Briefen zur Pein (an Dalberg Br. 4, 187); er diktierte nur noch, indem er im Zimmer umherging, wie Schmeller es gezeichnet und Schuchardt es beſchrieben hat (Rollett, Die Goethe-Bildniſſe S. 177). Auch beim Nachdenken pflegte er in ſeinem Garten mit langſamen Schritten auf und ab zu gehen, ohne ſich hinzuſetzen (Falk, Goethe aus perſönlichem Umgang S. 205) und blieb nur manchmal ſtehen, wohl nicht bloß um zu beobachten, ſondern auch um irgendeinen „kleinen Knoten" zu löſen (an Schiller 2, 289). Ausdrücklich bezeugt er ſelbſt: „Was ich Gutes finde in Überlegungen, Gedanken, ja ſogar Ausdruck, kommt mir meiſt im Gehn. Sitzend bin ich zu nichts aufgelegt" (Tageb. 1, 111). „Drum das Diktieren weiter zu treiben," fügt er ſelbſt hinzu.

Stand ſo endlich nach langer mannigfach wechſelnder Arbeit das Werk auf dem Papier, ſo unterſchied ſeine Art es fertig zu machen ſich wohl wenig von der anderer. Am meiſten ſcheute er das „zeitverderbliche" Ausſtopfen der kleinen Lücken, die man in der Arbeit gelaſſen (an Schiller 2, 263; vgl. ebd. 383). Gern läßt er dies bis zuletzt, z. B. bei Egmont (Italien. Reiſe S. 463). — Eine proſodiſche Reviſion hat er erſt in ſpäteren Jahren vorgenommen. Früher vertraute er dem Geſchmack darin mehr als irgendeiner Regel (an Kayſer 7, 169). Später ließ er ſich von Voß und andern beraten — und ließ doch in „Hermann und Dorothea" die „ſiebenfüßige Beſtie" laufen. Sehr ungern ging er an ein Umändern des ſchon Ge-

druckten (Riemer 1, 301). Aber eben deshalb zögerte er lange, eh er das Manuskript in den Druck gab: schon Merck mußte ihn antreiben, und an Seidel schreibt er: „Man druckt nie zu spät, wohl aber leicht zu früh“ (Br. 8, 2).

Ging er wirklich an eine Umarbeitung, so machte es natürlich einen Unterschied, wie er dem Werk gegenüberstand. Der Werther mußte 1782 „in seiner Mutter Leib zurückkehren“ (an Knebel Br. 6, 96); auch Götz, Stella und späterhin manches kleine Stück sind tiefgreifenden Änderungen unterworfen worden, während z. B. am Clavigo fast nur die einfachste Art der Revision vorgenommen wurde: die Entfernung mißlungener Partien („Mir ist's neulich so gegangen, daß ich habe aus einem Stück ein Dutzend Verse herauskorrigiert, die ich, da es der Herzog zu sehen kriegte, wieder restituieren mußte.“ An Lavater Br. 4, 258). Im übrigen hat er zwar in der brausenden Jugend „alle Spezialkritik von Stellen und Worten“ gehaßt (an Salzmann Br. 2, 68), später aber doch nicht bloß Wielands Korrekturen bewundert und unterstützt, sondern auch manchmal nachgeahmt, ohne doch je Wielands unermüdliches Feilen sich anzueignen. Eine systematische Übersicht der von Goethe bewirkten Änderungen in seinen Werken würde über die Entwicklung der Technik und der Kunstlehre unseres größten Dichters vieles und viel Neues lehren (allg. vgl. z. B. E. Schmidts Einleitung zu den Schriften der Goethe-Gesellschaft II).

Natürlich liegen innerhalb dieses allgemeinen Umrisses von Goethes Art zu arbeiten mancherlei Einzelfälle. Die konsequente Komposition des Tasso erscheint ihm selbst singulär (an Herder Br. 9, 146—47); die Achilleis erfordert ganz besondere Veranstaltungen (an Schiller 2, 86); die Erweiterung der Wahlverwandtschaften aus einer Novelle zu einem großen Roman (vgl. Tag- und Jahreshefte W. A. 36, 43) ist merkwürdig. Jugenddichtungen wie „Prometheus“ und „Proserpina“ haben seltsame Schicksale über sich ergehen lassen müssen; und vor allem der „Faust“ ist allemal eine Welt für sich. Andere Werke wieder sind geradezu paradigmatisch für Goethes Art zu arbeiten, so für die Art, wie in dem jungen Dichter der poetische Prozeß sich abspielte; der „Werther“, für die, wie der gealterte Meister

ihn bewältigte, die „Novelle“ (vgl. Eck. 1, 199). Aber ich müßte den mir hier gewährten Raum weit überschreiten, wenn ich an diesen klassischen Beispielen die innere Technik Goethes eingehender aufzuzeigen versuchen wollte.

Ein Hauptpunkt ist dagegen noch übrig, den ich absichtlich bis hierher verspart habe, weil er für die Entwicklung von Goethes innerer Technik besonders wichtig ist. — In allen Phasen des dichterischen Prozesses bedarf der Dichter, vor allem ein Dichter wie Goethe, des Schauens. Der erste Eindruck wird fast stets durch eine sinnliche Wahrnehmung hervorgerufen; feste Anschauung des Gegenstandes reift das Aperçu heran (an F. Müller Br. 5, 138); in erneuter Betrachtung des Stoffes wird die Komposition vollendet, und immerfort müssen die Figuren und Situationen ihm vor Augen stehen, damit die Harmonie erhalten bleibe. Deshalb eben legt Goethe so hohes Gewicht auf die Anschauung, auf die Schulung des Auges. Er ist stolz auf seine Art zu sehen: „Wenn ich meine Augen ordentlich auftue, dann sehe ich wohl auch was irgend zu sehen ist“ (1815, Gespr. 3, 178). So hatte er eben in Rom gelernt, „große, große Augen“ zu machen. In dem großen Brief an den Herzog von Gotha (Br. 5, 24) hat Goethe mit beredten Worten das Ideal eines guten Beobachters entworfen, und es ist sein eigenes Bild geworden. „Was ich nur irgend mir eigen machen kann,“ schreibt er einmal an seine Vertraute, „faß ich und ergreif ich und bring ich dir mit“ (Br. 8, 73). So hat er zeitlebens alles gefaßt und ergriffen; so früh hat er damit begonnen, daß er später glauben konnte, die Kenntnis der Welt sei ihm angeboren gewesen (Eck. 1, 89). Und nie ist er müde geworden, sich umzuschauen. Aber während der Jüngling sich naiv umsah und von überall das heimbrachte, was ihn interessierte, geht der erfahrene Künstler auf eine möglichst vollständige Aufnahme der Außenwelt aus. „Totalität“ ist ein Lieblingsausdruck Goethes in der Zeit, wo er am meisten Fachmann in der poetischen Arbeit war: „die Totalität des göttingischen Zustandes“ (an Schiller 2, 333), „des Pyrmonter Zustandes“ (ebd. 337) sucht er sich anzueignen. Hierzu bedient er sich nun des Hilfsmittels umständlichen Aktenmaterials. Er beschreibt diese Papiere ausführlich (an Schiller 1, 345); er

meldet erfreut, daß er ein paar tüchtige Aktenfaszikel gesammelt (ebd. 368); er ist erstaunt, das erbeutete Material nicht brauchen zu können (ebd. 2, 5). Er besitzt „Stöße von Exzerpten und Notizen über jeden Lieblingsgegenstand" (Gespr. 4, 82). Nun ist es ganz klar, daß diese Art, die Außenwelt zu bearbeiten, von dem wissenschaftlichen Betrieb entlehnt ist. Die vollständige Aufzeichnung ist ein unschätzbares Hilfsmittel für jede gelehrte Arbeit; für die Poesie hat niemand entschiedener und häufiger als Goethe sich gegen das „Abschreiben der Natur" erklärt; z. B. in einem bedeutsamen Gespräch über Naturskizzen mit Eckermann: „Wiederum aber würde es töricht sein, allerlei prosaische Zufälligkeiten mitzeichnen zu wollen ..." (Eckermann 3, 80). Wir sehen also die merkwürdige Tatsache, daß Goethe einmal auf dem Wege war, die wissenschaftliche Methode vollständiger Aufnahme, lückenloser Wiedergabe der Wirklichkeit in die Poesie zu übertragen, gerade wie die Modernen (Flaubert, Zola, die Goncourt) es tun, daß er aber durch seine Natur und seine festen Kunstanschauungen dann doch daran gehindert wurde. Klingen doch gerade die Worte, die er an jener Stelle über Naturstudien spricht, förmlich als wären sie direkt gegen die Notizenjägerei unserer Realisten gerichtet!

Dennoch aber ist der wissenschaftliche Betrieb nicht ohne Einfluß auf Goethes Technik in späterer Zeit geblieben. Er gewöhnt sich daran, die Vollständigkeit als das wichtigste Kriterium der Vollendung anzusehen; einst war es die Einheit gewesen. Die Art, wie er aus älteren Papieren die Italienische Reise, die Campagne in Frankreich, ja Partien zum zweiten Teil des Faust herstellt, erinnert sie nicht oft in bedenklicher Weise an die bei gelehrten Notizen ganz berechtigte Art, wie er aus den Akten zur Farbenlehre das Brauchbare herausschälte (an Schiller 1, 392)? Eine äußere Nötigung, ein „Compelle" war ihm als Gelegenheit zum Abschluß oft willkommen; so hatte ihn Schiller in seinen Arbeiten gefördert, so war wiederholt die Veranstaltung einer neuen Ausgabe seiner Schriften (sogar für den Faust) Anlaß zu erneuter abschließender Beschäftigung geworden. Charakteristisch ist es nun, wie er selbst sich in späterer Zeit zum Abschluß von Hauptwerken zwingt. Durch

Schemata und Papierlagen richtet er das Manuskript zum Faust (an Schiller 2, 81, vgl. 1, 316) oder zu den Wanderjahren (Eck. 2, 7 und bes. 231) so her, daß die Lücken sofort in die Augen fallen. Und dann werden diese Lücken ausgestopft — wie, davon singen die „Wanderjahre" ein trauriges Lied! Nie wäre Goethe in seiner älteren Zeit imstande gewesen, ein so unorganisches Konglomerat ans Licht zu geben, er, der so bedeutende Stücke wie „Prometheus" und „Faust" lieber als Fragmente mitgeteilt, als ihre Einheit zerstört hatte! Das liegt aber daran, daß für den gealterten Dichter die lebendige Anschauung des Werkes an Kraft verloren hat. Er fühlt nicht mehr, was dem Faust oder dem Wilhelm Meister zur vollen Abrundung noch fehlt; er muß in den Akten sehen, wo noch etwas auszufüllen ist. Er arbeitet zuletzt am Faust, wie er (an Schiller 1, 18) an der Farbenlehre arbeitet: er schematisiert unablässig, geht seine Kollektaneen durch, sucht aus dem Wust die Gestalten in ihrer sichersten Bestimmung heraus . . . Mit einem Wort: die große Kunst der einheitlichen Komposition wird einer möglichst vollständigen Ausnützung des Materials geopfert. Die Anschauung des Manuskripts muß die der Gestalten, die Gleichmäßigkeit der Teile in ihrer inneren Erscheinung das innere Gleichgewicht ersetzen.

Und noch in einem anderen Punkte verrät Goethes Kraft zu schauen im Alter ihre Abnahme. „Wer einen Malerblick in die Welt hat," schreibt der jugendliche Rezensent Geßners, „wird mit inniger Freude vor seinen Gegenden verweilen, ein herrliches Ganze steigt vor unsern Augen auf, und dann das Detail, wie bestimmt, Steine, Gräschen" (Deutsche Literatur-Denkmäler 8, 447). Dieser „Malerblick" war jederzeit der Goethes, weil er eben ein Künstler war. „Um manches Mißverständnis zu vermeiden, sollte ich freilich vor allen Dingen erklären, daß meine Art, die Gegenstände der Natur anzusehen und zu behandeln, von dem Ganzen zu dem Einzelnen, vom Totaleindruck zur Beobachtung der Teile fortschreitet," berichtet der erfahrene Forscher (zur Mineralogie und Geologie, Hempel 33, 328). Wir bemerken: für den jungen Kunstrichter wie für den geübten Gelehrten bleibt dies gleich, daß er sofort ein Ganzes erblickt, daß er nicht etwa „induktiv", wie manche glau-

ben machen möchten, aus Einzelheiten ſich ein Moſaik zuſammenſetzt. Er ſieht in die Natur, und er hat ein Gemälde (vgl. v. Müller, Geſpr. 3, 178). Lotte Brot ſchneidend, Werther mit der Magd am Brunnen, Lili in ihrem „Park" — der Maler hat es nur abzuſchreiben. Hierin eben liegt die wunderbare Wirkung ſeiner Gemälde. Theophile Gautier hat ſich für einen Dichter erklärt, weil für ihn „die ſichtbare Welt exiſtiere". In eminentem Grad gilt dies Paradoxon von Goethe. Er ſieht wirklich, was zu ſehen iſt: er *ſieht* den Baum, unter dem Hermann von der Mutter überraſcht wird, wo andere nur das vage Wort Baum *hören*; er ſieht Egmont in ſpaniſcher Tracht, er ſieht das Kleinſte und Größte. Aber die ſtarke Beſchäftigung mit der bildenden Kunſt bleibt auf die Dauer ſo wenig ohne Einwirkung, wie die mit der Forſchung. *Es kommt eine Epoche, wo Goethe die Natur nur noch durch das Medium ſchon fertiger Gemälde ſieht.* Er hat keinen Claude Lorrain vor Augen gehabt, als er den „Wanderer" ſchrieb (vgl. Scherer, Einleitung zum Neudruck der Frankfurter Gelehrten Anzeigen S. LXXXIV), aber er hat wahrſcheinlich an Bilder von Ruysdael gedacht, als er den Pater Seraphicus die irdiſche Gegend den Kindern zeigen ließ. Dehio hat (G.-J. 7, 251 f.) altitalieniſche Gemälde als Quelle zum Fauſt nachgewieſen. In den „Wahlverwandtſchaften" werden lebende Bilder geſtellt — was damals überhaupt Mode war; in den „Wanderjahren" wird das Bild der Flucht nach Ägypten wunderlich in Szene geſetzt. In dem Feſtzug des zweiten Fauſt, in den ſzeniſchen Kunſtſtücken der Pandora und des Epimenides und ſelbſt in manchem kleineren Gedicht ſpäter Zeit erkennen wir, daß die Anſchauung des Dichters nicht unmittelbar die Geſtalten anordnet, ſondern unter der Herrſchaft analoger theatraliſcher oder feſtlicher Arrangements ſteht. Es iſt kein Zufall, daß die Betrachtung und Beſchreibung von Bildwerken und Kupferſtichen eine Lieblingstätigkeit von Goethes Alter wird: hier holt er jetzt gern die Anſchauung, die er ſonſt aus der Natur ſelbſt, aus dem Leben unmittelbar holte. *Indirekte Anſchauung* iſt auch hier an Stelle der direkten getreten.

Der erſte Fall, in dem Goethe die Wirklichkeit mit Hilfe

fertiger Gemälde arrangiert, scheint in einem Brief an Jacobi vom 7. Juli 1793 (Briefe 10, 87) vorzuliegen. Bald tritt dies dann in seine Poesie ein: der „Deutsche Parnaß" benutzt vielleicht (worauf die Unterschrift „Just Amman" zu deuten scheint) eine alte Zeichnung; jedenfalls gibt das Gedicht sich als ein in bestimmtem Stil gehaltenes Bild.

Auch dieser höchst wichtige Punkt wäre eingehend und vollständig zu erledigen. Er führt zu der allgemeinen Frage nach Goethes Verhältnis zu seinen Modellen. Sein erstes Modell ist natürlich er selbst: „Ich bearbeite meine Situation zum Schauspiel zum Trutz Gottes und der Menschen" (an Kestner, Br. 2, 97). Oder doch mindestens sind es Gestalten, die sich seinem eigenen Wesen amalgamieren können, wie Clavigo (an Jacobi ebd. S. 187). Sehr lange sind so seine Dichtungen Konfessionen gewesen. Prometheus und Faust, Werther und Tasso — wieviel besitzen sie von seinem Herzblut! Aber verhältnismäßig früh hört er auf, andere lebende Personen in gleicher Weise poetisch zu verarbeiten. Der Werther enthält fast nur lebendige Modelle; Götz zeigt Frau Rat, Lerse, daneben Friederike für die Gestalt der Maria benutzt. In „Erwin und Elmire" tritt nochmals Frau Rat auf; Tasso, die Lehrjahre, dann noch die Wahlverwandtschaften enthalten unzweifelhaft Porträts, wenn auch durch das Bedürfnis der poetischen Ökonomie umgestaltet. Aber in den Wanderjahren, im zweiten Teil des Faust dürfte man (außerhalb der klassischen Walpurgisnacht) kaum mehr an individuelle Vorbilder denken können. Und mehr noch: wo solche eigentlich vorlagen, wie ist in ihnen das Persönliche herausstilisiert in der natürlichen Tochter, im Epimenides! — Ganz ebenso ist es mit den Landschaften. Die Anfänge des Faust schildern ganz bestimmte Lokalitäten; Hermann und Dorothea ist nicht mehr zu lokalisieren (Eckermann 1, 180). Denn es trat eben auch hier das abstrakte Modell, die aus vielen Einzelerfahrungen gebildete typische Vorstellung an die Stelle der bestimmten, ehemals als Vorlage benutzten Eindrücke und Erinnerungen.

Goethe war sich wohl bewußt, daß alles mit ihm epochenweise gehe (an Fr. v. Stein 2, 54). Früh hat er sich historisch betrachtet, wobei die große Ordnung in Briefen

und Dokumenten, die er andern empfahl (an Lavater Br. 4, 192) und selbst hielt (an Knebel Br. 6, 96), ihm zu Hilfe kam. „Dabei rekapituliere ich mein Leben, vergleiche die Epochen und setze das Charakteristische der gegenwärtigen fest," schreibt er an Carl August (Br. 5, 347). Es konnte nicht ausbleiben, daß auch dies gewohnheitsmäßige „Ablegen der Schlangenhäute" praktische Wirkung hatte. Es brachte ihn zuweilen zu seiner eigenen Vergangenheit in unnötig scharfen Gegensatz. Weil er fühlte, daß die Periode der „Iphigenie" vorbei sei, schilt er das herrliche Drama „verteufelt human". Ebenso ungerecht hat er sich dem „Werther", dem „Faust" gegenüber in Epochen ausgesprochen, die er zu denen, welche jene Werke hatten entstehen sehn, im Gegensatz wußte. Es wäre vor allem auf Grund des Studiums seiner inneren Technik möglich, diese Epochen genau abzugrenzen und durch ihre Verschiedenheiten hindurch jene großartige Stetigkeit zu verfolgen, die Goethes Laufbahn so einzig macht. Und zu prüfen wäre endlich auch, wie weit jede Biegung der Spirale organisch erwuchs, wie weit *fremdes Eingreifen* sie förderte. Herder hat den jungen Goethe auf das Wesen der Meisterschaft und Originalität hingewiesen; der prachtvolle Wetzlarer Brief vom Juli 1772 (Br. 2, 15 f.) dankt es ihm mit beredten Worten. Aber würde nicht auch ohne den gewaltigen Lehrer Goethe von jugendlichem Spiel zu ernster Selbstdisziplin gekommen sein? Und gar den Unterricht Oesers, den er so warm preist (Br. 1, 229) — sollte der Jüngling ihn nicht überschätzt haben, der zu antiker Einfalt und Stille gewiß durch stärkere Kräfte geleitet wurde als durch die Ermahnungen des Leipziger Zeichenmeisters? Wer so früh seine eigenen Werke zu charakterisieren und im Innersten richtig zu erfassen wußte, wie der Fünfundzwanzigjährige es in dem großen Berichtbrief an Schönborn (Br. 2, 171) tut — war dem nicht vielleicht wirklich bis zu einem gewissen Grade das Bewußtsein der jedesmal nötigen Änderung, der eben zeitgemäßen Entwicklung angeboren?

Man mag zu Goethes Wirken hinzutreten von welcher Seite man will — immer von neuem wird man überwältigt vom Staunen über seine Unvergleichlichkeit. Ein gründliches Studium seiner Arbeitsart wird sie nur immer glänzender offen-

baren. Hier konnten nur mit leichter Hand die Probleme gestreift werden. Nur die bekanntesten Belege habe ich zusammengestellt, von Vorarbeiten (außer dem Buch R. M. Werners, das diesen Aufsatz mitveranlaßt hat) ganz abgesehen. Aber vielleicht zeigt selbst diese Probe schon, wieviel für die Erkenntnis von Goethes Eigenart, wieviel auch für die Erkenntnis des dichterischen Prozesses aus einer eingehenden Untersuchung von Goethes Art zu arbeiten sich gewinnen ließe.

Goethe in Venedig.

Was man liebt, das denkt man sich gern vereinigt. Wir fragen uns wohl: was würde Friedrich der Große zu Lessing gesagt haben, wenn er ihn persönlich kennen gelernt hätte? Welchen Eindruck hätte auf den Dichter des Tell die Schweiz gemacht, wenn ihr Anblick ihm vergönnt gewesen wäre? Aber vielleicht hätten diese Bekanntschaften nur zu Enttäuschungen geführt. Wie traurig wirkt Lessings italienische Reise! Wie unerfreulich sind so viele von ihren Verehrern eifrig herbeigesehnte Begegnungen großer Männer verlaufen! Und so ist selbst in Goethes glückseliger Reise nach Italien ein Punkt, der ein wenig verstimmt oder betrübt. Ich meine nicht die wiederholt hervorgehobene Tatsache, daß er die Hauptsitze der Renaissance nicht würdigt, Florenz, Siena, Perugia — ob er sie durchfliegt oder ganz liegen läßt, macht kaum einen Unterschied. Oder daß er in Assisi geringe Reste des Altertums bewundert, die merkwürdige Wiege der neuen Kunst, die Kirche des heiligen Franziskus nur einen „tristen Dom" nennt. Gegen Toskana hat Goethe seine Schuld im „Cellini" reichlich gesühnt; und vor allem: wo es sich um einen Wettstreit anderer Kunstepochen mit der Antike handelte, da hatte diese von vornherein gewonnenes Spiel. Das hängt mit allem Segen seiner italienischen Reise zu eng zusammen, um uns zu verstimmen oder zu betrüben. Wohl aber muß ich gestehen, daß ich an Venedig kaum denken kann, ohne dem Dichter ein wenig wegen seiner Behandlung der Meereskönigin zu grollen.

Goethe freut sich in Verona, Vicenza, Padua an Architektur, Altertümern, Volksleben. Nun kommt er am 26. Sep-

tember 1786 nach Venedig. Seine Erwartungen sind hoch gespannt: in den italienischen Reiseerinnerungen seines Vaters bildete Venezia den Höhepunkt. Lange genug bleibt er dort, macht sich mit der Lage der Stadt, den Sitten des Volkes, der Fauna vom Lido bekannt; er läßt sich beim Mondschein vorsingen, besucht das Theater, die Gerichtssäle; und im Grunde bleibt er überall kühl und fremd. Begeistert wird er, wo er von Palladios Bauten spricht; sonst aber nirgend ein Ton von jenem hellen Klang, der von so vielen Stationen der Reise erklingt. Wieviel Zeit behält er, über Schmutz auf den Straßen und allerlei Unordnung zu schelten! Und sein Schlußwort ist dies: „Ich möchte hier nicht leben!" woran er freilich gleich einen mildernden Satz hängt.

Und nun gar der zweite Aufenthalt in Venedig! Er versetzt seiner ganzen Schwärmerei für Italien einen tödlichen Stoß; er zeitigt bitterböse Epigramme, während sonst dieses Land Iphigenie und Tasso, wunderbare Szenen zum Faust, den schönen Plan der Nausikaa reifen ließ. Selbst die Maler der venezianischen Schule bleiben ihm ferner als die römischen und florentinischen Meister, und der „geflügelte Kater" von San Marco ist ihm nur ein Usurpator, der den antiken Löwen ihren Raum stiehlt.

Uns Modernen ist dagegen aus dem Prachtschmuck italienischer Städte kaum eine kostbarer als Venedig. Wir staunen Rom an, wir bewundern Florenz; aber Venedig steht überhaupt auf seinem eigenen Postament. Fast möchten wir des alten Humanisten Sannazaro Verse wiederholen, die der dankbare Senat so reich belohnte: andere Städte hätten die Menschen gebaut, diese die Götter. Die prachtvollen Paläste, die malerischen Kanäle mit den schönen Brücken, die Venezianerinnen mit den dunkeln Augen unter dem Kopftuch, das Monument des Colleoni, Tizian, Paolo Veronese, vor allem der Markusplatz mit seiner wunderbaren Umgebung, der Dom, die Piazzetta — all das getragen und umspielt von dem poetischen Element des Wassers — es ist ein Zauber, der den Deutschen vor allen nicht losläßt. Ruskins prachtvoll stilisierte Kunstbegeisterung für „The stones of Venice" erreicht doch nicht den innigen Herzenston, mit dem Platen und Strachwitz Venedig gefeiert haben.

und da kränkt es uns fast, von Goethe verlassen zu werden.

Der Gegensatz ist nicht einfach einer der Zeiten. Viktor Hehn hat eine geistreiche Geschichte des deutschen Kultus von Italien geschrieben; sie ist vor seinen „Reisebildern aus Italien und Frankreich" mitgeteilt. Er unterscheidet feinsinnig wie immer Epochen dieser Schwärmerei: wie man in Italien erst das Land der Kunst, dann die Heimat freien Lebens, endlich den Schauplatz der unvergleichlichsten Schicksale bewunderte. Aber diese Perioden verstanden auch, was er anzumerken unterläßt, ganz verschiedene Gegenden unter dem gemeinsamen Zauberwort „Italien". Den Klassizisten, Winckelmann, Goethe, schwebte vor allem Rom vor mit seinem unermeßlichen Kunstbesitz. Eine Villa wie etwa die jetzt kaum noch kenntliche Albani schildert schon, vorausträumend, Mignon. In Rom wurzelte Winckelmann fest, wollte Goethe so gern für immer bleiben. — Die Romantiker, Eichendorff, W. Müller, Waiblinger denken an Neapel und seine Landschaft. Für E. Th. A. Hoffmann ist Sorrent die Blume Italiens. — Die Historiker, Hillebrand, Homberger, Isolde Kurz, sehen den Mittelpunkt des idealen Italiens in Florenz und Nichtdeutsche wie der Franzose Gobineau, R. Wagners Freund, mit seiner Folge dramatischer Szenen „Die Renaissance" schließen sich ihrer Auffassung an. — In allen drei Perioden aber steht unerschütterlich Venedig als zweite Hauptstadt neben Rom, Neapel, Florenz. Wie in den späteren Epochen Platen und Strachwitz, Halm und Hackländer und wer nicht noch von Größeren und Kleineren die Stadt des heiligen Markus zum Gegenstand ihres Ruhmes machte, wie es jetzt wieder Hugo v. Hofmannsthal im „Tod Tizians" begeistert gepriesen hat, so wählte schon Goethes großer Genosse diese Stadt zum Schauplatz seines „Geisterssehers" und ließ die eindrucksvollen Hintergründe, die wirkungsvolle Abspiegelung der Gesetze und Sitten Venedigs sich so wenig entgehen wie Lord Byron im „Marino Falieri" und den „Beiden Foskari", wie Th. Moore, wie Musset. Die bildende Kunst aber gar ließ Venedig nie durch irgendeinen Nebenbuhler verdrängen. Verschieden genug ist die Auffassung ihrer Eigenart bei Gian Bellini oder Canaletto, bei Karl Becker oder Ludwig

Passini — aber daß Venedig eine bezaubernde Individualität sei, hat niemand verkannt. Warum denn Goethe?

Ich glaube, dreierlei verletzte ihn insgeheim an Venedig. Die Stadt war ihm zu künstlich, zu mittelalterlich — und zu großstädtisch. Die letzten beiden Punkte scheinen sich zu widersprechen; aber es scheint eben nur so.

Venedig war ihm zu künstlich. Diese „Biberstadt", die sich gegen alle normalen Bedingungen herausgebildet hatte, war ihm unheimlich. Gerade was jenes Epigramm Sannazars rühmt, gerade was uns Vendig so unvergleichlich macht — das Wunderbare dieser in Sumpf und Meer aufgebauten Prachtstadt, ihm war es unheimlich. Er sucht sich klar zu machen, wie das Wunder geschah:

„Dieses Geschlecht hat sich nicht zum Spaß auf diese Inseln geflüchtet, es war keine Willkür, welche die Folgenden trieb, sich mit ihnen zu vereinigen; die Not lehrte sie ihre Sicherheit in der unvorteilhaftesten Lage suchen, die ihnen nachher so vorteilhaft ward."

Dann schildert er, packend und mächtig, das Entstehen und Wachsen dieser Großstadt mit ihrer Enge und Gedrängtheit:

„Nun drängten sich die Wohnungen empor und empor, Sand und Sumpf werden durch Felsen ersetzt, die Häuser suchten die Luft, wie Bäume, die geschlossen stehen; sie mußten an Höhe zu gewinnen suchen, was ihnen an Breite abging. Auf jede Spanne des Bodens gierig und gleich anfangs in enge Räume gedrängt, ließen sie zu Gassen nicht mehr Breite, als nötig war, eine Hausreihe von der gegenüberstehenden zu trennen und dem Bürger notdürftige Durchgänge zu erhalten. Übrigens war ihnen das Wasser statt Straße, Platz und Spaziergang. Der Venetianer mußte eine neue Art von Geschöpf werden, wie man denn auch Venedig nur mit sich selbst vergleichen kann."

Aber Goethe liebt solche gewaltsame Entstehung nicht. Fast wird ihm zumute, wie dem patriarchalischen Paar Philemon und Baucis, wenn sie ein neues Land aus dem Wasser hervorwachsen sehen:

Tags umsonst die Knechte lärmten,
Hack' und Schaufel, Schlag um Schlag;

Wo die Flämmchen nächtig schwärmten,
Stand ein Damm den andern Tag.
Menschenopfer mußten bluten,
Nachts erscholl des Jammers Qual,
Meerab flossen Feuergluten —
Morgens war es ein Kanal.

Es ist zu natürlich, mit dem Binnenländer zu denken: „Traue nicht dem Wasserboden!", zu urteilen:

Denn es ging das ganze Wesen
Nicht mit rechten Dingen zu!

Und etwas von diesem Gefühl bleibt Goethe der ganzen Wunderschöpfung gegenüber. Es ist kein Zufall, daß seine venetianischen Epigramme so viel von Gauklern und Prellereien erzählen; schon der Bericht von der ersten Reise verweilt gern auf den Kunstgriffen der Akrobaten, den Hilfsmitteln der nächtlichen Gesangszenen, der theatralischen Haltung der Staatspersonen. Venedig kommt Goethe zu arrangiert vor, es ist ihm zu viel Dekoration, er mißtraut dem Ganzen wie einer dem Fremden vorgespielten Opernszene. Rom wird ihm der Inbegriff naturnotwendiger Entwicklung; aber schon vorher hatte er überall die lokalen und klimatischen Voraussetzungen des städtischen Lebens, der Kunstblüte, des ganzen Eindrucks studiert. Er tritt mit einer festen Vorstellung an alle Städte heran: sie sollen Naturprodukte sein so gut wie Pflanzen und Bäume, Berg und Fluß, Klima und Vorgeschichte sollen den Keim zu seiner Eigenart herausbilden. Hier fehlt das alles. Venedig hat keine Vorgeschichte; es ist aus dem Nichts geschaffen. Kein Berg schützt die Lage, kein Fluß fördert die Verbindung; das Klima ist eher schädlich als zuträglich. Bei alledem bleibt Venedig eine Wahrheit; aber für Goethe eine unbehagliche. Wir sehen auch hier, was wir an seiner Auffassung der französischen Revolution nur zu deutlich studieren können: daß es ihm unmöglich war, die Geschichte als eine Form der Naturentwicklung zu begreifen. Wo die Geschichte nicht ruhige Kontinuität ist, scheint sie ihm naturwidrig, als ob Erdbeben, Überschwemmungen, Ausbrüche der Vulkane nicht einen Teil der regelmäßigen Naturentwicklung bildeten!

Eng hängt damit das Zweite zusammen: Venedig ist für Goethe zu mittelalterlich. Nirgends ist auch nur in dem hochkonservativen alten Italien der Charakter vergangener Zeiten so treulich bewahrt worden wie in der Republik von San Marco. Als die Erfinder des wundersamen Legitimitätsbegriffes auf dem Wiener Kongreß den ältesten und legitimsten Staat der Welt zugunsten des neugebackenen Kaisertums Österreich konfiszierten, da schlugen die romantischen Verehrer des Mittelalters das letzte Stück wirklich noch lebendigen Mittelalters tot. Volle elfhundert Jahre, von 697 bis 1797, hatte dieses Staatswesen bestanden, auch darin ein Wunder ohnegleichen, daß nicht einmal die stetige Entwicklung der Tradition der Republik durch eine gewaltsame Revolution unterbrochen worden war. Vielleicht war gerade dies Beispiel der konservativen Republik den Fanatikern des persönlichen Regimes ein Dorn im Auge: sollte ja doch nur das „starke Regiment" des Einzelnen Ruhe und Stetigkeit verbürgen. Da mußten die Sympathien mit dem wohlkonservierten Mittelalter in Venedig schweigen. Goethe aber traf dies noch in aller Kraft. Die patriarchalische Regierung, die scharfe soziale Gliederung, die bewußte Isolierung des heimischen Staatswesens — all das war vierhundert Jahre früher allgemein üblich; ebenso aber auch die Sitte, Religion und Kunst als Staatsangelegenheiten aufzufassen, die Durchführung geschmackvoller Amtstrachten, die malerische Unordnung des öffentlichen Verkehrs. Goethe aber hat zu dem Mittelalter nie ein freundschaftliches Verhältnis gehabt. Nur seine Grenzzeiten besucht Goethes Dichtung: die „Braut von Korinth", die „Erste Walpurgisnacht" spielen beim Beginn „Faust" und „Götz" beim Ausgang des Mittelalters; und dieser Zeit gehören auch die wenigen älteren deutschen Künstler an, die seine Gunst gewannen: Hans Sachs und Albrecht Dürer. Wieviel hat er später aber an Dürer (und schon in den Venetianischen Epigrammen) auch auszusetzen! Das Straßburger Münster hat den Jüngling begeistert und der Greis widerstand nicht ganz den Werbungen der Verehrer des Kölner Doms; aber immer kommt er doch auch hier zur Anerkennung nur auf einem Umweg, diese Bauten, erklärt er, seien eben auch in gewissem Sinne klassisch. Unter diesem Gesichtspunkt bewundert er sie: als den

Höhepunkt einer bestimmten Richtung; die Richtung selbst blieb ihm fremd. Das Mittelalter bedeute ihm doch immer vor allem — das Maximum der Entfernung vom antiken Ideal. Er konnte wohl einmal die Nibelungen mit Interesse lesen; aber die romantische Schwärmerei der neuchristlichen Kunst für das Mittelalter wehrte er mit seltener Heftigkeit ab. Auch hier wieder stieß ihn ab, was uns anzieht. Die mittelalterliche Buntheit mißfiel dem Verehrer klassischer Monochromie; die Auflösung in hundert individuelle Einzelgestaltungen verletzte den, der in einem höchsten Typus alle Formen gesammelt sehen wollte. Was Ruskin noch in den spärlichen Resten altvenetianischen Lebens anstaunt, das lehnte Goethe kühl ab. In Neapel, mehr noch in Sizilien fand er die uralte Einfachheit homerischer Lebensformen wieder, in Verona freuten ihn die klassischen Stellungen ballspielender Jünglinge; in Florenz konnte er später, im „Cellini", die Regsamkeit modernen Lebens anerkennen. Aber Venedig blieb ihm ein historisches Drama aus dem fernen Mittelalter.

Und doch war dies selbe Venedig, in der Fülle seiner Widersprüche so einheitlich, in der Geschlossenheit seiner Eigenart so mannigfaltig, zugleich auch drittens die einzige, eigentliche Großstadt, die der Dichter kennen lernte. Nicht die einzige große Stadt freilich, obwohl er auch deren nur wenige gesehen hat. Aber wie in der Gründerzeit ein Mann des alten Reichtums in Wien verächtlich meinte, heut glaube jeder, der eine Million habe, er sei schon Millionär, so darf man auch nicht glauben, jede Stadt mit ein paar hunderttausend Einwohnern sei schon eine Großstadt. Echte Großstädte gibt es auch heut höchstens ein Dutzend; damals kaum soviel. Paris, London, Wien hat Goethe nie gesehen, und nie Sehnsucht geäußert, sie kennen zu lernen. Berlin, das er besuchte, war eine geistig sehr regsame, politisch sehr wichtige, industriell aufstrebende Mittelstadt, viel kleinstädtischer als Frankfurt, Leipzig, selbst vielleicht als Straßburg, die doch alle so wenig wie Zürich oder Köln Großstädte im modernen Sinn auch nur für ihre Zeit waren. Seine Heimatstadt kam diesem Begriff noch immer am nächsten — trotz der Ansprüche des immer ehrgeizigen Leipzig; aber wie gebunden, wie altmodisch waren selbst hier die Lebensformen!

Italien hatte immer aus der Renaissance her den freieren Charakter der großen Stadt gewahrt; aber eine echte Großstadt war selbst hier nur eben Venedig. Rom war größer, bedeutender; aber es ist selbst heut kaum eine eigentliche Großstadt. Was gibt denn einer solchen den eigenartigen Stempel? Zweierlei: erstens ein umfangreicher Kreis von sozusagen berufsmäßigen Großstädtern; zweitens eine ausgedehnte Anziehungskraft auf fremde Besucher. Was man nun in der typischen Großstadt — denn das ist Paris mehr als das dreimal so große London — „le monde Parisien" nennt, das fehlte in Rom damals und hat sich noch heut nicht voll herausgebildet. Eine Anzahl Familien und vor allem eine Heerschar von Junggesellen, die nichts Wichtigeres kennt, als das Leben der Großstadt zu leben, ihre Feste zu feiern, ihre Traditionen zu wahren, aufs Land zu gehen, wenn „man" aufs Land geht und in die Kunstausstellung, wenn „man" diese besucht; ein leidlich geschlossener, aber doch durch stumme Kooptation sich ergänzender Kreis von Personen, für die „extra urbem non est vita, si est vita, non est ita" — dieser Kern nicht der großen Stadt, wohl aber der Großstadt, fehlt in Rom. Die Aristokratie ist nicht zahlreich genug und zu sehr gut italienisch sparsam; eine reiche Bürgerschaft mangelt fast ganz. Vor allem aber kann die Stadt die Konkurrenz der Kirche nicht ertragen. Diese setzt die dies fasti und nefasti fest; Ostern oder Fronleichnam und vor allem der Karneval lassen kein Fest von spezifisch städtischer Tradition aufkommen, keinen Tag von Longchamps oder Epsom, keinen jour du vernissage und nicht einmal, was wir in der guten alten Zeit an unserm nun totgeschlagenen Berliner Weihnachtsmarkt hatten. — Und wenn Rom freilich eine ungeheuere Anziehungskraft auf die ganze Welt ausübt, so ist das wieder das kirchliche Rom oder das historische. Man will nicht in Rom gewesen sein, ohne den Papst gesehen zu haben; aber wer geht zu der ewigen Stadt, um Läden und Boulevardtreiben, Regentstreet in der Zeit des shopping oder den Prater in der Zeit des Spazierenfahrens zu besuchen? — Weit eher kam schon Neapel dem modernen Begriff der Großstadt nahe. Die neapolitanische „Gesellschaft" war umfassender als die römische; wenn der „Romano di Roma" nur auf seine Stadt als Idee stolz ist,

denkt der Neapolitaner an charakteristische Einzelheiten, an die Toledostraße, an Santa Lucia, an sein berühmtes Theater San Carlo. Aber Goethe hielt sich hier fast ganz zu dem „Volk", blieb dem Treiben der „feinen Welt" Neapels fern, wenn er auch einige Typen kennen lernte. Und die Hauptstadt des Königreichs beider Sizilien hat freilich ein „Hinterland" von bedeutender Ausdehnung, Städte und Güter genug, von wo die Besucher in die Metropole kommen, um zu kaufen, sich zu amüsieren, sich den feinen Schliff geben zu lassen. Aber dies ganze Gebiet der Hauptstadt teilt mit ihr alles, was den Dichter entzückt: die Pracht der Landschaft, die Lebhaftigkeit des allgemeinen Treibens, das südliche Klima. Und so geht auch dieser Hinsicht der Großstadtcharakter verloren: Neapel und seine Umgebung fließen ineinander über, heben sich nicht scharf voneinander ab wie Rom von der Campagna, die Burg von der dienenden Ortschaft, das Schloß vom Dorfe.

Venedig dagegen ist durch und durch Großstadt. Die Nobili und die höhere Bürgerschaft bilden eine geschlossene Welt, schon äußerlich durch die übereinstimmende Tracht abgehoben. Für sie ist ihre Stadt das Universum oder mindestens ein Mittelpunkt; jene lokalpatriotische Beschränktheit, die der echte Großstädter mit dem echten Kleinstädter teilt, blüht auf der Piazza so gut wie irgend auf den Boulevards oder den Ringstraßen. Die großen Zeremonien, die Vermählung mit dem Ägäischen Meer, der Denktag von Lepanto, Wahl und Tod des Dogen sind Nationalfesttage ohnegleichen und der traditionelle Punkt wird dabei von der Menge so argwöhnisch kontrolliert, wie nur etwa bei der **Lordmayors show**. Die Zeit und der Ort, wo die feine Welt sich zeigt, sind genau bestimmt. Lokale Sitten, wie die seidenen Masken, die schwarzen Gondeln verraten dem stumpfesten Blick eine Eigenart, die Anerkennung fordert. Und wie fand sie diese! Durch das ganze siebzehnte und achtzehnte Jahrhundert ist Venedig neben Paris die einzige internationale Großstadt. Kein Mensch aus größerer Entfernung oder gar aus fremden Ländern geht nach London oder Wien, um Leben und Treiben kennen zu lernen; niemand denkt, wenn er nach Rom oder Antwerpen geht, in erster Linie an solche Dinge. Aber nach Venedig reist man wie nach Paris, um eine Weltstadt

kennen zu lernen. Hierher strömen die Fürstensöhne, um ja die großen Feste nicht zu versäumen, wie an den Hof des allerchristlichsten Königs. Ja, Venedig ist eigentlich noch mehr Großstadt als Paris. Ist der König mit dem Hof nicht in der Hauptstadt, so geht man eben nach Versailles; Venedig hat keinen Nebenbuhler. Beherrschend liegt es in seinem Gebiet, rings herum Wasser oder flaches Land, dann gedrückte Provinzialstädte wie Padua und Vicenza. Vor mir liegt eine „Serieuse und vollständige Reis-Beschreibung von gantz Italien", zu Freiburg bei Joh. Georg Wahrmund im Jahre 1701 erschienen. Der anonyme Autor ist ein trotziger Revolutionär, der sich (im 20. Brief, Teil 3 S. 42) die Bemerkung erlaubt:

„Diese arme unschuldige Leute sind Sklaven von ihren Oberherren, gleichwie alle andere Völker, unter was für einer Regierung sie auch immer stehen mögen."

Er läßt sich denn auch durch die Pracht der Paläste nicht imponieren:

„Unter denselben befinden sich einige, die gar ein herlich und prächtiges äußerliches Ansehen haben, als da sind die von Pisani, Morosini, Loredano, Rosini, Vendramino, Grimani und andere mehr; doch seyn es große Steinhauffen, die ohne die Vorder-Giebel gar keine Schönheit haben würden, welche Giebel gemeiniglich aus drei oder vier Ordnungen der Baukunst bestehen, und das Gebäu an der Seite, da es am allermeisten in das Aug fällt, bedecken; das übrige ist schlecht angeordnet und vor das Gesicht unangenehm."

Aber „die allgemeine Ergötzlichkeit und Zeitkürzungen" machen auch ihm Eindruck:

„Man hat mich versichert, daß in der letzten Faßnacht über sieben ausländische Souveraine Fürsten und dreyßig tausend Fremdlinge in der Stadt gewesen seyn. Nun bitte ich euch einsten zu überlegen, was solche Menge Volks vor ein Geld einbringen müsse?"

Den berühmten „Zauber der Großstadt" aber, den jene Zeit wohl zu würdigen wußte, hat Goethe nie anerkannt. Im Grunde war ihm schon Weimar zu groß (Jena war ihm allerdings zu klein). Wie lebhaft hat er es Eckermann geklagt, daß ihn Amt und Gesellschaft zuviel in Anspruch genommen hätten; hätte

er sich ganz abschließen können, so würde er ganz was anderes geleistet haben! Es ist genau dieselbe Klage, die wir noch täglich von Gelehrten und Künstlern in Berlin zu hören bekommen. Das großstädtische Leben „zieht zu sehr ab". Man war freilich im vorigen Jahrhundert in bezug auf Ungestörtheit ungebührlich anspruchsvoll. An der Tafel des Rektors von Göttingen ward bei einem vornehmen Besuch die Frage erörtert, ob diese Stadt nicht für die Studenten zuviel „Distraktionen" böte; Kästner meinte achselzuckend: „On en peut avoir!" Um alles wollte der große Albrecht v. Haller nicht in das sündenhafte Leben Berlins — und nach den Darstellungen unserer Synoden muß doch damals bei uns paradiesische Unschuld geherrscht haben. Kommt Goethe wieder nach Frankfurt — gleich flüchtet er sich aufs Land, in Willemers Gerbermühle. Und diese Abneigung stammt aus seiner frühesten Zeit. Wie höhnisch schildert Mephistopheles im zweiten Teil des „Faust" eine Großstadt:

Im Kerne Bürger Nahrungsgraus,
Krummenge Gäßchen, spitze Giebeln,
Beschränkten Markt, Kohl, Rüben, Zwiebeln;
Fleischbänke, wo die Schmeißen hausen
Die fetten Braten anzuschmausen;
Da findest du zu jeder Zeit
Gewiß Gestank und Tätigkeit.
Dann weite Plätze, breite Straßen,
Vornehmen Schein sich anzumaßen;
Und endlich, wo kein Tor beschränkt,
Vorstädte grenzenlos verlängt.

Diese Schilderung umschreibt den Eindruck, den der Dichter von seiner Vaterstadt hatte. Er schildert sie so im Eingang von „Dichtung und Wahrheit":

„Man verlor sich in die alte Gewerkstadt, und besonders Markttages gern in dem Gewühl, das sich um die Bartholomäus-Kirche herum versammelte. Hier hatte sich, von den frühesten Zeiten an, die Menge der Verkäufer und Krämer übereinander gedrängt, und wegen einer solchen Besitznahme konnte nicht leicht in den neuern Zeiten eine geräumige und heitere Anstalt Platz finden . . . Nur selten mochte man sich

über den beschränkten, vollgepfropften und unreinlichen Marktplatz hindrängen. So erinnere ich mich auch, daß ich immer mit Entsetzen vor den daranstoßenden engen und häßlichen Fleischbänken geflohen bin."

Der „weite Platz" ist der Römerberg, die „breite Straße" die Zeil. Das war alles für den Dichter schon zu großstädtisch: zuviel gedrängtes Treiben, Lärm, „Gestank und Tätigkeit". Sie sind es denn auch, die ihn in Venedig stören. Unter den Staatsromanen von Campanella und Thomas Morus an fehlt keinem die beherrschende Zentralstadt; Goethe in seiner Utopie (in den „Wanderjahren") baut Künstlerhäuser an Künstlerhäuser, aber es entsteht keine große Stadt. Eine Stadt, wie Goethe sie liebt, ist nichts anders als eine beschränkte Familie von Einzelhäusern, gerade groß genug, daß jedem Bedürfnis des normalen Bürgers genügt werden kann, aber ja nicht größer. Jeder hat seinen Garten, den er bebaut, jeder fegt vor seiner eigenen Tür; ein Gesamtbesitz an der Stadt, ein Gesamtinteresse an ihrem Leben und ihrer Verwaltung werden abgelehnt. Das aber sind die unentbehrlichsten Voraussetzungen einer echten Großstadt.

Man hat so oft geklagt, daß Goethe in dem kleinen Weimar blieb. Nicht ganz ohne Grund, glaube ich; ein stärker bewegtes „Milieu" hätte in ihm wohl manche Tendenz belebt, die nun verkümmerte. Aber für ihn selbst, für seine Neigungen war es ein Glück, das er oft genug gepriesen hat — am schönsten wieder in den Venetianischen Epigrammen. Gemessen an Venedig, an der gleichsam künstlichen, halb mittelalterlichen Großstadt, erscheint ihm das kleine Fürstentum daheim mit seinem Herrn und seiner Hauptstadt als naturgemäßes, behagliches, vor allen Stürmen geschütztes Heim. Scheffel, als ihn in Olevano der Tod angefallen hatte, klagte: er dürfe nicht in Italien sterben; daheim müsse er erst lebend zur Mumie werden. Goethe sehnte sich zeitlebens nach Italien, nach Rom; aber die Furcht, in Deutschland auszutrocknen, hätte er nicht verstanden. Gerade die stille Mittelstadt schien ihm der gesegnetste Boden der Arbeit. Bielschowsky hat neuerdings gelobt, daß Goethe den stillosen Dom von San Marco nicht preisen wollte. Ich kann ihm das nicht nachfühlen; die großartige Mischung orientalischer und

altchriſtlicher Kunſtformen zu einer wundervollen Einheit ſcheint mir im Gegenteil ein glänzendes Beiſpiel echten Stils. Nur eben — Goethes Stil war ein anderer. Von Piazza und Piazzetta, von Gondeln und Masken, vom Rialto und den Paläſten des Gran Canale kehrt ſein Blick immer wieder zurück zum Leben und Nachahmen der Antike, zu Palladio, zu den Roſſen der Markuskirche, den Löwen am Arſenal. Wir in dieſer Zeit, die dilettantiſch alles verſteht und würdigt, weiſen ſolche „Einſeitigkeit" zurück, und das iſt unſer gutes Recht. Nur ſollten wir nicht vergeſſen, daß eine große Individualität ihrerſeits das Recht hat, ihrem Stil alle fremden Kunſtrichtungen zu opfern; daß die Energie, die künſtliche Schöpfungen, Mittelalter, Großſtadtleben zurückwies, untrennbar war von der Kraft, die Helena von den Toten beſchwor. Es gilt auch in dieſem Sinn, mehr als unſere Epoche des hiſtoriſchen Verſtändniſſes anerkennen will, Goethes eigenes Wort: „In der Beſchränkung zeigt ſich erſt der Meiſter."

J. P. Eckermann.

Es liegt in der „genialen Normalität" von Goethes Wesen begründet, daß fast alles, was ihm begegnete, uns als notwendig erscheint. Seit er sich zu voller Klarheit durchgerungen, seitdem er ein rein erkanntes Ziel mit unbeugsamer Festigkeit verfolgt, scheint das Schicksal eher seinen Winken zu gehorchen als Befehle zu erteilen. Daß er den Ruf nach Weimar nicht angenommen hätte, können wir uns noch vorstellen; von da ab scheint aber alles wie in einem streng motivierten Drama aus dem Charakter des Hauptheldeu mit Notwendigkeit zu fließen. Er muß sich in die Naturwissenschaft vertiefen, er muß nach Italien fliehen, er muß weit hinein leben in eine neue Zeit. Es müssen ihm, jeder zur rechten Zeit, Frau von Stein, Schiller, Eckermann begegnen. Wir meinen fast, jedes wichtigere Ereignis seiner zweiten Lebenshälfte von vornherein bestimmen zu können. Und beschränken wir uns dabei auf die Hauptzüge, so ist dieser Eindruck keineswegs unberechtigt: er hatte gelernt, das Glück zu ergreifen, und das Glück ist immer da. Aber im einzelnen bleibt natürlich dem unberechenbaren Wirrnis menschlicher Schicksale Raum genug, um auch in diese geordnetste aller Existenzen einzugreifen. Wie sich Verdienst und Glück verketten, das zeigt kaum eine Tatsache in Goethes Leben so anschaulich wie seine Eroberung Eckermanns.

Beim ersten Hinblick hat man hier geradezu den Eindruck des Wunders. Im Mai 1823 schickt ein dreißigjähriger Dichter aus dem Hannöverschen, Autodidakt, arm, ohne Gönner und Beziehungen, seine Gedichte und ein Werk theoretischen Inhalts an Goethe. Es sind „theoretische Aufsätze, von denen er hofft,

daß sie besonders bei jungen Talenten nicht allein zur Hervorbringung, sondern auch zur Beurteilung dichterischer Werke beitragen würden"; so charakterisiert Eckermann selbst seine „Beiträge zur Poesie mit besonderer Hinweisung auf Goethe." Der junge Autor erlebt darauf die große Freude, „nicht allein von Goethe einige schriftliche Worte zu erhalten, sondern auch von Reisenden zu hören, daß er von mir eine gute Meinung habe und in den Heften von ‚Kunst und Altertum' meiner gedenken wolle." Nun hält nichts den begeisterten Verehrer Goethes länger zurück. Am 10. Juni 1823 kommt er zu Goethe. Der Meister empfängt ihn sehr freundlich: „Ich komme eben von Ihnen her; ich habe den ganzen Morgen in Ihrer Schrift gelesen; sie bedarf keiner Empfehlung, sie empfiehlt sich selber." Er will sofort an Cotta schreiben, um ihm das Manuskript zu empfehlen. Am folgenden Tag wird Eckermann zu Goethe geladen und sofort bringt dieser ihm zwei dicke Bücher, die „Frankfurter Gelehrten Anzeigen", Jahrgang 1772 und 1773, die er koum durch Max Jacobi erhalten, und beauftragt den Gast, sie auf Goethes Anteil und auf ihre erneute Verwendbarkeit durchzusehen. Am 16. Juni erhält Eckermann ferner die ersten elf Hefte von „Kunst und Altertum", um darüber ein räsonierendes Inhaltsverzeichnis anzufertigen. Mit diesen beiden Aufgaben wird er nach Jena geschickt; Cottas Honorar trägt die Kosten seines Aufenthalts. — Die Arbeit ist fertig, der Druck der „Beiträge" fast vollendet; Eckermann will eine Erholungsreise an den Rhein machen und dann der Ausarbeitung zahlreicher poetischer Pläne leben. Am 15. September 1823 tritt er vor den Meister, der aus Marienbad ihn schon schriftlich begrüßt hatte. „Ich muß gerade heraussagen," beginnt Goethe sofort „nach einem beiderseitigen fröhlichen Begrüßen", „ich wünsche, daß Sie diesen Winter bei mir in Weimar bleiben." Er motiviert das damit, daß der junge Autor sich in seiner Nähe am raschesten (wie er 1798 an Voigt über Schelling geschrieben hatte) „mit dem Detail der Erfahrung immer mehr und mehr bekannt machen" könne (Briefe 13, 189). Eckermann gehorcht und ist nicht wieder losgekommen. Er blieb in Weimar; seine poetischen Pläne zerflossen, und ein Bändchen „Gedichte", das 1838 erschien, zeigt, daß auch seine poetische Kraft zerflossen

war. Sein Leben ging darin auf, Goethe zu hören und sein unvergleichliches Gespräch auf die Nachwelt zu bringen.

Gewiß haben wir ihn hierüber nicht zu beklagen. Seine Gedichte hätten ihn so wenig berühmt gemacht wie Riemer — immerhin ein größeres Talent — durch die seinen bekannt geworden ist. Dagegen hat er als Sammler und Herausgeber der „Gespräche" den unsterblichen Dank der Nation geerntet. Er hat damit seinen innersten Beruf erfüllt. Wie Düntzer (Eckermanns Gespräche mit Goethe I, XX) müssen auch wir die vortrefflichen Worte Weißes zitieren: „Wir haben in Eckermann einen der seltenen Fälle, wo die vollständige Versenkung eines angeborenen Talents in einen fremden Geist, die durchgängige Nachbildung der Art und Weise, des Stiles und der Formen dieses Geistes als die Naturbestimmung, als der eigentliche Beruf des Individuums erscheint, und ohne allen fühlbaren Nachteil für dessen Geistes- und Gemütslagen, für die Treue und Redlichkeit seines Denkens, Tuns und Schaffens erfolgen kann." Gewiß gab es Momente, in denen Eckermann sein Leben als verfehlt ansah und statt der lediglich empfangenden Tätigkeit eine selbständige Produktion vor sich gebracht zu haben wünschte; im Grund war er sich selbst über seine Lebensaufgabe klar. Aber das hatte er erst nach jahrelanger Übung erreicht; wie Goethe auf den ersten Blick Eckermanns Mission erkennt, ihn an sich fesselt, ihn in seinen Lebensberuf hereinzwingt — das ist das Wunderbare. Daß ein großer Geist andere Geister anzieht, hatte er oft bewiesen — daß er sie festzuhalten weiß, eigentlich nur an Schiller. Und hier gelingt es ihm, einen Autodidakten zum willigsten Schüler zu machen, da sonst niemand eigenwilliger einer stetigen Lehre widerstrebt, als diese Leute; gelingt es ihm, einen Dichter von der Pflege seiner Pläne abzubringen, während sonst jeder Dichter diese für das Wichtigste in der Welt hält und bei jeder Störung jammert, „man habe den größten Palast zerstört."

Dabei war die Konstellation 1823 keineswegs auch nur für den Jünger unbedingt günstig. Goethe kam damals den jüngeren Dichtern von vornherein nicht allzu wohlwollend entgegen; und gerade erst 1821 hatte Tiecks Ausgabe von Kleists Nachlaß seinen lebhaften „Schauder und Abscheu" vor allzu

ſelbſtwilligen jungen Talenten erneuert. Denn gerade gegen das „Autochthoniſch-Autodidaktiſche“ hegte er ein entſchiedenes Mißtrauen; es regnet in dieſen Jahren Ausſprüche gegen die „Originale“, wogegen an Naturdichtern wie Fürnſtein (1823; Hempel 29, 405 f.) gerade die Anpaſſung an die nächſte Umgebung gelobt wird. Und Eckermann war nicht bloß junger Dichter und Autodidakt, ſondern er ſtellte überdies in ſeinen Beiträgen (S. 247) Chriſtus mit Entſchiedenheit in den Mittelpunkt ſeiner moraliſchen Betrachtungen; Goethe aber hatte gerade eben in jenem berühmten Brief an Auguſte Stolberg ſeine Entfernung von aller Konfeſſionalität milde aber feſt bekundet.

Freilich ſtanden all dieſen Bedenken in Eckermanns Werkchen zahlreich empfehlende Punkte gegenüber. Von Eigenwilligkeit und von religiöſem Übereifer war denn doch hier keine Spur zu finden. Ausdrücklich polemiſiert Eckermann vielmehr gegen den „höchſt törichten Wahn übelverſtandener Originalität, wenn da jeder wieder auf eigenem Wege herumſuchen und herumtappen wollte, um das zu finden, was ſchon in großer Vollkommenheit vorhanden iſt“ (S. 138). Als ſchön, vollendet, muſterhaft erkennt er aber, wie Goethe, vor allem die Antike an (S. 31) und hält ſie als ſichere Norm den Irrwegen der Zeit gegenüber. Solche Irrwege ſieht er vor allem darin, wenn die Romantik (denn ſie muß gemeint ſein) ihr „ſo höchſt undichteriſches Streben ins unbewußte und unerquickliche Körper- und Namenloſe“ gegen die „höchſten Muſter“ ausſpielt, die ihr „ganzes Weſen der ſichern faßlichen Wirklichkeit entgegen wenden“ (S. 193). Auch ſein Widerſpruch gegen das Beſchreiben von Tönen und Melodien (S. 215) geht wohl auf Tieck und ſeine Genoſſen, denn an Heinſe dachte damals ſchon niemand mehr. Daneben bekämpft er das Schickſalsdrama (S. 260), weil es die moraliſche Verantwortung vom Menſchen abwälze und ſtellt Goethes Auffaſſung dem gegenüber: in den „Wahlverwandtſchaften“ gerade, die man wiederholt für ein ähnliche Anſchauung Goethes angeführt hat, „erſcheint das Schickſal nicht als ein von außen Einwirkendes, ſondern es erſcheint als ein aus dem Innern der Charaktere Hervorgehendes, von ihnen erzeugt Werdendes“ (S. 188). Allgemein rügt Eckermann (S. 144 f.) die übermäßige Buntheit der poetiſchen Formen in

der deutschen Literatur. Man braucht keine Parallelstellen anzuführen, um aussprechen zu dürfen, daß in all diesen Punkten Goethe sich selbst wiederfand. Wäre nicht bezeugt, daß er das Manuskript frisch vom Lesen an Cotta sandte, so möchte man gelegentlich fast an ein Eingreifen Goethes glauben, um so mehr, als sich Perioden finden, die ganz seinen Altersstil zeigen: „Von der Erde reden wir nicht, die Berge stehen auf guten Füßen und die Ebenen sind wohl gegründet, sie erweiset sich stets als friedliches geduldiges Element; der Mensch mag sich mit ihrer Fläche oder mit ihrer Tiefe befassen, er mag Steine und Erz aus ihrem Schoße brechen, immer ist sie willig und duldend, nie feindlich dem Menschen widerstrebend; weshalb denn auch seine Kräfte an ihr zu entwickeln ihm stets nur in geringem Maße gelingen wird" (S. 49). In Wirklichkeit ist natürlich dieser Stil, wie die Aneignung Goetheſcher Lieblingswendungen („Effekt machen" S. 130) nur der eifrigen Lektüre des Schülers zuzuschreiben.

Aber so eifrig hatte dieser sich eben in Goethe eingelesen, daß auch ohne dessen direkte Mitwirkung die „Beiträge zur Poesie" in die Reihe jener offiziösen Manifeste des Altmeisters eingerückt werden können, die mit Moritz' „Bildender Nachahmung des Schönen" beginnen und dann in Meyers „Neudeutsch-patriotisch-religiöser Kunst" und Ruckstuhls „Deutscher Sprache" sich fortsetzen. Seine Propaganda für Goethes Lehren ging weit über das ästhetische Gebiet heraus. Und gerade damit hat er gewiß besonderes Interesse bei dem Dichter erregt, der mit den Jahren immer stärker erzieherische Resultate anstrebte. Es führt schon über die Kunstfragen heraus, wenn er völlig im Sinn Goethes und vielfach mit seinen Worten den „Stil" über die „Manier" erhebt (S. 146): er gibt dem selbst eine moralisierende Wendung, indem er dem Stil Selbstverleugnung, der Manier aber Egoismus zuschreibt (S. 145). Und zur Selbstverleugnung, zur Selbstbeherrschung, zur Besiegung und Bändigung des Willens (S. 162) ruft er immer wieder auf: „Vor allen aber, und dies ist es besonders, woran es unserer jetzigen Zeit not tut, arbeite der Dichter gegen Willensschwäche, gegen moralische Kraftlosigkeit, gegen Mangel an Überwindung und Bekämpfung unserer selbst, dieser einzigen

Quelle von aller Sünde“ (S. 260). Die Lehre stimmt so genau mit Goethes moralischem Grunddogma überein, daß er den unbehilflichen Ausdruck gewiß leicht verzieh.

Fand der Meister nun hier überall nur einen gelehrigen Schüler — schon dies etwas, was er aufs eifrigste suchte! wie hat er geklagt, daß einzig Pius Alexander Wolff sich fügsam seinem Unterricht gefügt habe! — so traf er doch auch einige und gar nicht so wenige Stellen, in denen Eckermann die Lehren Goethes selbständig fortgeführt hatte. Und gerade diese höchst merkwürdigen Stellen waren es, wie wir glauben aussprechen zu dürfen, die ihm den Lebensberuf seines Jüngers offenbarten, die ihm das Recht gaben, wie die Gesellschaft des Turms Wilhelm Meister an unsichtbaren Fäden leitet, so dieses Anfängers sich zu bemächtigen und statt der Esel seines Vaters ihm ein Königreich zu schenken.

Mit wahrer Leidenschaft verkündet Eckermann eine Lehre, die Goethe, wenn auch oft, doch nach seinen Herder-Tagen immer nur mit kurzen Zügen ausgesprochen hatte: die von der Notwendigkeit, unsere sinnliche Anschauung auszubilden (S. 110 f.). Er klagt über die stumpfen Sinne, mit denen die meisten in die Natur schauen: „Gesunde Sinne, gesunde Glieder, gesunde Gedanken und Gefühle sind zu aller natürlichen Vollendung das Erste“ (S. 237). Ausführlich erteilt er Anweisung, wie wir unsern Blick schulen sollen. „Wir wollen sehen lernen!“ ruft er aus (S. 119) und verweist auf Goethes Schulung am Zeichnen, gibt als Beispiel individuelle Charakteristiken verschiedener Baumarten (S. 115 f.) und ermahnt, ein theoretischer Vorläufer der Schule von Fontainebleau und gleichzeitig ein Genosse von Goethes Wolkenbeobachtungen, vor allem auch zum sorgfältigsten Studium der Atmosphäre und der Beleuchtung (S. 120). „Besonders bietet die ewig wandelbare und ewig sich wandelnde Gestalt und Farbe der Atmosphäre und Wolken der sinnlichen Anschauung ein unendliches Feld; das ist ein Studium fürs ganze Leben. Man kann fast sagen, daß jeder Tag seine eigenen Wolken habe, und zwar am Morgen, Mittag, Nachmittag, Abend, ja zu jeder Stunde in einer andern Gestalt. Und wiederum andere sind die Wolken des Frühlings, andere des Sommers, andere des Herbstes, andere des Winters; ferner

andere in flachen Gegenden, andere in Gebirgen, andere in der Nähe des Meeres, andere tief landeinwärts. Das Charakteristische an diesem allen sich scharf zu merken, ist dem Dichter höchst nötig" (S. 121). Solche Worte mußten Goethe wahrhaft entzücken, der immer wieder betont hatte, wie schwer es sei, die Dinge wie sie sind zu sehen, der nicht müde ward, die „Anschauung" zu preisen und zu empfehlen.

Noch wichtiger aber ist ein zweites. So wenig wie man ohne Schulung richtig sehen kann, so wenig vermag man ohne sie richtig zu lesen. Man braucht nur den Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe aufzuschlagen, um verstimmte Anklagen gegen die stumpfe Art des Lesens, gegen das halbe Hinhören und ungenaue Aufnehmen zu treffen. Hier stößt nun aber Goethe auf ausführliche „Bemerkungen über das Verstehen des Dichters" (S. 99 f.). Er findet einen jüngeren Mann, der von der naiven Selbstgefälligkeit, mit der der Durchschnittsleser meint, alles verstehen zu können, himmelweit entfernt ist. Ein Lehrer, wenn er ein großer Geist ist, begreift wohl die verschiedenen Gesichter seiner Zuhörer, aber das geistreiche Gesicht des Lehrers begreift von den Zuhörern nur dieser oder jener, den meisten übrigen ist es nicht lesbar, sie achten auch nicht darauf (S. 107). „Was nun im Vorstehenden von dem Lesen und Produzieren der seelenvollen Schrift eines Gesichts gesagt ist, das gilt auch von dem Lesen eines Buchs. Auch der Leser muß produzieren können, wenn er den Schriftsteller verstehen will; was er von einem Buche nicht produzieren kann, das bleibt tot. Die Geister eines Buchs ruhen gleichsam alle gebannt; der Leser muß Kraft haben, sie zu lösen, wenn er ihre Wirkung erfahren will. Nun haben gewisse lesende Individuen nur für gewisse Geister Kraft, alle übrigen bleiben in ihrem Bann. Je beschränkter das Individuum, destoweniger Geister eines Buchs werden frei werden, je größer und vielseitiger, desto mehr" (S. 108). Noch heut sind diese Sätze aller Beherzigung wert; noch heut können wir, wie Chamisso, den rechten Leser als „den Seltensten von allen" anrufen. Goethe aber dürstete geradezu nach solchen Lesern; seit Schillers Tod besaß er keinen mehr, der die Geister seiner Schriften aus dem Bann alle zu lösen gewußt hätte. Wörtlich wie Eckermann hatte

er schon dem großen Gefährten gegenüber jene Forderung erhoben, daß auch der Leser produzieren müsse. „Übrigens habe ich, außer einer ziemlich allgemeinen reinen Zufriedenheit, nichts tröstliches von einem besondern Urteil gehört," meldet er (2. Mai 1798) von Ifflands Gastspiel: „wie wenige verhalten sich gegen den Künstler auch wieder produktiv!" (Briefe 13, 131.)

So hatte Eckermann sich, ohne es zu wollen, selbst als der musterhafte Leser, als „reines Gefäß" charakterisiert; und die rasche „Leseprobe" mit Goethes Rezensionen und Aufsätzen konnte nur bestätigen, was der Falkenblick des Dichters aus der Handschrift des Büchleins herauslesen mußte.

Dieser Mann verstand es wirklich, nicht bloß der Theorie nach, ein guter Leser zu sein. Goethe verlangte und durfte verlangen, daß man ihm gegenüberstehe wie er der Natur: so, daß ein gewaltiger Gesamteindruck sorgfältigste Einzelbeobachtung nicht ausschließt, sondern fördert. Als Ganzes, als Einheit wollte er genommen werden. Schiller hatte ihn dadurch erobert, daß er in seinem großen Brief das zum erstenmal und in großartiger Weise tat; Humboldts Aufsatz über Hermann und Dorothea hatte ihn kühl gelassen, weil ihm dies fehlte. Eckermann nun betonte mit allem Nachdruck Goethes Gesamtwirkung. Wenige haben sie vor ihm so entschieden gewürdigt: „Hätte Goethe sein nach vielen Seiten und Richtungen hin wirkendes Naturell bezwingen und immer nur sein poetisches Talent auf große imposante Stoffe verwenden wollen, so wäre er sicher im hohen Grade die Bewunderung der ganzen Nation, wie er es jetzt besonders nur derer ist, die ihn in seiner großen Gesamtwirkung zu fassen vermögen. Wüßte aber die Nation ihr Bestes und könnte die Zeit reden, so würde sie ihm gerade dafür, daß er sich nicht einer einzigen großen Bahn hingab, sondern nach vielen Richtungen hin sich versuchte und uns die Wege zeigte, nicht genug danken können. Er ist nun in mancher Hinsicht der Lehrer seines Volks und seiner Zeit, und das will mehr sagen, als wenn es hieße, er ist der deutsche Sophocles, der deutsche Homer. Solche Namen sind bald ausgesprochen, sprechen wir aber den Namen Goethe aus, welch eine Fülle von Wirkungen drängt sich da heran, die erkannt sein wollen!" (S. 35.)

Eine Wendung dieses Abschnitts polemisiert versteckt gegen Fr. Schlegels falsch-geistreiche Benennung Goethes als „deutscher Voltaire", die schon Schubarth (zur Beurteilung Goethes, zweite Auflage I, S. XIV) abgewiesen hatte. Und zu der kunstphilosophischen Manier solcher Schlagwörter stellt Eckermann auch sonst sich in Gegensatz. „Die Tendenz eines dichterischen Werkes läßt sich selten mit einem Wort aussprechen" (S. 177). Deshalb gilt es, mit liebevoller Eindringlichkeit das Einzelne zu durchsuchen. Daß Eckermann dies getan hat, macht die betreffenden Abschnitte seines Buches noch heut wertvoll. Verständnisvoll analysiert er die Wahlverwandtschaften (S. 150 f.) und hütet sich vor dem bequemen Fehler, alles Weh der Gestalten aus einem Punkte zu kurieren: „Wir haben oben gesagt, das Unheil in den Wahlverwandtschaften gehe hervor aus dem Beispiel des Grafen und der Baronesse; ferner, es gehe von der heillosen Umarmung jener Nacht, es gehe vom Kinde aus; endlich, es gehe aus von dem ungebändigten Charakter Eduards. So könnte man ferner sagen, es gehe vom Hauptmann und von Charlotten aus . . . Ferner könnte man sagen, das Unheil gehe hervor aus der kindlichen Bewußtlosigkeit Ottiliens. Und an allem ist etwas daran, am einen mehr, am andern weniger. Und alles dieses beweiset, daß das Unheil begründet ist in der Gesamtnatur aller Charaktere und in der Zusammenwirkung aller Umstände auf diese" (S. 178). Er warnt vor dem nie aussterbenden Fehlgriff, dem Verfasser jeden Ausspruch seiner Figuren zur Last zu legen (S. 152). Und wie er hier ein einzelnes Werk unbefangen durchforscht, so geht er sonst durch ganze Reihen der Technik Goethes nach. Er illustriert an hübschen Beispielen, wie der Dichter seine Bilder aus der Sphäre der Erfahrungen seiner Personen nimmt: „So sagt der Fischerknabe, der täglich mit seinem Taschenmesser zu tun hat:

Blicke sinken, Worte stocken,
Wie ein Taschenmesser schnappt
Faßte sie mich an die Locken
Und das Bübchen war ertappt.

So der Knabe im Divan:

Und so schläft nun aller Vogel
In dem groß und kleinen Neste" (S. 274).

Er zeigt in einer Anzahl von Beispielen (S. 284 f.), wie Goethe es anfängt, den poetischen Geist zur Verkörperung zu bringen. Und wie er hier Viehoffs empirischer Poetik vorarbeitet, so findet sich Viktor Hehns Ausführung über die Lebensformen bei Goethe schon kurz vorgedeutet, wenn er in einer inhaltreichen Umschreibung der poetischen Welt, durch deren Zeichnung der Dichter erfreut (S. 203 f.) auf die Individualität der verschiedenen Stände besonders hinweist (S. 225). Dieser ganze Teil ist übrigens wohl der gelungenste des Werkchens; die Aufzählung der dem Leser angenehmen Dinge in der Poesie ist lehrreich und lebensvoll. Auch wenn man nicht, wie Goethe im Beginn seiner Epistel, wie Eckermann, wie Scherer in seiner Poetik die Erhöhung der menschlichen Lebensfreude als *Aufgabe* der Poesie ansieht, wird man hier lernen, wie oft sie tatsächlich deren *Gegenstand* ist. Viel schwächer ist das Gegenstück, über die sittliche Veredelung als Zweck der Poesie (S. 234 f.). Wenn dies aber schon seines Inhalts wegen auf Goethes lebhaftesten Widerspruch stoßen mußte, so entnahm er daraus wohl nur, daß der Autor zum Philosophieren weniger als zum Beobachten geeignet sei. Wie fein weist Eckermann (S. 275) auf die eigentümliche Atmosphäre jeder einzelnen Dichtung Goethes hin: „Man denke sich nur einen Charakter aus dem Götz versetzt in den Tasso, oder aus dem Egmont in die Iphigenie, oder aus dem Meister in die Wahlverwandtschaften, und man wird sogleich fühlen, wie nahe und innig jeder Charakter dem Werke angeschaffen ist, in welchem wir ihn nun einmal finden." Wie sinnig weiß er den eigenartigen Toncharakter bestimmter Gedichte wie: „Über allen Gipfeln ist Ruh'" zu schildern (S. 276)! Verglich Goethe diese Beobachtungen mit den ins Unfaßbare verflatternden Spekulationen der philosophischen Ästhetik seiner Zeit, so mochte er wohl den guten Eckermann wie einst Eckhel und Chladni unter die Glückseligen rechnen, „welche auch nicht eine Ahnung haben, daß es eine Naturphilosophie gibt, und die nur mit Aufmerksamkeit suchen die Phänomene gewahr zu werden, um sie nachher so gut

zu ordnen und zu nutzen als es nur gehen will, und als ihr angebornes, in der Sache und zur Sache geübtes Talent vermag" (an Schiller 26. Januar 1803).

Bei all diesen Vorzügen, die in der Tat Eckermanns „Beiträge" vor gänzlichem Vergessen hätten schützen sollen, würde Goethe über das allgemeinste Wohlwollen schwerlich herausgegangen sein, wäre ihm Eckermann zu einem andern Zeitpunkt begegnet. Nun aber, und dies ist die Hauptsache, suchte er seit lange gerade solch eine Natur, wie sie sich ihm hier darstellte.

Goethe hatte mit seiner Entwicklung abgeschlossen. Er betrachtete seine Persönlichkeit als ein fertiges Kunstwerk, an das er die Kosten seines Lebens gesetzt habe, und es ward sein höchstes Interesse, dieses größte Kleinod seiner Schatzsammlung der Nachwelt treulich zu erhalten. Vor allem dienen dieser Aufgabe die biographischen Aufzeichnungen, deren Kette 1812 mit dem Beginn von Dichtung und Wahrheit eröffnet wird, und denen allerlei Hilfsmittel wie die zu Porträts gern gewährten Sitzungen zur Unterstützung dienen. Es schiebt dem „freundlichen Ansinnen" naher und ferner Freunde die Verantwortung für die „Lebensbekenntnisse im Auszug" zu (Hempel 29, 330); in Wirklichkeit war er selbst der Hauptförderer aller dieser Bestrebungen. Etwa seit dem Jahre 1819 — das Goethe selbst an der letztgenannten Stelle zum Grenzstein macht — gibt es eine Goethe-Philologie, die des Dichters lebhaften Anteil und entschiedene Gunst genießt.

Ihre Anfänge waren freilich schon länger da. Jener großartige Brief Schillers, jener geistreiche „Versuch" Wilhelms v. Humboldt gehören schon ganz eigentlich der wissenschaftlichen, auf volles Verständnis Goethes gerichteten Tätigkeit an; wogegen es Spielerei wäre, etwa auf Mercks berühmte Formel oder gar auf Behrischs Bemühung als „Herausgeber" des nun wieder aufgefundenen „Buches Annette" zurückzugehen. Aber erst die italienische Reise weckte eine systematische Arbeit auf diesem Gebiet. Nun kam 1817 Schubarths erster „Versuch", 1818 und 1820 seine beiden Bände „Zur Beurteilung Goethes", 1819 Clemens „Goethe aus seinen Schriften"; 1820 erläutert Kannegießer die „Harzreise im Winter". Dann folgte 1821 Zauper mit den „Grundzügen einer deutschen theoretisch-prak-

tiſchen Poetik, aus Goethes Werken entwickelt", und 1822 mit den „Studien über Goethe"; im gleichen Jahr ſendet Näke ſeine „Wallfahrt nach Seſenheim" und Fouqué ſchreibt „Ein Wort über Goethes Helden". Das Jahr 1823 bringt noch wichtigere Erſcheinungen: Varnhagens „Goethe in den Zeugniſſen der Mitlebenden", Immermanns „Brief an einen Freund über die falſchen Wanderjahre" (dem 1822 das „Trauerſpiel von Pater Brey" vorangegangen war), und eben Eckermanns „Beiträge". 1824 erſcheint die erſte ſelbſtändige Erläuterungsſchrift zum Fauſt von Göſchel; 1828 ſchickt Tieck die Studie über „Goethe und ſeine Zeit" der Lenz-Ausgabe voraus; im ſelben Jahr erſcheinen Nicolovius „Über Goethe" — und Carlyles Aufſatz in der **Foreign Review**. 1830 ſchreiben Schubarth und Weiße über den Fauſt. Mit Goethes Tod beginnt dann eine neue Ära von Goetheſchriften.

Ich habe hier (mit Benutzung von Max Kochs Bibliographie in Goethes Grundriß § 234 f.) nur die wichtigſten unter den Vorläufern der Goethe-Philologie genannt. Man erkennt ſchon aus der kleinen Überſicht, daß gerade auf die Jahre von 1818—1823 ſich eine erſte Hochflut von Goetheſchriften verteilt — gerade auf die Jahre, in denen Goethe, wie man ſagen kann, den zukünftigen, ihm noch unbekannten Eckermann erwartete.

Wie ſtellte ſich nun der Dichter ſelbſt zu dieſen Bemühungen?

Charakteriſtiſch genug. Er ermuntert die Verfaſſer, kommt ihnen zu Hilfe, ſucht ihre perſönliche Bekanntſchaft. Er ſchreibt in den Annalen von Schubarth, daß ihm ſeine perſönliche Bekanntſchaft höchſt angenehm war: „die Neigung, womit er meine Arbeiten umfaßt hatte, mußte mir ihn lieb und wert machen" (Weim. Ausg. 36, 178). Durch Kannegießers „teilnehmende Anfrage aufgeregt" (ebd.), ſchreibt er ſelbſt einen Kommentar zu jenem „abſtrufen Gedicht", ſchließt ihn aber mit herzlichen Dankesworten an den „werten Kommentator", deſſen „kleine gehaltreiche Arbeit man durchaus billigen und mit Dank erkennen darf" (Hempel 1, 154). Näkes Zuſchrift erwidert er mit einem kleinen Aufſatz, in dem des „teilnehmenden unterrichteten Mannes" mit Dank gedacht wird (Hempel 29, 356). Vor allem ſind aber der Brief an Schubarth und die

Äußerung über Zauper bezeichnend. An den ersten schreibt er (zur Beurteilung Goethes II, 7): „Verharren Sie beim Studium meines Nachlasses: dies rate ich, nicht weil er von mir ist, sondern weil Sie darin einen Komplex besitzen von Schriften, Gedanken, Erfahrungen und Resultaten, die aufeinander hinweisen, wie Sie schon selbst so freundlich und einsichtig dargestellt haben." Und über Zauper heißt es in den Tag- und Jahresheften 1821 (Weim. Ausg. 36, 195): „Zaupers Grundzüge einer deutschen theoretisch-praktischen Poetik brachten mich mir selbst entgegen und gaben mir, wie aus einem Spiegel, zu manchen Betrachtungen Anlaß. Ich sagte mir: da man ja doch zum Unterrichte der Jugend und zur Einleitung in eine Sprache Chrestomathien anwendet, so ist es gar nicht übel getan, sich an einen Dichter zu halten, der mehr aus Trieb und Schicksal denn aus Wahl und Vorsatz dahin gelangt, selbst eine Chrestomathie zu sein; denn da findet sich im ganzen doch immer ein aus dem Studium vieler Vorgänger gebildeter Sinn und Geschmack . . . Dem guten Zauper sagte ich manches, was ihm förderlich sein konnte, und beantwortete seine Aphorismen, die er mir im Manuskript zusendete, mit kurzen Bemerkungen, für ihn und andere nicht ohne Nutzen." Man sieht, er bemüht sich, Schubarth und Zauper beim Studium seiner Werke festzuhalten. Deshalb macht er auch beide besonders darauf aufmerksam, daß dies ihrer eigenen Ausbildung förderlich sein müsse: „Dieses beschränkt keineswegs den jüngeren Mann, der einen solchen Gang nimmt, sondern nötigt ihn, wenn er sich lange genug in einem gewissen Kreise eigensinnig umhergetrieben hat, zum Ausflug in die weite Welt und in die Ferne der Zeitalter, wie man an Schubarth sehen kann," heißt es in den Annalen, und an letzteren selbst hatte er geschrieben: „Eine produktive Bildung, die aus der Einheit kommt, ziemt dem Jüngling, und selbst in höheren Jahren, wo wir unsere Fortbildung mehr historisch, mehr aus der Breite nehmen, müssen wir diese Breite wieder zur Enge, wieder zur Einheit heranziehen."

Es ist ganz offenbar: Goethe wünscht, daß geeignete Kräfte sich eine Zeitlang ganz speziell dem Studium seiner Schriften widmen. Auch nachdem er Eckermann gewonnen hatte, erlosch dieser Wunsch nicht. Er zeigt in kleinen Aufsätzen die Bücher

von Varnhagen und Nicolovius an (Hempel 29, 358 f.) und wünscht Varnhagens Werk durch ein Gegenstück „Goethe in den mißwollenden Zeugnissen der Mitlebenden" vervollständigt. Aber wir sehen nicht, daß er seine persönlichen Beziehungen zu beiden — die doch besonders bei Nicolovius vertraute waren — benutzt, um ihnen eine fortgesetzte Durcharbeitung seiner Schriften zu empfehlen. Denn er hat jetzt eben den Mann, den er suchte, gefunden. Zauper oder Schubarth hätten dieselbe Stelle einnehmen können, die Eckermann tatsächlich errang. Goethe bot sie ihnen so gut wie ihm an. Einen vierten Mann, der sie alle überragte, vermißte Goethe später mit Wehmut unter den Kandidaten: Solger, der seine Arbeiten so zart und schön aufgenommen, obwohl er mit ihm nie in ein näheres Verhältnis getreten (Hempel 29, 218); es war Goethe leid, daß er ihm nie auf seine Zuschriften geantwortet (Gespräche 6, 33). Er macht übrigens bei dieser Gelegenheit eine Bemerkung, die unserer Auffassung der Briefe an Zauper und Schubarth gut zu Hilfe kommt. Nie habe er phrasenhafte Dankbriefe verfaßt. „Wenn ich nicht jemand etwas Besonderes und Gehöriges sagen konnte, wie es in der jedesmaligen Sache lag, so schrieb ich lieber gar nicht." Wir dürfen also auch jene Äußerungen nicht als allgemeine Höflichkeiten auffassen: sie sagten etwas Besonderes, es waren Werbebriefe.

So lebhaft war Goethe bemüht, einen Eckermann zu erobern, daß er auf die spezielle Veranlagung gar nicht zu genau sah. Der Umstand genügte, daß einer liebevoll sich in seine Schriften versenkt hatte. Greifen wir nur den Bedeutendsten unter jenen dreien heraus: Schubarth. Freilich enthält auch seine Erstlingsschrift manches, was Goethe genehm sein mußte. Auch er hat die Idee der Selbstüberwindung an die Spitze gestellt (1, 126. 287) und zwar gerade in Verbindung mit den „Wahlverwandtschaften", deren liebevolle Würdigung Goethe Solgern so hoch anrechnet; er teilt des Meisters Antipathie gegen die französische Revolution, die er mit leidenschaftlichen Worten „einen Pfuhl des Unvernünftigen und Tollen" nennt (S. 262), er lehnt die turnerische Wichtigtuerei wie Goethe ab (1, 281) und man könnte noch manches anführen. Aber wie unendlich steht er doch von Goethe ab, wenn er in obskuranti-

schem Eifer allen prometheischen Schaffensdrang, alle faustische Wißbegier als schlechtweg tadelnswert hinstellt, wenn er sich zum Anwalt Mephistos macht und dem „unendlichen Prozeß alles Wissens" nur einen „durchaus unsittlichen Charakter abgewinnen" kann! (1, 267.) Wie sollte über die mit Leidenschaft hervorgesprudelte Ansicht, der Mensch sei nur zum Handeln da, nur auf Glauben und Vollbringen (1, 325) angelegt, der Dichter denken, der so nachdrücklich gepredigt: „Denken und Tun, Tun und Denken, das ist die Summe aller Weisheit, von jeher anerkannt, nicht eingesehen von einem jeden. Beides muß wie Aus- und Einatmen sich im Leben ewig fort hin und wieder bewegen; wie Frage und Antwort sollte eins ohne das andere nicht stattfinden." (Wanderjahre, Hempel 18, 265?) Und wenn Schubarth auf Platons „bettlerische Armseligkeit" schilt (1, 255, vgl. 2, 268), wie mußte der Mann das aufnehmen, der in der Geschichte der Farbenlehre Platon das herrlichste Denkmal errichtet? Aber selbst wo er mit dem Jüngeren im Grunde einverstanden sein mochte, wie bei dessen Kampf gegen Kant (1, 218) und die Naturphilosophie (1, 214), gegen die „anmaßliche Richtung historischer Studien" (1, 171), gegen die Romantische Schule (2, 164 f.) — mußte ihn da nicht der Ton abschrecken, mit dem der Zwanzigjährige nur überall „Unsinn", „Verkehrtheit", „Unsittlichkeit" sieht? Diese ganze Vortragsart, die auf kurze Kanzelvorträge dogmatische Auseinandersetzungen folgen läßt, diese Unfehlbarkeit und dünkelvolle Selbstherrlichkeit wäre sonst wohl so beurteilt worden, wie des Baccalaureus Auftreten im „Faust". Statt dessen finden wir bei Goethe nur aufmunternde Worte. Auch der direkte Widerspruch, gegen den Goethe sonst empfindlich war — hier stört er ihn nicht; und doch hat Schubarth einmal eine Wendung des greisen Meisters, „die Phrase eines sehr jungen, naseweisen Geschlechts" gescholten! (1, 283.) So finden wir bei Schubarth nicht einmal die liebevolle Ergebung, die nur mit Schmerzen widerspricht: Offenheit ist solch ein Ton nicht zu nennen, vielmehr ist das die bei uns einheimische Unart, daß der Jüngere auch dem verehrtesten Lehrer hin und wieder eine Ungezogenheit entgegenwerfen muß, um seine „Unabhängigkeit" zu bekunden. Deshalb fehlte ihm auch der kongeniale Spürsinn, der ihn den

Schluß des Faust hätte erraten lassen müssen, wie D. Jacoby in seiner (vielleicht etwas allzu freundlichen) Besprechung Schubarths (Allgemeine Deutsche Biographie 32, 611) hervorhebt. Freilich hat Schubarths Überweisheit anfänglich sogar herausgefunden, Faust und Pandora seien nicht etwa, weil sie im ästhetischen Sinn unvollendet seien, „Erste Teile" überschrieben: „sondern der höchste Inhalt ist gemeint" (1, 238).

All diese Mängel, all diese abstoßenden Unarten des Buches werden nicht einmal durch den positiven Inhalt aufgewogen. Gewiß ist vieles geistreich, so die Nachweise über die beständige Abhängigkeit der Philosophie vom Zeitcharakter (2, 127 f.); gewiß zeigt sich oft eine überraschende Tiefe in der Auffassung Goetheſcher Werke. Aber an solchen Dingen fehlt es z. B. in Immermanns Schutzschrift für den „Wilhelm Meister" auch nicht; und doch hat sie ihrem Verfasser nie Goethes Sympathie erwerben können. Schubarth konnte sie erwerben, weil er mit dem „Komplex an Gefühlen, Gedanken, Erfahrungen und Resultaten, die aufeinander hinweisen", weil er mit Goethes *Gesamtwirken* sich vertraut zeigte. Und deshalb, wir wiederholen es, suchte Goethe ihn wie Zauper, wie Eckermann an sich zu fesseln.

Man wende nicht ein, Goethe spreche davon ja gar nicht; er gebe ihnen nur Winke, die sie für die eigene Ausbildung nützen sollten. „Unser Meister," hat Goethe selbst gesagt, „ist derjenige, unter dessen Anleitung wir uns in einer Kunst fortwährend üben und welcher uns, wie wir nach und nach zur Fertigkeit gelangen, stufenweise die Grundsätze mitteilt, nach welchen handelnd wir das ersehnte Ziel am sichersten erreichen. *In solchem Sinn war ich Meister von niemand*" (Hempel 29, 230). Von niemand, und also auch nicht von Eckermann, der doch lange Jahre willig Goethes Anleitung genoß. Und in der Tat — fragen wir, ob Eckermann denn diese Erziehung zum „ersehnten Ziel" geführt habe, so werden wir das nur verneinen können. Zum Künstler ist er wohl geworden — zu einem Dichter, wie er es erstrebte, nicht. Haben die „Beiträge" uns gezeigt, daß man den getreuen Mann für gewöhnlich doch wohl unterschätzt, daß es ihm an eigenen Gedanken, an feiner Beobachtungsgabe, an methodischem Sinn keineswegs

gebrach, so müssen wir uns hüten, seine Gedichte aufzuschlagen: allzuraſch könnte dann das Zerrbild, das Heine und die Tradition aus Goethes Schatten geformt haben, wieder als berechtigt erscheinen. Man denke, daß es ein Mann war, mit dem Goethe fast ein Jahrzehnt lang literarische Kritik, poetische Lektüre, Erörterungen über Stil und Form getrieben hatte, der z. B. folgende Strophe schrieb:

An dem Fuße der Vulkane
Wenn ein Volk sich angebaut,
Oder nah dem Ozeane
Kühn zu siedlen sich getraut,
Dann durch Feuer- und Wasserschwalle
Tausende wenn sie vergehn,
Glaubt der Mensch in solchem Falle
Ihn zu strafen sei's geschehn (Gedichte S. 189).

Mit solchen Versen verherrlichte Eckermann 1829 König Ludwigs Auftrag an Stieler, Goethes Porträt zu malen!

Goethe hat nicht umsonst in dem Aufsatz „Ferneres zur Weltliteratur" (Hempel 29, 674 f.) die Notwendigkeit des Egoismus betont für den, der sich im Gedränge behaupten wolle. Um seine Persönlichkeit, um sein Lebenswerk zu retten, mußte er Opfer fordern. Der alte Faust, der als freier Mann auf freiem Boden stehen will, braucht dienende Spaten. Für sich begehrte Goethe die Helfer, für seine letzte Aufgabe. Und zwar war der Beruf, den er ihnen zudachte, zunächst ganz praktisch gedacht: er wollte sich Herausgeber für die Gesamtausgabe erziehen. Schubarth war neben Riemer hierfür bestimmt, Eckermann erbte den Auftrag. Er mußte ihn erben: sein Manuskript sprach es zu deutlich aus, wie sehr er sich dafür eigne. Gleich stellte ihn Goethe deshalb auf eine weitere Probe: er übergibt ihm die Frankfurter Gelehrten Anzeigen. Lockt doch noch heut die Aufgabe, Goethes Anteil herauszufischen, den philologischen Ehrgeiz! Und wie charakteristisch sind die Begleitworte: „Da Sie meine Art und Denkungsweise kennen, so werden Sie sie schon aus den übrigen herausfinden. Ich möchte nun, daß Sie diese Jugendarbeiten etwas näher be-

trachten und mir ſagten, was Sie davon denken. Ich möchte wiſſen, *ob ſie wert ſind, in eine künftige Ausgabe meiner Werke aufgenommen zu werden.* Mir ſelber ſtehen dieſe Sachen viel zu weit ab, ich habe darüber kein Urteil. Ihr Jüngern aber müßt wiſſen, ob ſie für euch Wert haben und inwiefern ſie bei dem jetzigen Standpunkte der Literatur noch zu gebrauchen." Man beachte wohl: Eckermann hatte nicht etwa die erſte Auswahl zu treffen, Goethe hatte bereits von den Rezenſionen, die aufgenommen werden ſollten, Abſchrift nehmen laſſen. Er ſollte nur ſeinerſeits auswählen, damit Goethe ſein Urteil mit dem des jüngern Mannes vergleichen könnte. — Die Arbeit, die Eckermann zu „Kunſt und Altertum" aufgetragen ward, iſt eine allgemeinere Prüfung, gleichzeitig aber allerdings eine wirkliche Hilfsleiſtung. Aber nicht auf dieſe war es zuerſt abgeſehen; Düntzer hebt vor ſeiner Ausgabe mit Recht hervor, daß Eckermann nie Goethes „Sekretär" war. Hierzu genügten beliebige Schreiber; für den Herausgeber der Werke waren ganz andere Bedingungen zu ſtellen. Wir bedenken es nicht genug, wie ſchwer ſeine Aufgabe war. Dem univerſalſten Geiſt auf allen Wegen zu folgen, ſeine Andeutungen richtig aufzufaſſen, ſeinen Willen herauszuhören, wo er nur verſteckt ausgeſprochen war, zu ſammeln, auszuſcheiden, zu ordnen, als ſtände er hinter ſeinem Teſtamentsvollſtrecker — das war ein Beruf, für den gewiß alles verlangt werden mußte, was Eckermann beſaß.

Unſer Dank wäre nicht klein, hätte er nur mit Riemer gemeinſchaftlich dies Vermächtnis erfüllt. Aber ſein guter Genius gab ihm eine zweite, noch bedeutendere Aufgabe.

Schon in meiner Goethe-Biographie habe ich (S. 466) darauf hingedeutet, welche Wichtigkeit für den gealterten Dichter das *Geſpräch* gewann und habe auf die Worte Angelas in den Wanderjahren (Weim. Ausg. 24, 187) verwieſen: „Meine Herrin (Makarie) iſt von der Wichtigkeit des augenblicklichen Geſprächs höchlich überzeugt; dabei gehe vorüber, ſagt ſie, was kein Buch enthält, und doch wieder das Beſte, was Bücher jemals enthalten haben. Deshalb machte ſie mir's zur Pflicht, einzelne gute Gedanken aufzubewahren, die aus einem geiſtreichen Geſpräch, wie Samenkörner aus einer vieläſtigen Pflanze

hervorſpringen. Iſt man treu, ſagt ſie, das Gegenwärtige feſtzuhalten, ſo wird man erſt Freude an der Überlieferung haben, indem wir den beſten Gedanken ſchon ausgeſprochen, das liebenswürdigſte Gefühl ſchon ausgedrückt finden." So ſoll „Makariens Archiv" entſtanden ſein. Goethe ſelbſt zeichnete in ſeine Tagebücher gern abgeriſſene Worte aus Unterhaltungen, auch wohl Anekdoten ein. Aber es bedurfte gewiß der Winke des Dichters nicht, um Eckermann, wie ſo viele vor ihm (Düntzer vor ſeiner Ausgabe S. XIII nennt den Kanzler Müller, Riemer, Holtei) zur Aufzeichnung ſeiner Geſpräche mit Goethe zu veranlaſſen. Goethe ſah „von dieſen Konverſation hin und wieder einige Bogen", er ſchenkt dem Unternehmen Beifall und ermuntert Eckermann, fortzufahren. Er ſah die Bogen auch wohl durch und verbeſſerte. An eine Veröffentlichung braucht er deshalb noch nicht gedacht zu haben; es war etwa ein Verhältnis wie 1870 zwiſchen Bismarck und Moritz Buſch: der Große ſah den Bemühungen des Kleinen mit Wohlwollen, und doch wohl auch mit etwas Ironie zu. Wie Düntzer wohl gewiß richtig vermutet, gab Medwins 1824 erſchienenes „**Journal of the Conversations of Lord Byron**" der Sache eine andere Wendung. Sie ſprachen über dies Buch (24. Februar 1825), Goethe ſchrieb dazu (26. März 1826). Ein Engländer in Weimar überſetzte einige von Eckermann niedergeſchriebene Geſpräche und bot ſie Byrons Verleger, Murray, an. Aber Goethe beſtimmte ſeinen Famulus, die Geſpräche erſt einige Jahre nach ſeinem Tode erſcheinen zu laſſen. Jedoch als Eckermann nun auf der unglücklichen Reiſe mit Auguſt von Goethe an alles zurückdenkt, was er daheim gelaſſen hat, da fühlt er die Verpflichtung ganz, andern das Glück der Teilnahme an dieſen Unterredungen zu verſchaffen. Am 12. September 1830 kündigt er Goethe dieſe Abſicht offiziell an. Aber erſt 1836 erſchien das Werk, ſo daß es inzwiſchen auch von Coleridges 1835 veröffentlichem „Table-Talk" überholt worden war; und erſt 1848 kam der dritte Teil heraus, den nur Sorets uneigennützige Freundſchaft ermöglicht hatte. Wie wenig glänzend der äußere Erfolg war, kann man in Düntzers Einleitung nachleſen. Der arme Eckermann iſt im Leben ein Opfer ſeiner Treue geworden und hat zum Schaden oft noch den Spott geerntet. Auf die Dauer zeigte es ſich doch,

daß er seine Lebensarbeit gut angewandt hatte: sein Werk brachte ihm Unsterblichkeit und den Dank von Tausenden. Und jedes Wort, das man zu seinem Ruhm spricht, ist zugleich eine Anerkennung für Goethes wunderbare Sicherheit des Blicks und rasche Energie. Eckermann war ganz sein Werk, man darf sagen, sein lang und sorgsam vorbereitetes Werk.

Der Dichter des „Romanzero".

Man hat lange Zeit, bis über die Mitte unseres Jahrhunderts, eine „mythologische Zeit" der hellen historischen Gegenwart entgegengesetzt. In jener prähistorischen Periode, da hätten die Mythen und Sagen und Legenden geblüht; seitdem seien sie vor dem klaren Tageslicht entflohen wie die Wichtelmännchen bei der Morgenröte. — Davon sind wir aber zurückgekommen. Wohl ist die Intensität der Sagenbildung heut nicht mehr die gleiche wie in grauer Vorzeit; und vor allem ist die mythenbildende Kraft des Volkes, die einst überall gewaltig war, heut ungleich verteilt: in Rußland etwa ist sie stärker als in den romanischen Ländern und dort noch immer mächtiger als bei den Germanen. Aber sie fehlt nirgends ganz. Und so wenig wie im „Volk" ist bei den „Gebildeten" der Mythus ausgestorben. Wie rasch und stark politische und historische Legenden entstehen, das erleben wir noch täglich; ich erinnere nur an die üppige Vegetation von Sagen, die den kurzen tragischen Herschertraum unseres unvergeßlichen Kaisers Friedrich umspinnt. „Legendenbildung" ist der journalistischen Polemik ein geläufiges Wort geworden; den Mythus, der aus dem auf alle lebenden Geistesbewegungen aufmerksamen Literarhistoriker unserer Zeit einen abgestorbenen Leicheneinbalsamierer macht, hab' ich erst kürzlich wieder bekämpfen müssen.

Aber mehr als das. Wir haben auch heut noch nicht nur Mythus und Sagen, sondern mythische Persönlichkeiten, Sagenhelden. Ich denke dabei nicht nur an jene Großen, die die Verehrung des Volks über menschliches Maß heraus zu heroischer Riesenstärke steigert, an Figuren wie Bismarck oder Garibaldi,

sondern auch an solche, die gerade durch den heftigen Kampf um ihre Bedeutung eine fast mythische Beleuchtung erhalten.

Unter ihnen steht für die Gegenwart Heinrich Heine fast an erster Stelle. Vierzig Jahre nach seinem Tod tobt immer noch der Kampf um die Leiche des Patroklos — oder, wie die Gegner behaupten, des Thersites. Liest man ein Heine-Buch wie das geistreiche kleine Schriftchen von Wilhelm Bölsche, so erhält man das Bild eines tiefen Denkers, eines großartigen Vorkämpfers aller neueren Richtungen, eines edlen und aufopfernden Charakters. Sieht man sich etwa die Darstellung in Max Kochs geschickter, wenn auch flüchtiger Literaturgeschichte an, so bleibt nicht viel mehr übrig als ein ganz talentvoller Versmacher ohne Gewissen und ohne Gefühl, ein Vaterlandsverräter und politischer Windhund. Zwischen diesen Extremen schillern zahllose Nuancen; die Urteile über seine dauernde Bedeutung gehen so weit auseinander wie die über seinen sittlichen Wert. Seine poetische Eigenart leiten die einen ganz aus einem Realismus her, den der Gegensatz zur Romantik habe entstehen lassen, während andere gerade neuerdings wieder Heine als den Gipfel der Romantik auffassen. „Was ist Wahrheit?" würde ich fragen, wenn man Bibelstellen noch ohne obrigkeitliche Erlaubnis zitieren dürfte.

Ja, das Legendarische erstreckt sich bei Heine noch weiter. An zwei Daten heftet sich die Sagenbildung am liebsten, wo sie einzelne Gestalten mit dem Gewebe ihrer verklärend-verunde utlichenden Erfindung umspinnt: an Geburt und Tod der Helden. Der Ursprung verliert sich in einem Gewirr dunkler Zeugnisse: viele Städte streiten um den Ruhm, Homer geboren zu haben; um Jahrhunderte weichen die Angaben über Kalidasas Geburtsjahr von einander ab. Und wieder wie der merkwürdige Mann erlischt, in das All aufgeht, oder tückischen Feinden zum Opfer fällt, das erzählt die Sage gar zu gern: Empedokles soll sich in den Ätna gestürzt haben, Kaiser Heinrich VII. habe man im Abendmahl vergiftet, der große Physiolog Johannes Müller soll von einem wissenschaftlichen Rätsel in den Selbstmord gepeitscht worden sein. Auch in dieser Hinsicht ist Heine eine Sagenfigur geworden. Zwar sein Sterben hat zu lange gewährt und hat zu sehr in hellem Tageslicht, unter der Beobachtung von ganz

Europa, unter der Beleuchtung zahlreicher Berichte stattgefunden, als daß hier der Legende viel Raum bliebe. Aber der Sänger, der in seiner Matratzengruft noch immer sang, war eigentlich schon tot; dem Zauberer Merlin vergleicht er sich selbst, dessen Stimme aus der Totengruft noch immer erklang. Aber vorher, der Abschied von der Welt, die er trotz alledem so geliebt hatte — das war Heines eigentliches Sterben. Und ich weiß nicht, ob wir hierüber nicht auf eine Legende angewiesen sind. Der Dichter erzählt es selbst, wie er seinen letzten Ausgang gemacht habe, wie er sich mühsam bis zu der herrlichen Statue der Venus von Milo im Louvre geschleppt habe und dort weinend halb ohnmächtig zusammengebrochen sei. Es ist ein erschütternder Bericht, dessen tiefe symbolische Bedeutung selbst einen Feind Heines wie Treitschke ergriffen hat — Treitschke, der übrigens trotz aller heftigen Anfeidung im Grund seiner Seele für den Dichter immer heimlich etwas übrig hatte und ihn immer noch besser verstand als den ihm selbst doch eigentlich viel näher verwandten ehrlichen aufgeregten Fanatiker Börne. Aber ist der Bericht zuverlässig? Ich weiß es nicht; aber ich möchte es bezweifeln. Er klingt zu sehr an die hübschen Legenden an, die Heine über sich selbst mehr spielend als in ernsthafter Absicht in Bewegung gesetzt hat: von seiner Geburt an der Schwelle des neuen Jahrhunderts, von seinem Gespräch mit Hegel und dergleichen mehr. Möglich ist es ja gewiß, daß bei dem letzten Versuch die Sehnsucht den kranken „Hellenen“ noch einmal zu dem Bild „Unserer lieben Frauen von Milo“ trieb; möglich aber ist es erst recht, daß der tiefe Eindruck des letzten Anblicks dieser herrlichen Figur spätere Ausgehversuche in den Schatten gestellt hat und daß der Dichter selbst diesen wirkungsvollen Abschluß seines Weltlebens nicht entbehren mochte.

Bleibt hier immerhin der legendarische Charakter zweifelhaft, so steht es für Heines Geburt jetzt völlig fest, daß er hier selbst der Sagenbildung Vorschub geleistet hat. Daß der Dichter tatsächlich am 13. Dezember 1797 geboren ist, haben vor allem der um Heines Biographie hochverdiente H. Hüffer, ferner besonders auch der ausgezeichnete Heineherausgeber Elster und neuerdings K. E. Franzos über allen Zweifel erhoben. Zuerst haben praktische Gründe den jungen Heine bewogen, sich um zwei Jahre zu „irren“; später hat ihm auch die symbolische Bedeutung

des letzten Monats im alten Jahrhundert Freude gemacht. So kam es, daß noch immer um sein Geburtsjahr gestritten wird, obwohl, wie gesagt, heutzutage der wissenschaftliche Streit beendet ist.

Das bleiben immer äußere Dinge. Viel wichtiger ist, wie man sich zu den wesentlichsten Daten eines Künstlerlebens stellt: zu den Werken. Und auch hier ist das Bild des Dichters trotz aller verdienst- und erfolgreichen Bemühungen noch nicht zu allgemeiner Klarheit durchgedrungen. Hat lange Jahrzehnte hindurch der alte Goethe völlig den jungen verdeckt, so steht umgekehrt der früheste Heine noch heute dem gereiften im Wege. Für weitere Kreise ist der Verfasser des „Buches der Lieder" und der „Reisebilder" auch heute noch schlechtweg der echte Heine. Nun ist es ganz richtig, daß Heine sich lange nicht so stark entwickelt hat wie mancher andere bedeutende Dichter; in dem „Buch der Lieder" steckt wirklich schon recht viel von dem ganzen Heine und wer ihn danach benennt, tut ihm lange nicht so unrecht, wie wer etwa F. Freiligrath nur den Dichter des „Löwenritts" oder gar Grillparzer bloß den Verfasser der „Ahnfrau" nennt. Aber unrecht tut man ihm dennoch. Man darf die Zeitgedichte nicht verschweigen, in denen Heines satirische Größe sich am mächtigsten zeigt — große Dichtungen wie „Atta Troll", kleine Kabinettstücke wie die „Audienz" —; man darf den höchst merkwürdigen Anlauf zu einer breiten historisch-symbolischen Epik, den „Rabbi von Bacharach" nicht vergessen; und vor allem: man darf die lyrische Entwicklung des Dichters nicht verleugnen, indem man seine reifste und kunstvollste Sammlung übergeht: den „Romanzero". Soll Heine nach einem Werk heißen, so mag es immer noch eher dies wundersame Schatzkästlein sein als das „Buch der Lieder", das an falschen Tönen und erzwungenen Virtuosenstückchen fast so reich ist wie an Perlen echter, reiner Lyrik.

Der „Romanzero" erschien im Oktober 1851. Die wichtigsten Daten über dies unvergleichliche Zeugnis von Heines tiefster Eigenart hat Elster in der Einleitung im ersten Band seiner Ausgabe zusammengestellt. Der Titel „rührt mehr von Campe als von Heine her, und dankbar versicherte der Dichter, daß sein Verleger seinen Takt und schöpferischen Sinn für Titelgebung hierbei an den Tag gelegt habe". Solche romantische Titel lagen

damals in der Luft. 1857 gab der große Philologe Moriz Haupt seine Sammlung mittelhochdeutscher Gedichte heraus, unter dem Namen „Des Minnesangs Frühling“, der den Zeitgenossen nicht ganz mit Unrecht „spanisch“ vorkam: er war zwar direkt dem der Liedersammlung eines schlesischen Poeten im 17. Jahrhundert nachgebildet, aber dieser selbst hatte unter dem Einfluß südländischer Moden gestanden. Aber bei Heine hatte der Titel doch mehr zu bedeuten. Er wählt die Bezeichnung, die spanische Liederbücher voll volkstümlicher Balladen und Liebeslieder tragen, in ähnlicher Absicht, wie Goethe für seine letzte Liedersammlung den Namen „West-östlicher Divan“ gewählt hatte. Gerade indem der Dichter sich in ferne Zonen flüchtet, will er das allgemein Menschliche, das allen Völkern und Zeiten Gemeinsame zum Ausdruck bringen. Das Lokale und Historische hat nur dekorativen Wert; nicht um der malerischen Wirkung willen sind hier Orient oder Spanien gewählt, wie bei Viktor Hugo oder bei Emanuel Geibel. Vielmehr haben Goethe wie Heine sich in Perioden und zu Nationen gegeben, in denen besonders stark, besonders unverhüllt die dauernde Grundlage menschlicher Art und menschlichen Schicksals sich offenbart. Deshalb sind der „Divan“ und der „Romanzero“ nicht bloß Gedichtbücher, sondern zugleich Glaubensbekenntnisse, sorgfältig nach Artikeln geordnet und in ein bestimmtes Credo ausmündend. Sie enthalten in künstlerischer Form die Geschichtsphilosophie und überhaupt die Weltanschauung ihrer Autoren. In künstlerischer Form, die sich keineswegs auf die äußere Formgebung beschränkt — diese ist in beiden Sammlungen ungleich und nicht jedes Stück ist hier wie in früheren Gedichtbänden beider Meister zu reinster Vollendung durchgearbeitet —, die sich vielmehr schon in der Gliederung des Ganzen, ja in der Stoffwahl geltend macht. Nicht umsonst war Heine auf die Anordnung des „Romanzero“ stolz.

Die Sammlung gliedert sich in drei Bücher: Historien, Lamentationen, Hebräische Melodien. Rein äußerlich betrachtet scheinen die drei Titel nur eine zunehmende Verengung darzustellen: Historien enthält auch das zweite Buch — so die „Spanischen Atriden“ —, Lamentationen auch das dritte. Dennoch ist die Einteilung eine wohlbegründete. Der erste Teil gibt die breite Grundlage, gewissermaßen — wenn man so ernsthafte

Termini bei einem unphilosophischen Dichter anwenden darf — die historisch-empirische Basis der Pyramide: Bilder aus dem bunten Bilderbuch der Weltgeschichte, die alle in den Refrain auslaufen:

Das Heldenblut zerrinnt
Und der schlechtre Mann gewinnt („Walküren")

oder, wie es gleich in dem nächsten Gedicht („Schlachtfeld bei Hastings") lautet:

Gefallen ist der bessere Mann,
Es siegte der Bankert, der schlechte.

Auf dieser weiten, allgemein gehaltenen Grundlage liegen nun zwei Würfel, der erste größer als der zweite, so daß wir wie bei einer Pyramide einen sich verjüngenden Aufbau erhalten. Das erste Buch enthält 23 selbständige Gedichte, das zweite 16 und dann noch einen Komplex „Lazarus", der mit seinen 20 Stücken eigentlich eine Gruppe für sich darstellt; mit drei Gedichten schließt das letzte Buch ziemlich jäh und schroff ab. Diese späteren Gruppen haben im Gegensatz zu dem ersten Buch alle eine stark persönliche, ja biographische Färbung, die aber in dem mittleren Buch am stärksten ausgeprägt ist. Der Dichter wendet sich in ihnen von der Betrachtung des allgemeinen Weltlaufs zu der seines eigenen Schicksals, seiner Erfahrungen an Zeitgenossen, seiner Enttäuschungen, seiner Umwandlungen. Die „Lamentationen" setzen aber zunächst mit einer nochmaligen Weltbetrachtung ein. Das Gedicht „Waldeinsamkeit" gibt das typische Bild der Entwicklung von jugendlichen Dichterträumen zu der tristen Enttäuschung des reifen Mannes und schlägt damit, in den Mittelpunkt der ganzen Sammlung gestellt, den Grundakkord des ganzen „Romanzero" an; die „Atriden" begründen diese Erfahrung noch einmal an einem historischen Gemälde, indem sie den Zauber der romantischen Worte „Mittelalter", „Spanien", „Königskinder" vor der grausamen Wirklichkeit einer geschichtlichen Tatsache zu Schaum zerstieben lassen. Der „Lazarus" wiederholt dann im Kleinen den Aufbau der „Lamentationen": wiederum „Weltlauf" als Prolog, wiederum ein trauriges Bekenntnis der Enttäuschung als Schlußwort.

Die „Hebräiſchen Melodien“ endlich vereinigen beides: den hiſtoriſchen Gehalt des erſten und den biographiſch-perſönlichen des zweiten Teils. Denn das Gedicht auf die „Prinzeſſin Sabbat“ ſtellt an der Geſchichte des jüdiſchen Alltagslebens ſymboliſch ſein eigenes Leben dar: wie nur im Augenblick göttlicher Verzauberung der geplagte, gedrückte, verzweifelte Menſch zum Fürſten wird, in himmliſcher Ruhe die irdiſchen Plagen vergißt — ach nur auf einen Augenblick! Dann ſeufzt der Prinz:

Iſt ihm doch als griffen eiskalt
Hexenfinger in ſein Herze.
Schon durchrieſeln ihn die Schauer
Hündiſcher Metamorphoſe.

Abermals, immer wieder die grauſame Enttäuſchung:

Es kredenzet die Prinzeſſin
Heut den Abſchiedstrunk dem Prinzen —
Haſtig trinkt er, und im Becher
Bleiben wen'ge Tropfen nur.

Er beſprengt damit den Tiſch,
Nimmt alsdann ein kleines Wachslicht,
Und er tunkt es in die Näſſe,
Daß es kniſtert und erliſcht.

Das Bedürfnis der menſchlichen Seele nach Sabbatruhe, nach Erhebung über die Mühe des Alltags hat auch der große chriſtliche Prediger Herder in begeiſterten Worten gefeiert, und ein Abglanz ſeiner Sabbatpredigt ſtrahlt noch in Goethes Entwurf zur Fortſetzung der „Pandora“. Auch für Heine ward der Ruhetag der geplagteſten und gehetzteſten Sterblichen zum Gleichnis für die poetiſche Erholung überhaupt. Deshalb wird der hebräiſche Sänger des Sabbat ihm zum Typus des Dichters überhaupt, zum Abbild insbeſondere auch ſeiner eigenen Dichterperſönlichkeit; und die Schickſale der Dichtungen — habent sua fata libelli! — illuſtriert er in der eingeſchobenen Hiſtorie von Alexanders Homerkäſtchen. Auch läßt er es nicht an einem direkten Hinweis auf ſich ſelbſt fehlen:

Damals war so sonnengoldig
Und so purpurn mir zumute,
Meine Stirn umkränzte Weinlaub
Und es tönten die Fanfaren —

Still davon, gebrochen liegt
Jetzt mein stolzer Siegeswagen,
Und die Panther, die ihn zogen,
Sind verreckt, so wie die Weiber,

Die mit Pauk' und Cimbelklängen
Mich umbrausten, und ich selbst
Wälze mich am Boden elend,
Krüppelelend — still davon —

Furchtbare Verse, die wohl in Henrik Ibsen nachgewirkt haben können, als er Eilert Lövborg und Hedda Gabler, als er früher schon Julianus Apostata den Bacchuszug mit Weinlaub im Haar begehren und das elendeste prosaische Ende erleben ließ . . .

Den Schluß der „Hebräischen Melodien“ und des „Romanzero“ bildet das berühmteste Gedicht der Sammlung: die „Disputation“. Situationen wie diese, in der zwei Unterredner sich gegenseitig lächerlich machen, hat Heine gern gezeichnet, schon in den „Bädern von Lucca“, in glänzender Form in der „Audienz“; diesmal aber handelt es sich um die Moral des Ganzen. Der Dichter ist nicht der Rabbi, obwohl er mit den „Hebräischen Melodien“ zu den Klängen seiner Ahnen zurückkehrt; und er ist nicht der Mönch, obwohl er in dem berühmten Nachwort zum Romanzero seine Rückkehr zum Gottesglauben in christlicher Fassung bekennt. Denn beide Bekehrungen sind nur ideale — Bekehrungen der sehnsüchtigen Seele, nicht des ganzen Menschen. Er möchte so gern, so leidenschaftlich gern heimkehren in die Illusionen seiner Jugend, zu der Bewunderung für das historische Judentum, in der das Kind groß geworden und die er später wieder mit Moser gepflegt, zu dem Glauben an das historische Christentum, dem er in den kurzen Tagen seiner Vollromantik huldigte. Aber immer wieder, immer wieder die grausame Ernüchterung! Andere mögen hier oder dort sich mit voller

Leidenschaft für das Ideal schlagen — ihm ist das verdorben. Er fühlt nicht mit dem Mönch, der aus den „Historien“, und nicht mit dem Rabbi, der aus den „Hebräischen Melodien“ so ganz andere bezaubernde beseligende Töne hört; er ist der Mann der „Lamentationen“. Ihm steht die klägliche irdische Verwirklichung zwischen dem Wunsch, an das Ideal zu glauben, und dessen Erfüllung. Der Vertreter des Judentums — es ist ja doch kein göttlicher Sänger wie Jehuda ben Halevy, es ist ein kläglicher Mensch, eine Karikatur, wie der „Apollogott“ der frommen Beguine eigentlich ein elender Vorsänger ist, der Rabbi Feibisch heißt und dessen Mutter

handelt
Auf der Gracht mit sauern Gurken
Und mit abgelebten Hosen.

Und der Vertreter des Christentums ist ja doch kein hoher Priester und Heiliger — es ist wieder ein kläglicher Mensch, eine Karikatur, nicht besser als der mordlustige Hohepriester des „Vitzliputzli“ — dessen Namen schon Goethe als Sinnbild der niedersten Religiosität verwandt hat:

Denn ein Vitzliputzli würde
Talisman an deinem Herzen!

Und so kann Heine denn in der großen Disputation der Jahrhunderte, in dem tragischen Wettkampf der Geister und der Völker nur eine grandiose Farce sehen. Sie kämpfen miteinander, Harold und Wilhelm, Herwegh und die Reaktionäre, Juden und Christen — und für den beschauenden Dichter mit keinem andern Ergebnis, als dem, daß alles erfüllt sei von „Menschlichem Allzumenschlichem“. Und so faßt, der von Rhampsinit bis zu dem Hofrat Dingelstedt und von Siam bis nach Paris umhergewandelt war, die Moral seines Buches in jene keineswegs komischen, in jene tragisch-schneidenden, zerschneidenden Worte zusammen:

Welcher recht hat, weiß ich nicht —
Doch es will mich schier bedünken,
Daß der Rabbi und der Mönch,
Daß sie alle beide stinken.

Aber dennoch — das ist nur die eine Seite. Daß die Weltgeschichte nur ein Possenspiel sei, hat auch Voltaire gelehrt, und Goethe und Buckle und Carl Vogt haben es ihm mehr oder minder entschieden geglaubt. Daß die Welt eine Bahn der Enttäuschungen sei, vorn von blendendem Glanz und hinten voll giftigen Gewürms, das haben die Asketen aller Zeiten gepredigt, und grausamer haben nicht Swift oder Heine die menschliche Kehrseite aller schönen und erfreulichen Erscheinungen hervorgehoben, als etwa der große Papst, der in seiner Erbauungsschrift de contemptu mundi alles, was am Eheglück, oder an blühenden Kindern, oder an irgend welcher Schönheit von peinlichem Erdenrest bleibt, mit unerbittlicher Strenge hervorholte. Wie das schaurige Gedicht „Nächtliche Fahrt“ rufen alle Frommen:

Die arme Schönheit ist schwer bedrängt,
Ich aber mache sie frei
Von Schmach und Sünde, von Qual und Not,
Von der Welt Unfläterei.

Du arme Schönheit, schaudre nicht,
Wohl ob der bittren Arznei —

Und wie dies furchtbare Gedicht, das mit seinem eintönig durchgeführten Reime so unheimlich eine furchtbare Tat des religiösen Wahnsinns abbildet, so rufen auch die Frommen beim Tode der armen Magdalene oder Pomare:

Gott sei Dank, du hast geendet,
Gott sei Dank, und du bist tot . . .

Bist gerettet jetzt durch Gottes
Ew'ge Güte, du bist tot.

Es hieße Heine völlig mißverstehen, wenn man diese Seite allein ins Auge fassen würde. Gewiß, immer wieder hat er es gepredigt, die Schönheit sei Illusion, das Glück selbständig und „jede Kunst ist am Ende blauer Dunst“. Aber weshalb wendet er sich dann doch immer wieder zu dieser betrügerischen, enttäuschenden Welt? Weshalb leitet er den „Romanzero“ und selbst die „Lamentationen“ wieder mit einer bunten Bilderreihe aus ihr ein? Er weiß es doch nun, daß der Glanz hohl ist, und der

fromme König David ein Heuchler, und die Unsterblichkeit selbst von zweifelhaftem Wert:

Heldenschicksals letzte Tücke:
Unser Name wird verkoppelt
Mit dem Namen eines Schächers
In der Menschen Angedenken.

Wär's nicht besser, ganz verfallen
Unbekannt, als mit sich schleppen
Durch die langen Ewigkeiten
Solche Namenskameradschaft?

(Heine dachte hier vermutlich an die Verkoppelung seines Namens mit dem des von ihm zuletzt so gehässig bekämpften Börne.) Und dennoch — dennoch! Warum mußte er dennoch immer wieder singen von der treuen Liebe der armen, wenn auch verratenen Edith Schwanenhals oder des hoffnungslosen Asra, von dem Heldentum des Kolumbus, dem Liebesglück des Mohrenkönigs und dem süßen Tod Rudels? „Menschenopfer heißt das Stück, uralt ist der Stoff, die Fabel“ — und doch ermüdet es ihn nicht, davon zu erzählen, zu berichten von den Dichterschicksalen des Firdusi und des Jehuda ben Halevi und des Heinrich Heine. Und dennoch verweilt er immer wieder auf diesem täuschenden Glanz, und Episode drängt sich an Episode, Lied an Lied; gerade im „Jehuda ben Halevi“ schädigt diese Freude am Vortrag bunter Schicksale sogar die Kunst der Komposition.

Das ist die andere Seite. Diese Welt hat er dennoch leidenschaftlich geliebt — geliebt nicht nur als genußsüchtiger Mensch, das war nun vorbei; aber geliebt und vor allem mit der nicht verlöschenden Liebe des Künstlers. Die Fülle der Gesichte war für ihn, wie für Nietzsche eine genügende Entschuldigung für den Betrug des Daseins, wie er es auffaßte. Scharf blickte er hin, und sah Betrug und Täuschung; aber keine Erfahrung konnte in ihm die Sehnsucht nach Schönheit töten. Hier liegt seine Größe. Wie kein zweiter Dichter hat er „Nirwana“ und „Sansara“ zugleich umfaßt, die Auflösung der bunten Bilder, und das wechselnde Spiel der Figuren selbst. Größeren fehlt diese Doppel-

heit. Goethe hat nie gezweifelt, daß die Schönheit die Norm der Welt sei und das Weltgeheimnis, wie Platen ausrief, eben die Schönheit sei; und tiefe Prophetengemüter haben sich stolz von dem Leben als einem Schattenspiel an der Mauer abgewandt. Er besitzt beides: das Bedürfnis, jede aufglänzende Schönheit zu erfassen — und ihr Wesen zu Ende zu sehen; die Sehnsucht, aus den zerstreuten Einzelheiten des Daseins klingende Melodien aufzubauen — und die Ehrlichkeit, zuzugeben, daß es nur zerstreute Einzelheiten sind.

So ward Heine der große Impressionist, der immer nur Einzelheiten sah, sie aber mit sicherster Schärfe in der wechselnden Beleuchtung erst der vergoldeten Sonne und dann des grauen Tages; der immer wieder den Erfahrungen seines analysierenden Verstandesblickes obsiegte durch die Kraft seines rhythmisierenden Dichtergefühls. So ist der kunstvolle Aufbau des „Romanzero“, der eine Reihe loser Stücke zu einer mächtigen Melodie mit erschütterndem Ausklang zusammenfügt, symbolisch für sein ganzes Dichten; und so ist auch sein Inhalt für ihn symbolisch mit seinen Widersprüchen und Übereinstimmungen, seinen Schönheiten und seinen Brutalitäten, mit seinen klingenden Versen und seinen grotesken Reimen, seiner gottlosen Moral und seinem gottgläubigen Nachwort. Der ganze Zauber dieser durch ihre Gaben selbst zerspaltenen Seele, der ganze Reiz einer widerspruchsvollen Genialität, die ganze Macht einer siegesgewissen Kunst kommt mehr als in dem von Affektation nicht freien „Buch der Lieder“, mehr als in den einseitigen satirischen Zeitgedichten, mehr als in dem fragmentarischen Roman im „Romanzero“ zu voller Geltung.

Nein, Heine war kein von einer großen Weltanschauung erfüllter Denker, wie Bölsche will; und er war kein an kleinlichen Effekten haftender Virtuos, wie seine Verkleinerer meinen. Er blieb nicht befangen in dem Bedürfnis der Romantik, die Welt zu poetisieren, und er hat doch die romantische Sehnsucht nach „Schönheit“ niemals abgestreift. Ihm fehlte die hohe Geschlossenheit der Größten, denen auch die Welt zu einem einheitlichen Bilde ward, Dantes, Shakespeares, Goethes; aber ihm war wie kaum einem andern die Gabe geschenkt, die inneren Widersprüche zu Melodien von wunderbarem Reiz abzuklären.

Unsere Zeit besitzt noch die Kraft, historische Figuren mythisch umzubilden; die Fähigkeit, mythische Gestalten aus der Vorstellung hervorzubringen, besitzt sie nicht mehr. Einen Prometheus oder einen Thersites schafft sie nicht mehr. Vermöchte sie es noch, und brächte unsere Zeit das symbolische Bild des Dichters hervor, der mit all den Gegensätzen unserer Zeit zu kämpfen hat, der die poetische Gläubigkeit früherer Perioden mit dem nervösen Wirklichkeitssinn der Gegenwart und die Satire des Fechters mit dem Schönheitsbedürfnis des Künstlers eint — das Bild würde nicht viel anders aussehen als das des Dichters des „Romanzero“.

Wolfgang Menzel.

Welch wunderliches Ding iſt doch jene vielumworbene und vielgeprieſene „Unſterblichkeit“, die des Schweißes der Edelen wert ſein ſoll! Wie viele Heroen, tiefe Denker, todesmutige Märtyrer ſind in den Abgrund des großen Vergeſſens herabgeſunken und liegen tot neben denen, die nie gelebt haben! Ein anderer aber iſt einmal zufällig einem großen Manne über den Weg gelaufen — und alle Welt kennt Eckermann! Doch was ſag' ich Eckermann! Er hat durch redlichen Fleiß und liebevolle Hingebung wohl verdient, auf dem Sarkophag Goethes ſein Bild zu haben wie die treuen Hündchen, mit denen alte Ritter auf ihrer Grabplatte konterfeit ſind. Aber jener hat dem edlen Sokrates den Giftbecher an den Mund gezwungen, der dort Heinrich IV. erdolcht oder Guſtav III. erſchoſſen —und die Weltgeſchichte trägt die Namen der Anytos, Ravaillac, Ankarſtröm durch alle Tage! Auch iſt es nicht etwa nur die Dankbarkeit ihrer Anhänger, die den verehrten Mördern den Kranz der Unſterblichkeit reicht; nicht nur die „Ordnungsparteien“ von Athen und Frankreich und Schweden wahrten das Andenken der Männer, die ſo energiſch in ihrem Intereſſe die dauernde Remotion des ſtaatsgefährlichen Jugendlehrers bewirkt, der Kirche oder dem Adel und den allein ſtaatserhaltenden Berufsſtänden freie Bahn gemacht haben. Auch der Gegner rollt den verhaßten Namen weiter und tut wohl gar für ſeine Unvergeßlichkeit mehr als ſtille Verehrer.

Zuweilen geht es noch ſeltſamer zu. Man ſollte zwar eigentlich von einer Ironie der Weltgeſchichte nicht reden; denn wenn die Weltgeſchichte etwas ſagt, meint ſie es auch. Aber merkwür-

dig ist es doch, wie Klio mit einem Manne umgesprungen ist, dessen hundertsten Geburtstag wohl kaum einer unter seinen Parteiverwandten und wenige unter deren Gegnern sich im Kalender anstreichen werden: mit Wolfgang Menzel. In einem langen Leben voll unermüdeter Anstrengung hat er auf manchem Gebiet sich unverächtliche Verdienste erworben. Niemand gedenkt ihrer. Seine besten Bücher werden allenfalls noch zitiert, kaum noch gelesen. Aber die Streitschriften seiner beiden grimmigsten Feinde haben dafür gesorgt, daß er dennoch nicht vergessen wird. Wie die Hydra durch Herkules oder der Minotauros durch Theseus, so ist Wolfgang Menzel durch Heine und Börne zwar getötet, aber auch unsterblich gemacht worden. Sie haben für ihn getan, was Lessing für Lange und Klotz und Goeze tat: sie haben ihn „mit einer Ohrfeige in die Unsterblichkeit geschleudert".

Weder ist es ganz gerecht, daß man seine sonstigen Leistungen ganz vergessen hat, noch ist es ganz unverdient, daß bei seinem Namen jedermann die Abfertigung zuerst einfällt, die er als „Denunziant" und „Franzosenfresser" erfuhr. Ich glaube nicht an die Gerechtigkeit der Nachwelt; aber ich glaube auch nicht an ihre Böswilligkeit. Menzel hat in dem berühmtesten Augenblick seines Lebens so arg gesündigt, daß die Schande nicht genau abgemessen werden konnte, die ihn dafür traf. Aber er hat nun mehr als zwei Menschenalter im Fegefeuer gebrannt; ein Paar Sprüchlein für seine arme Seele werden erlaubt sein.

Wolfgang Menzel ist der antithesenreiche Sohn einer an Widersprüchen reichen Zeit. Von Geburt ein Schlesier, hat er erst in der Schweiz und dann (seit 1825) dauernd in Schwaben seinen Sitz gefunden und der Landsmann Gustav Freytags ist mit den Landsleuten von Jeremias Gotthelf und Ludwig Uhland viel besser ausgekommen als mit seinen Mitpreußen. Der literarische Parteigänger der Romantiker wurde in Süddeutschland der Vorfechter desjenigen Staates, den die Romantik als den Schutzherrn des „modernen Geistes" fast mit persönlicher Erbitterung haßte: Preußens. Der liberale Politiker, der in der Opposition der Stuttgarter Kammer neben Uhland saß, hat in seinen letzten Jahren allen Liberalismus leidenschaftlich bekämpft. Der Jesuitenfeind hat in seinem „Literaturblatt"

1866 die Enzykla des Papstes mit Leidenschaft verteidigt. Man erklärt solche Veränderungen leicht mit dem Vorwurf des Renegatentums: er sei seiner Heimat, seiner Weltanschauung, seinem politischen und religiösen Bekenntnis untreu geworden. Ich glaube doch, daß Wolfgang Menzel vollkommen ehrlich war, als er seine „Denkwürdigkeiten" mit der Erklärung abschloß, durch seine verschiedensten Werke laufe „der goldene Faden der ehrlichen germanischen Gotik, welche das frühere Mittelalter so sehr vor dem späteren durchaus verwerflichen Renaissance-Katholizismus auszeichnet".

Menzel gehört als einer der Kleineren zu jener glänzenden Reihe christlich-romantischer Sozialpolitiker, die von ihren aus der Art geschlagenen Enkeln so hartnäckig ignoriert werden. Auf die Ahnherren Justus Möser und J. G. Hamann, die die Elemente der christlich-romantischen Politik noch getrennt zeigen, folgen Josias v. Bunsen (1791—1860), Leopold v. Gerlach (1795—1871), Josef v. Radowitz (1797—1853), Wolfgang Menzel (1798—1873), Heinrich Leo (1799—1878), Viktor Aimé Huber (1800—1869), Friedrich Julius Stahl (1802 bis 1868), endlich, als entferntere Abkommen, Viktor Hehn (1813 bis 1885) und Paul de Lagarde (1827—1896). Die ersten drei, wie auch Stahl, haben vor allem den christlichen Staat des Mittelalters mit seiner ständischen Gliederung im Auge; die drei nächsten interessiert das germanische Volk noch mehr als der christliche Staat; Hehn und Lagarde suchen beide Ideale mit moderneren Ideen zu verbinden. Allen aber ist das gemein, daß sie unablässig eine ihnen unsympathische Gegenwart an dem Vorbilde einer Zeit messen, deren Bild ihre Phantasie mit mehr Liebe als historischer Treue entworfen hat; allen auch dies, daß ihre Sympathie für die Vergangenheit sich in tatkräftiges Wirken auf die Gegenwart umsetzt. Ja, im Grund ist die Sympathie mit der Vergangenheit bei ihnen überhaupt erst aus der Unzufriedenheit mit den Zuständen der Gegenwart hervorgegangen: das politische, soziale, ästhetische Ideal, das ihnen vorschwebt, projizieren sie als wirklich in die Vergangenheit und als wünschenswert in die Zukunft. Deshalb hat bei ihnen allen die Vorstellung von der Vorzeit auch leicht etwas Dürres, Schematisches, das den begeisterten Schilderungen etwa eines Görres,

eines Tieck, eines Arnim und Brentano fehlt: diese hatte das Positive des Mittelalters erobert, jene nahm das Negative der Gegenwart für andere Zeiten ein.

Was nun gerade Menzel für die „ehrliche germanische Gotik" begeisterte, läßt sich rasch sagen. Sahen seine Genossen in der Gegenwart vorzugsweise Liebloſigkeit oder Prosa oder lebensloſen Doktrinarismus, so glaubte er den Abfall von dem alten Ideal in Egoismus und Eitelkeit zu sehen. Demütige Hingabe an die Gesamtheit, Entäußerung vom eigenen Willen sollte das Höchste sein. Dabei schwebte ihm aber keineswegs ein asketisches Ideal vor; im Gegenteil betont er wiederholt, die alten Germanen seien auch im äußeren Leben tüchtig und praktisch gewesen; und hierin führte sein Instinkt ihn richtiger als die meisten Anbeter des deutschen Mitteltalters. Sehen wir nun genauer zu, so finden wir sogar, daß gerade diese Tüchtigkeit am meisten imponiert. Er unterscheidet sich wiederum von fast all den andern politischen Romantikern darin, daß für ihn die Vorstellung der deutschen Macht entschieden im Vordergrund steht. Nicht ein idyllisches Märchenglück in Haus und Kirche — die Weltherrschaft der alten Deutschen begeistert ihn vor allem. Und der Verfall der politischen Macht ist es viel mehr, als die Veränderungen in religiöser, ästhetischer, sozialer Hinsicht, was ihn zum Kämpfer gegen die eigene Zeit macht.

Hält man diesen Schlüssel in der Hand, so öffnen sich von selbst die Türen seiner scheinbar mit soviel Schlössern abgeschlossenen Entwicklung. Wir sehen keinen Renegaten, sondern einen entschlossenen Realpolitiker. Deutschlands Größe ist sein Ziel. Er sieht sie gefährdet durch den landesherrlichen Partikularismus, der aus der deutschen Gesamtheit eine württembergische Nation herausschneiden möchte, und er tritt für das „alte gute Recht" ein, das auf nationaler Grundlage ruht. Nun ändern sich aber die Zeiten: der Partikularismus sitzt bald auf den Bänken der Opposition, und Menzel entwickelt sich zum Anhänger des Staates, der allein ein neues Einheitsreich schaffen konnte: Preußens. Daß der Übergang nicht ohne Selbstbetrug und nicht ohne Unaufrichtigkeiten stattfand, ist wohl sicher. Wer gleichzeitig mit dem ärgsten Preußenfeind, dem erzgescheiten König Wilhelm von Württemberg, so vertraut war, daß der

König ihn Mitteilungen für seine Geschichtswerke machte, und mit dem Prinzen von Preußen, unserem späteren Kaiser Wilhelm I., als Preußens Verfechter in Stuttgart unterhandelte, der wird nicht überall mit offenem Visier aufgetreten sein. Tapferkeit darf man ihm deshalb noch nicht abstreiten. Er hat 1853 zu dem preußischen Thronfolger gesagt: „Man hat eben keinen Respekt mehr vor Preußen! Machen Sie, daß man wieder Respekt bekommt!“ Er hat vor und nach 1866 inmitten der wildesten Explosionen des partikularistischen Preußenhasses bei seiner Fahne gestanden. Er hat auch in anderen Fragen immer den Mut gehabt, in der Minorität zu bleiben. Mochte er seine Stellung verändern — er war immer vollkommen überzeugt, im Recht zu sein. Wie Treitschke sah er jeden als einen Verräter an, der nicht zu gleicher Zeit mit ihm den Standpunkt wechselte — und nicht ohne subjektive Berechtigung, weil beide aus innerer Notwendigkeit heraus vom Liberalismus zu den Konservativen übergingen. Feinde des preußisch-partikularistischen Konservativismus sind dabei die beiden begeisterten Einheitsverehrer jederzeit geblieben.

Hiermit hängen nun auch seine ästhetischen Wandlungen zusammen. „Das große Volk Odins“, sagt er, „war das praktischste in der Welt und wurde auch durch das Christentum keineswegs abgeschwächt oder dem praktischen Leben entfremdet, sondern entfaltete gerade erst im christlichen Mittelalter seine ganze nationale Kraft als das herrschende Volk in Europa. Erst in neuerer Zeit hat uns die Bureaukratie und die Schule abgestumpft.“ Diese Auffassung, die fast genau auch die Lagardes ist, machte den Jüngling zu einem Freund der Romantik, zu einem leidenschaftlichen Feind der Aufklärung. Diese sah er aber nicht nur in Joh. Heinr. Voß vertreten, der für seinen übertreibenden Haß bald zu einem „bezahlten Agenten der Rheinbundspolitik“ wurde — sondern auch in Goethe. Schon seine erste Schrift, die „Streckverse“ von 1823, zeigen eine leise Abneigung gegen Goethe. Schon hier deutet er an, für Goethe seien Eitelkeit und Stolz die bestimmenden Faktoren. Gegen ihn spielt er Jean Paul aus, den Sachwalter der Kleinen. Und ganz und gar in Jean Pauls Geist ist auch diese Aphorismensammlung gehalten. Eine angestrengte Vergleichung der ver-

schiedensten Dinge, gesuchte Bilder, erzwungene Antithesen, unausdenkbare Metaphern zeigen, wie ein Schüler schwitzt, um dem Meister seine Kunststücke nachzumachen. Da kommen denn Sätze zustande, wie diese: „Nur wenige Menschen können, wie Friedrich Schlegel, ihre Eingeweide zugleich zu Darmsaiten einer Lyra aufwinden," oder gar, unglaublich aber wahr: „Die Gelehrten sind die Schweinsborsten an der großen Kleiderbürste der Weltkultur". An solchen Blüten erkennen sich die Anbeter Jean Pauls, Börne, wenn er sagt, Goethe sei ein gereimter Knecht, oder Gutzkow, wenn er den Islam ein Überbein nennt, das sich der Weltgeist beim Wandern getreten habe. Doch hindert die affektierte Form den gescheiten Jüngling nicht, auch sehr vernünftige Dinge zu sagen, z. B. daß der beste Dichter auch der beste Ästhetiker sei; ja, wenn er das nur später selbst beherzigt hätte!

Noch stärker wird die Abwehr Goethes in den romantischen Lustspielen akzentuiert, die Menzel bereits in Stuttgart erscheinen ließ. Im „Rübezahl" (1829) werden Goethe und Voß bereits Seite an Seite parodiert; von dem greisen Haupt deutscher Dichtung hören wir folgende Selbstcharakteristik:

Liebe ward, nebst andern Gaben,
Hier uns fesselnd, dort begleitend,
Für den jung und alten Knaben
So anmutig als bedeutend,

womit wenigstens einige sprachliche Eigenheiten des alten Goethe nicht so übel nachgeahmt sind.

Aber viel energischer nahm Menzel seinen Standpunkt in seinem berühmtesten Buch ein, der „Deutschen Literatur" (zuerst 1827, dann 1836 erschienen). Es ist ein sehr geistreiches Werk. Ludwig Uhland hatte in seiner wissenschaftlichen Arbeit das neue Ideal einer vollständig beschreibenden Literaturgeschichte aufgestellt; freilich waren im Druck nur erst wenige Proben davon erschienen. Ohne Uhlands Methode, ohne seine Ruhe und Objektivität, dafür aber mit hinreißendem Eifer und in blühendstem Stil versucht Menzel die Literaturbeschreibung auf den ganzen Kosmos unserer Nationalliteratur anzuwenden. Ein so umfassender Versuch ist nicht wieder gemacht worden, denn er zieht

die gesamte wissenschaftliche und religiöse Literatur hinein. Überall sucht er nun hier Tieck an Goethes Stelle zum Führer der deutschen Dichtung zu machen. Goethe ist ihm der Typus des modernen Menschen, und er haßt den modernen Menschen.

„Seine eigene Natur stand mit der herrschend gewordenen der modernen Welt im genauesten Einklang. Er war der reinste Spiegel des modernen Lebens, in seinem Leben wie in seiner Dichtung. Er hat nur sich selbst zu schildern gebraucht, um die moderne Welt, ihre Gesinnung, ihre Neigungen, ihren Wert und Unwert zu schildern. Das Talent des äußern Lebens, die Kunst des Bequemen, Leichten und Feinen und die Virtuosität des Genusses war sein Talisman in der Wirklichkeit und schien ihm auch wieder der würdigste Gegenstand in der Dichtung."

Den nationalpolitischen Hintergrund dieses Urteils legen andere Urteile bloß. Sollte denn nun Voß nicht gelobt werden, der doch bis zur äußersten Prosa hinab die Tüchtigkeit, die Arbeit, die Bescheidung empfiehlt? Keineswegs; er hat „Klopstocks großartige Vaterlandsliebe in eine verbiesterte, spießbürgerliche Heimlichkeit und Familiensimpelei verkleinert". Aber vielleicht Hebel, der doch so ganz auf christlich-nationaler Grundlage steht? Durchaus nicht; er „widert ihn an, wie die Schweizerinnen und Tirolerinnen auf der Redoute". (In der zweiten Auflage ist das Urteil gemildert.) Warum diese Stellung? Ganz einfach: Menzel sah in all diesen Dichtern Verführer des Volkes. Schiller, E. M. Arndt, auch Tieck und Jean Paul stellen nach seinem Urteil gesunde Ideale auf: Ideale der Kraft, der Regsamkeit. Dagegen lenkt Goethe zu einer rein ästhetischen Weltanschauung, deren Gefahren für die politische Entwicklung der Deutschen auf der Hand liegen; dagegen raten Voß und Hebel, in der sauberen Behaglichkeit eines schüchternen Philisterlebens Behagen zu finden. Vor jenem „Ekelbild des Vetter Michel" graut es Menzel, das auch Treitschke zu so wildem Zorn entflammt hat: weltfremde Kunstbegeisterung, genügsame Philistrosität sollen nicht der Regeneration des alten, großen, praktischen, weltbeherrschenden Odinsvolkes im Wege stehen.

Später hat Menzel selbst seinem Auftreten gegen Goethe andere Beweggründe untergeschoben.

„Ich erklärte nämlich, ein gegen die Religion so indifferen-

ter, gegen das Unsittliche so nachsichtiger und soviel mit ausländischen Geschmäcken und Formen kokettierender, weibisch eitler Mann, der auch durch seine Beschmeichelung Napoleons bewährte, wie wenig Herz er für sein Vaterland habe, könne und dürfe nicht als einziger Genius der Nation angesehen werden."

Aber das ist Selbsttäuschung. Das religiöse Moment tritt in Wirklichkeit bei jenem ersten Hauptangriff Menzels auf Goethe so sehr zurück, daß der spätere Zionswächter vielmehr sich selbst erheblichem Tadel wegen seines Indifferentismus bloßstellt:

„Faust muß sich bequemen, zwischen der Engnis und Langeweile der mittelalterlichen Hölle und des mittelalterlichen Himmels zu wählen. In eine der kleinen Holländereien muß er notwendig mit all seiner Geistesgröße hinein, entweder in den Schweinestall der Hölle, oder in den Schafstall des Himmels zu den weißgekleideten, frischgewaschenen Engelchen mit roten Bändchen am Halse."

Wenn das Heine gesagt hätte, wie wäre das Stuttgarter „Literaturblatt" über ihn hergefahren! Aber 1836 schrieb noch Menzel selbst so.

Und mit der Unsittlichkeit hat der strenge Moralist sich immer ganz gut abzufinden gewußt. In seinem eigenen Roman „Furore" (1851), der als Roman so schlecht wie möglich, aber durch geistreiche Gespräche über Naturschwärmerei, Katholizismus, Weltschmerz nicht uninteressant ist, hat er neben ein paar überflüssigen kleinen Unanständigkeiten eine sehr starke Szene, und mit der Wirkung der Phantasie auf das Aussehen eines aus unglücklicher Ehe geborenen Kindes wird ein lüsternes Spiel getrieben. Als Kritiker ließ Menzel es von seiner Gesamtstellung abhängen, wie er über „unsittliche Literatur" urteilte. Der Mann, der über die Untergrabung aller Moral durch das „junge Deutschland", über die Verächter von Ehe und Sitte gezetert hat, äußert sich über Gottfried von Straßburg fast ganz im Sinne Gutzkows: „Die Liebe von Tristan und Isolde ist das Vorbild aller späteren Wertheriaden und Ehebruchsromane. Während wir sie vom sittlichen Standpunkt aus verwerfen, können wir ihr eine gewisse Natürlichkeit und tiefe Poesie nicht absprechen. Es liegt in der unendlichen Natur, die Freiheit der Liebe zu verteidigen gegen den Zwang der Ehe, die Vorrechte der Schönheit gegen die

Anmaßungen des Häßlichen, den genialen Raub gegen das philiſterhafte Monopol.“ Gibt man ſoviel zu, was bleibt von der „ſittlichen Verwerfung“ übrig? So iſt denn auch bei dem Kampf gegen Goethe dieſe Anklage erſt ſpäter in den Vordergrund getreten. Je mehr der alte Liberale ſich den Konſervativen näherte, deſto mehr gewöhnte er ſich ihre ſtehenden Angriffsworte an, „Unſittlichkeit“ und „Vaterlandsverrat“ vor allem, die damals wie heut durch die Angehörigkeit zum Liberalismus genügend bewegt ſein ſollten.

Stärker ſchon verweilt die „Deutſche Literatur“ auf Goethes unpatriotiſcher Stellung in der napoleoniſchen Zeit; aber er bleibt hier noch im Ausdruck mäßig und ſagt nicht viel, was ich nicht mit zahlreichen andern Bewunderern Goethes unterſchreiben könnte. — Endlich aber kommt die Hauptbeſchuldigung: Goethe habe allen kleinlichen Inſtinkten des deutſchen Volkes gedient:

„Nur dem Spießbürgertum in der Schlafmütze gegenüber iſt jene ariſtokratiſche Libertinage möglich. So fand Goethe ſein Volk. So war es ſeinem Egoismus gerade recht. So wollte er, daß es bleibt. Darum huldigte er ganz ſpeziell dem Spießbürger in ‚Herrmann und Dorothea‘, den politiſchen Schlafmützen im ‚Bürgergeneral‘ und in den ‚Aufgeregten‘. Darum huldigte er der ſeelenverweichlichenden Sentimentalität im ‚Werther‘. Durch dieſe Werke aber veranlaßte er unzählige ähnliche und beſtärkte die deutſche Nation in ihrer zufällig durch die Zeitumſtände herbeigeführten Philiſterei und Herzensſchwäche, als ob dieſe Zuſtände die allein natürlichen, die höchſt befriedigenden poetiſchen, die ewig beizubehaltenden wären.“

Man hat daran erinnert, daß viele der kräftigſten Zeugniſſe für Goethes Charakter noch nicht bekannt waren, als Menzel dies ſchrieb. Schwerlich hätten ſie ihn bekehrt. Liegen ſie doch jetzt alle vor und doch ſind jene alten abgetanen Anklagen erneuert worden, und als Servaes Goethe wieder zum Patron der Philiſter machte, hat er Anhänger gefunden; als Rod Goethe wieder als die leibhaftige Eitelkeit und Selbſtvergötterung darſtellte, hat er bei einem Mann wie J. V. Widmann Sympathie finden können! Was aber bei dieſen Neueren ſchwer verſtändlich bleibt, das iſt bei Menzel natürliche Folge ſeiner national-pädagogiſchen

Tendenzen. Er wollte das Volk erwecken, daß es ſich auf ſich ſelbſt beſinne, ſeinen Anteil ergreife an der Herrſchaft der Welt — da mußte ihm ein Dichter als Verführer erſcheinen, dem reine Schönheit das Höchſte war, und der lieber eine große Ungerechtigkeit duldete als eine kleine Unordnung. Aus ähnlichen Anſchauungen erwuchs ja auch Gervinus' ſeltſame Forderung, daß die Deutſchen eine Zeitlang die Literatur überhaupt brach liegen laſſen ſollten ‚um ein politiſches Volk zu werden: und ſo hat noch Herwegh die Nation höhniſch angerufen:

Du haſt ja den Schiller und Goethe —
Schlafe, was willſt du noch mehr?

Denſelben Haß, den Goethe in immer zunehmendem Maß bei Menzel erweckte, erregte ihm daher auch die Renaiſſance. In „Furore" hat er (ſoviel ich weiß) als der erſte in Deutſchland auf die Bedeutung des heiligen Franziskus für die italieniſche Kunſt hingewieſen, die neuerdings Thode ſo ausführlich nachgewieſen hat, und damals ſchon hat er Bedenken gegen die Kunſt der Renaiſſance geäußert. Aber in den „Denkwürdigkeiten" hat ſich das zu einer bizarren Lehre von dem „teufliſchen Hohn der Renaiſſance" verzerrt; Michel Angelo hat auf die Peterskirche eine Nachbildung des Pantheon „wie einen Reiter aufs Roß oder wie den Sieger über den Beſiegten" geſtellt, um damit „den großen Grundgedanken der Renaiſſance auszudrücken: das wieder auferſtandene Heidentum ſoll über das Chriſtentum Herr werden!" Michel Angelo! der fromme, im Herzen ſo demütige Chriſt! Ja ſogar der Fanatiker Ribera hat dieſen Gedanken in ſeinem „Martyrium des heiligen Bartholomäus" ausgedrückt. Aber wie?

„Auf jenem Bilde nämlich liegt zu Füßen des geſchundenen Apoſtels eine zerbrochene Statue des Apollo. Der Maler nahm an, der Apoſtel habe dieſen Götzen geſtürzt und ſei zur Strafe dafür geſchunden worden. Er legt aber in das Marmorbild des heidniſchen Sonnen- und Dichtergottes den rührendſten Reiz geiſtiger und leiblicher Schönheit; wer auf Riberas Bilde den Apoſtel in ſeiner ſcheußlichen Häßlichkeit anſieht und das ſchöne Marmorbild, kann den Gedanken nicht mißverſtehen."

So weit führt ſchließlich eine fixe Idee im Verein mit der

übergeſcheiten Überzeugung, man könne überall Geheimniſſe herauswittern, die allen Führern verborgen blieben. Wir haben ja auch in unſeren Tagen gehört, Gerhart Hauptmanns „Hannele“ ſei eine Blasphemie, und am Ende ſoll Heines „Wallfahrt nach Kevelaar“ noch eine teufliſche Gotteslästerung ſein!

Daß W. Menzel bei ſeiner entſchiedenen Kampfesſtellung nach Verbündeten ſuchte, war ſein gutes Recht; daß er in Börne und dem jungen Gutzkow wertvolle Helfer zu finden glaubte, war begreiflich. Beide verehrten Jean Paul; Börne verabſcheute Goethe, Gutzkow ſah ihn mindeſtens als ſo ziemlich erledigt an. Liberale Patrioten waren beide. Aber ihr politiſches und äſthetiſches Ideal wich freilich von dem Menzels weit ab. Ein Bruch war früher oder ſpäter unvermeidlich. Wie ihn Menzel herbeiführte, bleibt für ihn trotz aller Rettungsverſuche eine ewige Schande. Er benutzte das Erſcheinen von Gutzkows allerdings äſthetiſch und moraliſch gleich widerwärtiger „Wally“, um 1835 in einer wütenden Anklage nicht etwa bloß Gutzkow, ſondern die ganze von ihm erſt konſtruierte Gemeinſchaft des „Jungen Deutſchland“ als einen nicht zu duldenden Auswurf der Nation zu brandmarken. — Daß den ſcheinbar von dem heiligſten Eifer erfüllten Propheten recht irdiſche Momente bewegten, gerade in dieſem Augenblick hervorzubrechen, hat J. Proelß zur Evidenz bewieſen: der Leiter des mächtigen „Literaturblattes“ fürchtete die Konkurrenz der von ſeinem früheren Schildknappen Gutzkow geplanten „Deutſchen Revue“ und ſchämte ſich nicht, ſein perſönliches Intereſſe mit den heiligſten Fragen zuſammenzuwerfen. Den „von der Natur gezeichneten Schwächling“ Gutzkow hatte er bis dahin nicht, wie er jetzt mit kecker Stirn behauptete, ignoriert, ſondern begünſtigt; die ganze himmelſchreiende Grundverdorbenheit, die er jetzt plötzlich mit kohlſchwarzen Buchſtaben hinmalte, hatte er ſeit Jahren mitangeſehen. Ganz vergeblich iſt auch Treitſchkes Verſuch, mit Menzels eigenen Argumenten den Vorwurf der „Denunziation“ kraftlos zu machen. Ein Denunziant iſt nach allgemeinem Sprachgebrauch der, der in tückiſcher Weiſe etwas zur Anzeige bringt, damit der Täter beſtraft werde; daß die Denunziation heimlich geſchehen muß, liegt abſolut nicht darin. Menzel hat Dinge, die die Regierungen bis dahin ignoriert hatten, in einer Weiſe beſprochen, die bei dem damaligen Charak-

ter der Machthaber ihr Einschreiten unvermeidlich machte. Er hatte seine Kennzeichnung nicht einmal auf den Verfasser der einen ihn empörenden Schrift eingeschränkt. Er hatte seine Darstellung mit groben Entstellungen, mit unflätigen Schimpfworten, mit persönlichen Verleumdungen ärgster Art ausgestattet, um ja der Wirkung nicht verlustig zu gehen. Wie richtig die Antworten Heines und Börnes ihn zeichneten, hat Treitschkes Sophismen gegenüber P. Nerrlich, hat vor allem aber Menzels eigenes Verfahren weiterhin gezeigt. Daß der alte Burschenschafter Duellforderungen ablehnte, läßt sich recht wohl verteidigen; daß er mit jenem Herodesbeschluß des Bundestages, der auch die noch ungeborenen Kinder der angeblichen Mitglieder des „Jungen Deutschland" ermorden wollte, sehr zufrieden war, daß er jene Autoren auch dann noch mit Hohn und Verleumdung zu verfolgen fortfuhr, als sein Ziel erreicht war: das zeugt so stark gegen ihn, daß auch ein noch mächtigerer Rhetor als Heinrich v. Treitschke den Denunzianten nicht erretten kann.

Die allgemeine Empfindung, mit der man Menzels Schritte aufnahm, war vollauf berechtigt. Hatten jene Verfasser sich gegen das Gesetz vergangen, so stand es einem Schriftsteller, der keineswegs zu den Zahmen gehörte, wahrlich schlecht an, nach der Polizei zu rufen; am wenigsten, wenn er damit zugleich sein geschäftliches Interesse förderte. Völlig zu verurteilen war aber gar das Bemühen, nicht etwa bloß angeblich gefährliche Bücher, sondern eine ganze „Richtung" oder „Schule" außerhalb der Gesetze zu stellen und die Autoren für immer zum Verstummen zu bringen. Das sind die Wege der Inquisition, und Deutschland hat Inquisitoren nie lange auf seinem Boden geduldet. Die Ermordung Kotzebues fand sogar ein Goethe begreiflich; was Menzel tat, war schlimmer als die Berichte Kotzebues, die doch nur an auswärtige Machthaber gingen.

Deshalb bezeichnet dieser Höhepunkt von Menzels Macht auch die Grenze seines Ansehens. Er behielt zahlreiche Freunde in Stuttgart und sonst, wie er denn persönlich ein gemütlicher Kamerad mit gut schlesischem Humor und behaglicher Eitelkeit (es gibt auch behagliche Eitelkeit!) gewesen zu sein scheint; er wurde als politischer Unterhändler sogar benutzt in Unterhandlungen, die seinem Verketzereifer gewiß Gelegenheit gegeben

hätten, einen anderen als „bezahlten Agenten“ zu denunzieren, wie er J. H. Voß und den vortrefflichen Zschokke verleumdet hat. Aber man vergaß ihm doch nicht, daß er sich mit der Polizei und dem Bundestag gegen die junge strebende Literatur verbunden hatte. Daß aufrichtige Empörung über „Wally“ auch den Zorn über ältere Produkte neu entzünden half, glauben wir gern; daß er gegen Heine und Börne viel unverzeihlicher gesündigt hat, als gegen Goethe, bleibt bestehen. Es hängt sicherlich mit der allgemeinen Aufnahme, die sein Schritt vielfach auch bei Gegnern der „Jungdeutschen“ fand, zusammen, daß er 1848 nicht in die Paulskirche gewählt wurde, was er mit sauersüßer Miene erzählt, als habe es ihn gefreut; es hing damit auch zusammen, daß er jenen Übergang von der Linken zur Rechten, dessen subjektive Berechtigung wir anerkannt haben, so rasch und energisch vollzog und frühere politische Freunde später so heftig verleugnete. Immerfort wiederholt er, von der Begeisterung der Freiheitskriege sei bei den Liberalen nichts zu merken gewesen: „an das große Vaterland dachten die Wenigsten; nur Freiheit verlangte man nach der französischen Doktrin“. Als ob nicht ganz dieselbe Empfindung, die ihn leitete: die Scham über Deutschlands politische Nichtigkeit, auch die Demokraten mit Erbitterung gegen jene Machthaber erfüllt hätte, die die Nation zum Gespött des Auslandes werden ließen! Hat nicht, um nur einen zu nennen, Freiligrath gesungen:

Daß Deutschland stark und einig sei,
Das ist auch unser Dürsten,
Doch einig wird es nur, wenn frei —?

Hat er nicht eine deutsche Flotte gefordert, der wilde Karl Heinzen deutsche Kolonien? Haben die Liberalen nicht gegen Dänemark das nationale Ansehen ganz anders gewahrt als die Regierungen und gar die Konservativen?

Er hatte immer viel geschrieben; jetzt stürzte er sich in eine fast krankhafte Betriebsamkeit, die er, der erste namhafte Judenfeind unter den deutschen Schriftstellern, bei einem jüdischen Literaten sicherlich mit den schärfsten Hohnworten gegeißelt hätte. Die Ergebnisse waren ungleich. Seine historischen Schriften blieben dilettantisch, aber seine mythologische Arbeit über Odin

(1855) enthält trotz aller Willkür, wie ich glaube, in der Grundidee einen bedeutenden Fortschritt unter den damaligen und auch gegenüber den meisten späteren Darstellungen des Gottes: daß er in Odin die Leidenschaftlichkeit selbst, den furor teutonicus verkörpert hat, trifft vielleicht besser ins Schwarze als einseitige Naturdeutungen. Die Sammlung „Gesänge der Völker" (1851) gibt in geschickter Auswahl von Volksliedern aller Art einen sehr brauchbaren Beitrag zur vergleichenden Literaturgeschichte. Die „Geschichte der deutschen Dichtung" (1856, nicht mit der älteren „Deutschen Dichtung" zu verwechseln) gibt Kunde von einer staunenswerten Belesenheit in älterer Literatur, wie sie außer ihm vielleicht nur noch Gervinus und der wunderliche Sammler Meusebach besaßen, und hat wegen der meist ganz vorzüglichen, knappen und klaren Analysen auch heut noch Wert. Seine Urteile sind überall beachtenswert, wo Sympathie mitspricht, so bei E. T. A. Hoffmann, in dem er einen Mitbekämpfer der „gespenstigen Philistrosität" Deutschlands bewunderte, bei E. M. Arndt, bei Auerbach, dem er viel mehr Kenntnis echt germanischer Landesart zuspricht, als Hebel. Wo politische Rücksichten nicht mitsprachen, urteilt er nüchtern, oft witzig, z. B. daß man in Rückerts allzu künstlichen Gedichten „wie auf einem polnischen Knüppeldamm durch ein tropisches Paradies" fahre. Die wirkliche Bedeutung von jüngeren Zeitgenossen, wie Otto Ludwig und Gottfried Keller konnte er ihren damaligen Leistungen noch kaum ablesen; aber auch Grillparzer und Hebbel hat er nur zu tadeln und teilweise zu verspotten gewußt. Wo aber seine Antipathien mitsprechen, da steigert sich die Unbescheidenheit seines Absprechens bis zum Unerträglichen. Goethe wird jetzt mit den widerlichsten Hohnworten überschüttet, und wie diese Parteinahme sein Verständnis der schönsten Dichtungen fördert, zeigt etwa folgende Bemerkung:

„Auch im ‚König in Thule' und im ‚Erlkönig' liegt der Reiz nur in dem geheimnisvollen Ton. Daß ein alter Säufer stirbt, hat an sich lediglich nichts Rührendes und einen Erlkönig kennt der Volksglaube gar nicht . . ."

Man gestatte uns an dieser Stelle eine kleine Abschweifung zu einer oratio pro domo.

Die Teilnahme der Deutschen an rein ästhetischen Streit-

fragen hat sich in dem Jahrhundert von Klopstock bis an den Ausgang der Romantik so völlig erschöpft, daß ein Ablassen unvermeidlich war. Daher erklärt es sich, daß etwa seit 1830 die rein künstlerische Beurteilung immer stärker durch Nebenmotive gefährdet wird. Wenn Wolfgang Menzel den „König von Thule" geringschätzt, weil er Goethe für einen Volksverführer hält, so steht er damit nur innerhalb einer allgemeinen Denkmanier. Wer Herwegh tadelte, hieß bald ein Reaktionär; und Grillparzer wie Hebbel sind nicht zum wenigsten auch ihrer konservativen Gesinnung wegen so langsam durchgedrungen. Bedeutende Literaturhistoriker und geistreiche Kritiker wie Hettner und Brandes links, Vilmar und Baumgartner rechts, haben die Verquickung politisch-moralistischer mit ästhetischen Gesichtspunkten systematisch durchgeführt. Im großen Publikum sind überall Urteile eingebürgert wie dies: „Heine war kein großer Dichter, d e n n er ist doch so unmoralisch", woraus denn folgt, daß Geibel größer war. — Dieser ungesunden Art, Kunsturteile durch Hineintragen fremder Rücksichten zu würzen, arbeitet nun besonders seit Wilhelm Scherer die Literaturgeschichte entgegen. In der Praxis hat er auch selbst oft genug politische Antipathien in die literarische Kritik getragen; theoretisch aber hat er nicht nur gefordert, daß man Kunstwerke vor allem als solche beurteilen solle, sondern auch wichtige Anweisungen dazu gegeben. Diese Methode befremdet nun das in lieben Gewohnheiten gestörte Publikum. Sie wittern da etwas Exoterisches, Hoheprieste rliches. Sehr mit Unrecht. Nur so kann es erreicht werden, daß endlich die ganze Größe und Schönheit unserer Nationalliteratur wieder allen zur Anschauung gebracht wird. Nur so kann es erreicht werden, daß die Protestanten die von ihnen jetzt ignorierten katholischen Dichter würdigen, die Freidenker dem stockkonservativen Jeremias Gotthelf gerecht werden und die Frommen das Genie Heines bewundern. Aber es wird noch eine Weile dauern. Auch die Naturforscher mußten früher der Lesewelt ihren Stoff durch theologische oder radikale Randbemerkungen schmackhaft machen; jetzt haben wir Carl Vogts Stil überwunden und freuen uns der reinen Sachlichkeit eines Helmholtz. Die deutsche Philologie wird dem deutschen Volk seine Literatur wiedergeben, die es so undankbar vergißt; oder sind wir Philo-

logen daran schuld, daß niemand mehr Lichtenberg liest? und Bettinas Briefwechsel Goethes mit einem Kinde noch lange nicht genügend bekannt ist? Und von dieser großen nationalen Aufgabe dürfen wir uns durch die begreifliche Sprödigkeit eines jetzt mehr in Politik, Technik, Naturwissenschaft lebenden Publikums nicht abwendig machen lassen!

Diese Sachlichkeit, dieses redliche Bemühen, dem Künstler nachzufühlen und nachzuschaffen, lag von Menzels Zeit noch weit ab, und sicherlich hat gerade die stete Beimischung politischer Ingredienzien sein „Literaturblatt" lange Zeit mächtig gemacht, bis es schließlich doch eingehen mußte. Sie fehlten auch seinen anderen Arbeiten nicht, deren Umkreis sich bis zu einer „Naturkunde im christlichen Geist aufgefaßt" (1856—57) erstreckte. Grillparzer, dem Menzel so antipathisch war wie Gervinus, konnte dann wohl mit Recht spotten: Menzel habe alle Gebiete menschlichen Wissens umwandelt — aber keins betreten. Nach verschiedenen politischen Flugschriften, die meist wirkungslos zu Boden fielen, erschien als unerfreuliches Schlußstück aus dem Nachlaß ein dicker Band „Denkwürdigkeiten" (1877) in einem jener unsagbar geschmacklosen „Originalbände", deren Geheimnis hoffentlich mit dem Aufschwung des Kunstgewerbes für immer begraben ist. Die unbeschreibliche Selbstgefälligkeit des Tons könnte man dem Greis verzeihen; aber die klatschhaften Anekdoten, die er jedermann wie Verrierzettel an den Kragen steckt, der ihm einmal nicht gefällt! Da soll sogar der grundehrliche Bunsen ein Heuchler gewesen sein, der nur laut beten ließ, wenn eine hohe Persönlichkeit in die Nähe kam! Was nicht seinen Segen hat, muß verdorren; so prophezeit er, das Germanische Museum werde immer, „ein kleines Partikularmuseum in Nürnberg" bleiben; es hat sich doch ganz anders entwickelt als der von ihm mitbegründete „Literarische Verein". Flüchtigkeiten wie „Thorwaldsen war bekanntlich ein Norweger" stimmen auch gegen wichtigere Angaben bedenklich; Urteile wie: „die Rankesche Schule in Berlin mit ihren vornehm tuenden Glacéhandschuhen war mir eklig" können nicht für den Mangel einer individuellen Charakteristik der zahllosen Personen, mit denen er zusammentraf, entschädigen. Recht burschikos hatte er in den „Streckversen" gemeint: „Vielen deutschen Sudlern ist das Viehstück ihrer

Selbstbiographie doch nicht übel geraten;" nun, hierin steht er, der vortrefflich schreiben konnte, hinter den Sudlern zurück.

Es bleibt wohl dabei: der „Denunziant" überlebt den Schriftsteller. Er war ein ehrlicher und tapferer Patriot, ein ausgezeichneter Familienvater, ein Schriftsteller von Geist und Kraft. Er hat sich auch außerhalb seiner schriftstellerischen Tätigkeit mancherlei Verdienste erworben, z. B. als Vorkämpfer eines Gesetzes für den Schutz des literarischen Eigentums. Er hat einen großen Grundgedanken durch ein langes Leben siegreich festgehalten. Das alles ist begraben, weil er einmal, als seine politisch-ästhetischen Antipathien mit seinem persönlichen Interesse zu eng zusammentrafen, sich dazu hinreißen ließ, mit vergifteten Waffen zu fechten. Was denn wird aus denen werden, die von ihm die Technik der persönlichen Verunglimpfung, der Denunziation bei Regierung und Polizei gelernt haben, ohne etwas von seinen hohen Vorzügen zu erben? —

Kennst du die Hölle des Dante nicht,
Die schrecklichen Terzetten?
Wen da der Dichter hineingesperrt,
Den kann kein Gott mehr retten.

Kein Gott, kein Heiland erlöst ihn je
Aus diesen singenden Flammen!
Nimm dich in acht! daß wir dich nicht
Zu solcher Hölle verdammen!

Heinrich Leo.

Wenige Szenen aus der an malerischen Auftritten doch nicht armen Geschichte des deutschen Mittelalters prägen sich dem Gedächtnis wohl so unvergeßlich ein, wie jene, da Friedrich Barbarossa vor der Schlacht bei Legnano den größten seiner Vasallen, Heinrich den Löwen, vergeblich um seine Waffenleistung beschwört. Der berühmteste Hohenstaufe demütigt sich vor dem größten Welfen — mag er nun einen Fußfall getan haben oder nicht — und er tut es umsonst. Dies ist das wahre Canossa. Wenn Heinrich IV. sich vor dem Papste zur Kirchenbuße zwingt, so wirken politische Erwägungen, christliche Demut, allerlei Nebenumstände mit, um den Büßer fast zum Sieger zu machen. In Chiavenna erlitt das Kaisertum einen schwereren Schlag. Hier ward es klar, daß das Haupt des Reiches niedergezwungen sei von den trotzigen Lehnsfürsten.

700 Jahre später schied ein anderer „Heinrich der Löwe" aus dem Leben, in dem der unbändige Welfenfürst wiedergeboren schien. Zwar er war kein Fürst und aus keinem Fürstenhause; auf thüringische Bauern und Geistliche, Erfurter Stadtjunker und Hallische Professoren führte der Sohn des Garnisonpredigers von Rudolstadt seinen Stammbaum zurück. Aber in diesem prachtvollen Trotzkopf lebte mehr von einem mittelalterlichen Reichsfürsten als nach H. Taine in Napoleon von einem altitalienischen Condottiere. Es war keine romantische Laune, wenn der Professor der Geschichte in Halle für das Faustrecht schwärmte: „Zur Reichszeit war noch in hundertfältiger Weise Selbsthilfe, wenn nicht gestattet, doch ermöglicht gewesen, dies erste und ursprünglichst angeborene Recht der Menschen; damit

hat es seitdem ein Ende". Es war kein Zufall, wenn der Vorfechter der protestantischen Orthodoxie immer wieder auf der Vorliebe für katholischen Kultus und katholische Dogmen ertappt wurde, die er dann freilich, ganz ehrlich von seinem Luthertum überzeugt, als „mir auf das unverschämteste angedichtet" zurückweist. Romantische Mittelaltler gab es genug in seiner Zeit: Ludwig von Haller, der Doktrinär, mit dem man den Temperamentsmenschen Leo so gern und so schief zu vergleichen pflegte; Radowitz, der Aristokrat und Militär, dessen exklusiven Geschmack und dessen Ordnungsbedürfnis die demokratische Gegenwart abstieß; Wolfgang Menzel, den die Verzweiflung über die Schwäche des Reiches in altgermanische Zeiten jagte. Aber unter all den bedeutenden Reaktionären jener Zeit — es gab damals bedeutende Reaktionäre! — sind nur zwei, deren Geist, wenn man so sagen darf, im Mittelalter geboren ist: Leopold von Gerlach und Heinrich Leo. In diesen Männern lebte noch in ungebrochener Kraft die Weltanschauung des christlichen Mittelalters. Unerschütterlich glaubten sie, daß die Stände von Gott gesetzte unverrückbare Ordnungen seien; die soziale Entwicklungslehre, die auch hier (und hier eher als auf naturwissenschaftlichem Gebiet) die „Veränderlichkeit der Arten" lehrte, war ihnen ein Greuel und ein Widersinn. Deshalb waren sie auch himmelweit davon entfernt, gouvernemental zu sein. Gewiß, das Königtum war ihnen von Gottes Gnaden gegeben; aber der Adel auch und jeder Stand. Auf Tradition beruhte ihnen der Fortbestand aller menschlichen Gesellschaft; dies konservative Element betonten sie so einseitig wie heut oft das liberale, die Entwicklung, der Fortschritt betont wird. In seiner Weltanschauung stand Heinrich Leo Hamann am nächsten, dem „Magus im Norden", dem Lehrer Herders, dem Propheten der Genieperiode. Er zitiert ihn gern und hat in der für Leos Verständnis unentbehrlichen Sammlung „Nominalistische Gedankenspäne, Reden und Aufsätze" (1869) sich Hamanns Verehrung der Tradition und des *Wortes* als größten Dieners der Überlieferung angeeignet. Widersinn schien es ihm, gegen das Wort den Geist auszuspielen, der eben nur in der Fortpflanzung des Wortes fortlebe. Deshalb nannte er sich trotzig einen Nominalisten, einen Wortgläubigen, obgleich nach der Terminologie der mittelalterlichen Scholastik gerade er ein

„Realist" hätte heißen müssen, ein Mann, dem abgezogene Begriffe nichts waren.

Mittelalterlich, unmodern ist aber mehr noch als seine Weltanschauung sein Naturell. Ungestüme Kämpfernaturen gab es zu allen Zeiten; welche Wollust war der Kampf für Bismarck, ist er für Haeckel! Aber ganz atavistisch wirkt die spezifisch körperliche Art dieser Raufluſt bei Leo. Er berichtet selbst, daß der Anblick physischen Schmerzes oder Todes ihn gefühllos und hart lasse, so leicht er durch den Anblick sittlicher Schmerzen, sittlichen Untergehens zu rühren sei. Erst nach vieljähriger Erfahrung habe er anerkannt, daß in ihm eine menschliche Seite fehle; seitdem erst habe er den Kitzel unterdrückt, solche über physischen Tod oder Schmerz Jammernde zu verhöhnen. Wer altnordische Erzählungen kennt oder etwa unser Waltharilied, wird in dieser Barbarei altgermanische Reckenart nicht verkennen. Er empfand den körperlichen Schmerz „in allem Grimme; aber allezeit hat ihn eine seine Wirkung für mein Bewußtsein aufhebende Wollust begleitet, so daß ich ihn nicht achtete". Mehr noch: „schon der Anblick eigener und fremder frischer Wunden hat für mich etwas Entzückendes, wenn das rote Blut auf dem Fleische perlt und über es hinweg quillt oder sprudelt — und es gibt nichts Schöneres als eine reingestoßene dreieckige Wunde, von der Schilfklinge eines ehemaligen Jenaer Stoßschlägers in junges, frisches Fleisch gemacht". So fühlt eine Berserker der Urzeit, so noch jetzt einer jener bajuwarischen Raufer, der, Schaum vor dem Munde, die Genossen anfleht, um Gottes Willen mit ihm zu raufen; daß solche Gefühle christlich seien, wird man so wenig behaupten wollen, wie daß sie modern seien!

Natürlich warf der Student sich mit Leidenschaft in burschenschaftliches Treiben; natürlich ward der Politiker später zum enfant terrible seiner Partei, die er durch die ungezügelten Ausdrücke seiner Kampfgier erschreckte und kompromittierte. Immerhin ging die Wandlung aus dem Parteigenossen der „Schwarzen", der „Unbedingten", der revolutionären Schwärmer für das neue Reich in den Reaktionär nicht mit der Plötzlichkeit eines Tages von Damaskus vor sich, wie man bei dieser maßlosen Seele voraussetzen könnte. Er war auf das Wartburgfest gezogen, hatte Sands Freundschaft erworben; als er dann

(1822) in Berlin zu den Füßen Hegels saß, dessen Schüler er später so grimmig angriff, da war er wohl schon in intimem Meinungsaustausch mit den „blutig-reaktionären" Konvertiten Jarcke und Phillips, öffentlich aber verleugnete er noch keineswegs seine alten liberalen Lehrer Luden und Göttling. Die „Vorlesungen über die Geschichte des jüdischen Staates" (1828) sind viel liberaler gehalten, als man dem späteren Todfeind von Fr. D. Strauß und der historischen Bibelkritik zutrauen sollte. „Jede Hierarchie ist schneidend konsequent, gefühllos und fanatisch . . . Die Konsequenz Robespierres ist nur die Konsequenz jeder Hierarchie" — so schreibt der zukünftige Freund Hengstenbergs und Lobredner des Kirchenstaats. Er leugnet deshalb nicht, daß die Hierarchie in bestimmten Epochen nötig sein könne: „vielmehr ist diese Strenge, diese Starrheit hierarchischer Konsequenz es ganz allein, welche imstande ist, jenen ersten, rohen, natürlichen Zustand der Völker zu brechen". Aber er betrachtet die Juden der biblischen Zeit, das Mustervolk des frommen Bossuet, als ein rohes Naturvolk. Ganz radikal erklärt er etwa das Buch der Richter für eine spätere Sammlung von Volkssagen. Jetzt darf das kein Theolog in Bonn mehr wagen, ohne von der Orthodoxie heftigst befeindet zu werden.

Man hat später den Paladin des „christlichen Staates" oft mit dem Gegenstand dieses Erstlingswerks geneckt; mit entschiedenem Unrecht. Auch der hochkonservative Publizist war über die elende Gehässigkeit des heutigen Antisemitismus weit erhaben. „Ich sehe darin, daß jemand ein Jude ist seiner Abstammung nach, nicht das mindeste Unwürdige; im Gegenteil, wenn ich von Abrahams Samen wäre, würde ich in große Gefahr des Stolzes geraten, von so hochfürstlichem Geschlechte zu sein, wie das der Erzväter war, von so welthistorisch adeligem Geblüte, wie das Blut Israels. Wäre ich ein getaufter Jude, ich würde selbst als Christ auf die Verbindung mit altjüdischem Geschlechte halten." (Nachschrift zu den „Hegelingen", 1839.) Darin liegt doch Folgerichtigkeit, darin auch jene aristokratische Tugend, die fremden Adel anerkennt. Heute — aber wo gibt es heut in Deutschland Aristokraten?

Als er dann sein Hauptwerk geschrieben hatte, die noch heut sehr lesbare „Geschichte der italienischen Staaten" (1829—1839),

wandte sich der einflußreiche Lehrer, der seit 1830 ordentlicher Professor an der lutherischen Universität Halle-Wittenberg war, immer eifriger der journalistischen und publizistischen Verteidigung seiner politischen Ideale zu. Aber im Anfang muß man selbst jetzt noch bei seinen kräftigen Worten einen Abzug machen. „Ich habe immer ein Stück Mönch in mir herumgetragen und jederzeit eine Neigung gehabt, den inneren Zustand meiner Seele äußerlich in Habitus und Manieren auszudrücken und mich einer Askese, die der Stand, den ich repräsentieren wollte, mit sich brachte, bis aufs Extrem hinzugeben." Auch in seinen herausfordernden Zornesausbrüchen, in dem berühmten „Hallischen Löwengebrüll", ist ein Rest von dieser Askese — und dieser Schauspielerei. „Ich wünsche mir einen frischen fröhlichen Krieg, der das skrofulöse Gesindel zertritt". Oder nach den holländischen Wirren: „Ein Kartätschenfeuer wäre Wohltat gewesen." Ungefähr sagt das Nietzsche auch; Aristokraten voller Verachtung für die „Vielzuvielen" waren der konservative Christ wie der revolutionäre Antichrist. Aber bei Leo spielte sicherlich die geheime Wollust mit, sich als wütender antihumaner, barbarischer Demokratenfresser verschrien zu sehen; und der Stolz, seine Rolle bis zum Extrem gebracht zu haben. Liest man die „Nominalistischen Aufsätze", so wundert man sich oft, wie viel liberaler dieser Ultra ist als die Konservativen von heut. „Es versteht sich wohl von selbst," schreibt er (1869), „daß, wenn hier davon die Rede ist, was konservativ sei, der Begriff des Konservierens nicht im Sinne eines Kaufmanns oder einer Hausfrau gefaßt wird, welche Waren, Lebensmittel, Kleidungsstücke, Möbel, mit einem Wort totes Material vor Augen haben, was zu bestimmter Benutzung in einem gewissen verlangten Zustande fest und gut erhalten werden soll. Das Konservieren vielmehr, was wir im Auge haben, hat es mit Lebendigem und mit Leben zu tun, und schließt Veränderungen, wie sie jede Entwicklung notwendig begleiten, nicht nur ein, sondern verlangt sie. Politisch konservieren heißt: Einrichtungen, Sitten, Rechte, kurz den ganzen Inhalt eines politischen Lebens in kontinuierlichem, gedeihlichem, in wachsendem und werdendem Zustande, — im Fortschritte, aber in wirklich gedeihlichem Fortschritte erhalten und den zur Auflösung, zum Zerfall führenden Fortschritt — also das, was eigent-

lich Rückschritt ist, abwehren." Und kürzer, energischer: „kein Lebendiges kann konserviert werden, sobald man ihm die Entwicklung abschneidet." Nun, das alles werden wir gern unterschreiben; die, die sich heut konservativ nennen, schwerlich. Oder: Leo verlangt allerdings schwere Strafen gegen die Presse, sobald sie verleumderisch oder hochverräterisch auftrete; er billigt sogar die berüchtigten Preßordonnanzen Bismarcks. Im allgemeinen aber erklärt er: „Die Preßgesetzgebung muß gegen alle diese durcheinanderwogenden Strömungen konservativer wie revolutionärer (revolutionärer!) Art in Deutschland tolerant, wahrhaft liberal sein . . . Was die Notwendigkeit ohnehin gebietet, ist überdies der Natur der Sache nach das Richtige und Beste, weil nur durch ein vollständiges *inneres* wissenschaftliches Durchkämpfen aller dieser Gegensätze ein *wahrer* Friede hergestellt und erreicht werden kann." Vollends das Hauptmittel neuerer Preßbedrängung, die kleinlichen Chikanen, verwirft er mit aller Entschiedenheit und mit allem Ernst. „Der Kampf in unserer Presse ist eine *Geisterschlacht*, und wer diese nicht in ihrem Resultate brechen, zu einer unvollständigen Krise immer von neuem herabsetzen will, der muß allen kämpfenden Parteien fair play gewähren." Das schmeckt aber nicht nach Sozialistengesetz und Umsturzvorlage! Heute nennt man das „liberale Phrasen" . . .

Freilich, der Mann, der so schrieb, war vor allem Idealist vom Wirbel bis zur Zehe. Daß „nur Gedanken die Welt regieren", ist sein oft wiederholter Lieblingssatz; und eben dies machte seine Kritik von L. Rankes Erstlingswerk, der „Geschichte der germanischen und romanischen Völker", so heftig: er sah in der pragmatischen Behandlung der Geschichte „eine geistige Bettelwirtschaft". Je materialistischer die Zeit — in allen Parteilagern — wurde, desto mächtiger betonte er das Recht der Gedanken, desto trotziger rief er: „Es gibt keinen Stoff in der sinnlichen Welt" und führte diese Idee geistvoll aus.

Den Idealisten hinderte aber seine Verbindung mit der historischen Schule, deren Begründer Savigny ihm immer ein hochverehrter Lehrer blieb, an doktrinärem Haften an der abstrakten „Idee". Im Gegenteil ist in einer Zeit, wo rechts und links mit dem abstrakten Begriff des „Staates" operiert wurde, niemand

energischer als er für die Rechte der Realität eingetreten. Immer wieder betont er, was für den Slawen Rechtssinn, was für den Engländer Freiheit sei, das sei es deshalb noch nicht für den Deutschen. Verkehrt sei es, allgemeine Forderungen und Maße aufzustellen, was und wie ein Staat sein müsse — „gleichviel ob in Florenz, in Frankreich, in Preußen, in China." Die historische Tradition hat zu ergeben, was hier, was dort, was jetzt oder künftig der Staat zu leisten und zu fordern habe. Für Preußen beantwortet er die Frage damit, daß Preußen als einheitliches Gemeinwesen ein Werk seiner Könige sei. Und daraus ging ihm hervor, daß bei uns der Parlamentarismus kein Recht habe. Noch weniger imponierte ihm die abstrakte Idee der Rechtsgleichheit. „Die Natur der Dinge kennt nur in der Verwesung einigermaßen die Gleichheit — wo Leben ist, da sind Privilegia. Auch die äußere Natur, soweit sich Leben in ihr regt, kennt nur Privilegia. Der goldglanzleuchtende Käfer in der prächtigen Weißdornblüte — beide sind ganz andere Wesen, jedes mit anderen Privilegien, und beide wieder mit anderem als der Falke mit seinem königlichen Blicke, mit seinen ritterlichen Fängen, mit seiner edlen ruhigen Haltung. Die Natur schafft auch in derselben Gattung alles wieder mit besonderen Privilegien, das Weib mit den seinigen und den Mann; jeden Vogel mit dem Privilegium seiner besonderen Flugart und jeden Mann und jedes Weib wieder mit dem Privilegium seiner ganz aparten, ihm allein nur ureigentümlichen Nase." Wieder rückt hier der alte Ordnungsfanatiker dem modernen Individualisten nahe, ganz nahe. Natürlich! Denn er war selbst eine Individualität und forderte sein Recht.

Es war auch das gute Recht seiner Kraft, daß er sie zuweilen mißbrauchte. Er war nun einmal ein stürmischer Trotzkopf, ein Gewaltsmensch. So schrieb er auch: „Im Deutschen fühle ich mich allmählich in einer gewissen Macht über die Sprache und reite diese wie mein Roß und haue sie mit Gerte und Sporen, wenn sie nicht gehorchen will." Seine Lebenserinnerungen „Aus meiner Jugendzeit" (1880 erschienen) lesen sich dennoch hübsch, zuweilen fast anmutig; lebendig sind sie überall. Es war eben der Lebenskraft fast zu viel in dem Manne. Er wehrte sich: „Ich bin kein Don Quijote" — dennoch konnte er es nicht hindern, daß die überspringende Heftigkeit seiner Angriffe ihn zu einer

mythiſchen Perſon machte, ihn als einen Monomanen erſcheinen ließ, der bei jeder liberalen Regung „rot ſieht“. Getan hat er auch manches, was nur der Fanatismus entſchuldigt; zumal wie er ſich gegen Univerſitätsgenoſſen, gegen Arnold Ruge, dann gegen Rudolf Haym, den berühmten Vorkämpfer des Altliberalismus, benahm, das würde gern entbehren wer ſonſt Freude hat an der urwüchſigen Kraft des frommen Berſerkers. Reſpekt muß man doch vor ihnen haben, vor dieſen alten großen Reaktionären: Thadden-Trieglaff, dem makelloſen Heiligen, Leo, dem ungeſtümen Recken, Radowitz, der mit ſeiner Miſchung von geiſtlicher und ſoldatiſcher Haltung an die ſtreitbaren Biſchöfe des Mittelalters, etwa an Barbaroſſas Rainald von Daſſel erinnert. Aber ſie paßten nicht mehr in die Zeit. Auch in ihrem eigenen Lager wurden ſie als Unbequemlichkeit empfunden. Radowitz ſtarb früh; Thadden zog ſich in die Einſamkeit ſeines Gutes zurück; das Herbſte war für den geiſtig Regſamſten aufgeſpart: „langſames Dahinſterben in allmählicher Umnachtung ſeines Geiſtes, wie es ſolchen aufgeregten und dadurch überreizten Naturen am eheſten beſchieden iſt.“ So drückt ſein Biograph Wegele ſich aus und erinnert uns nochmals an Nietzſche. Zehn Jahre ſiechte H. Leo dahin, bis ihn der Tod erlöſte. Währenddes ging die Welt Wege, die er nie für möglich gehalten hätte. Und am wenigſten hätte er wohl die Entwicklung ſeiner eigenen Partei geahnt.

Wenig fehlte, ſo wäre der ſtürmiſche Antirevolutionär Geburtstagsgenoſſe der Revolution von 1848. Am 19. März 1899 war ſein hundertſter Geburtstag. Wir ehren den tapfern und ehrlichen Gegner und wir verſagen dem Grabe des gefallenen Feindes keinen Kranz und keinen Schmuck des Friedhofes.

Bogumil Goltz.

Vielfach hört man heute über die zunehmende „Verrohung“ klagen; und leider nicht mit Unrecht. Zwar ob sich wirklich die Roheit in den Kreisen der Verbrecher und der Rowdys gesteigert hat, bleibt fraglich; unzweifelhaft aber ist, daß sie längst aufgehört hat, ein besonderes Kennzeichen dieser Klassen zu bilden.

Nun aber ist dies besonders zu beachten. Es hat schon Zeiten gegeben, wo man viel gröber war als heute, ja wo die Grobheit beinahe als Pflicht, jedenfalls als Empfehlung galt. Aber damals hatte die Grobheit Charakter und das Schimpfen Stil; damals war beides Ausdruck einer bestimmten Gemütslage und nicht bloß, wie heute, der polternden Unfähigkeit. Deshalb stehen jene gröberen Zeiten höher als die unsere, die die Injurie nicht mehr ästhetisch zu veredeln weiß. Damals griff man mit Behagen zu den mephitischen Geschossen; aber man handhabte sie auch mit der Berufsfreudigkeit eines guten Schützen. Wie man eine englische Abhandlung hat über „das Morden als eine von den schönen Künsten betrachtet“, so könnte man auch über „die Ästhetik der Grobheit“ ein Supplement zu Rosenkranz' „Ästhetik des Häßlichen“ schreiben; aber man würde dabei einen bedauerlichen Verfall der Kunst des Schimpfens zu verzeichnen haben. Man lese einmal in den theologischen Streitschriften des 16. und 17. Jahrhunderts! Welcher Reichtum der Anschauung, welche Beweglichkeit der Phantasie, welche Sprachgewalt tut sich da in den unermüdlichen Schimpfwortgefechten auf! Wie genau nimmt man seinen Gegner aufs Korn, prüft, welche Schelte ihn wohl am tiefsten verletzen wird, und schießt dann rücksichtslos ab! Aber heute! Wer selbst einmal am Marterpfahle gestanden hat, von

der Antikritik beleidigter Eitelkeit oder geschädigter Interessen beworfen, der weiß, daß jetzt die angenehme Situation nicht einmal mehr durch ein ästhetisches Behagen an der Schießkunst der Herren — Indianer versüßt wird. Und so ist es überall. Ein wüstes Losfeuern immer derselben abgebrauchten Beleidigungen wirkt ästhetisch so roh, wie es moralisch ohnehin roh ist.

Wie ganz anders stand es noch vor vierzig Jahren! Damals blühte noch einmal jene alte echte „göttliche" Grobheit" — ein Ausdruck, den niemand als contradictio in adiecto bezeichnen wird, der gewisse Göttergespräche bei Homer oder in der Edda gelesen hat. Damals stand noch die Kunst der individualisierenden Verbalinjurie in Schwung. Damals ließ noch Heinrich Leo seine Kartätschen auf das „skrofulöse Gesindel" niedersausen; damals gab der Erzgrobian deutscher Nation, Johannes Scherr, ein nicht eben erfreuliches, aber begreifliches Gegengewicht zu der zarten Süßigkeit Geibelischer Rede; damals polterte Fr. Th. Vischer und wetterte Fr. Chr. Schlosser. Damals ergötzte man sich an Schopenhauers Kernreden über die Professoren und wenn der Astrophysiker Zöllner sie gegen die ganze Zunft wiederholte, schienen die deutschen Philologen in ihren Kämpfen untereinander nicht weniger davon gelernt zu haben.

Aber auch die Grobheit als Kunst hat noch Stufen. Hoch über der Partei- und Personalgrobheit dieser Kämpen hob sich die Welt- und Zeitgrobheit des beredtesten Schelters dieser Zeit. In Thomas Carlyle war das leise in Tagebuchblättern und Gesprächen einherschleichende „Raunzen" der Grillparzer und Bauernfeld zum Quell laut dahinstürmender Redeflut geworden. In grandiosen Zügen übt er die Technik des Herunterkanzelns an Königen und Helden, an Völkern und Zeiten, an Weltanschauungen und an der Welt im ganzen. Und hinter der unablässig dahin stürmenden Scheltflut stand ein großer tapferer Idealismus und grollte allen, die nicht so herrlich waren, wie der Seher von Chelsea sie haben wollte.

Ein kleiner, sehr kleiner Carlyle vertrat damals in Deutschland diese Nuance, die später im Stil Carlyles Paul de Lagarde glanzvoll aufnahm. Ein armer Beamtensohn, Bogumil Goltz, wird vor hundert Jahren, am 20. März 1801, in

dem damals preußischen Warschau geboren; aber im Grunde ist er, wie Gottfried Keller, ein anderer göttlicher Grobian, ein Bauer und ist die Bauernart nie ganz losgeworden. Wie der große Schotte schwankt er lange zwischen literarischen und philosophischen Passionen und der Leidenschaft für ein patriarchalisches, ja bäuerliches Leben. Er studiert und liest; er läßt die Kultur des Geistes fahren und widmet sich der Agrikultur. Aber so wenig wie Carlyle paßt er in seine ländlichen Ideale herein. Er wirtschaftet sich zugrunde, gerät trotz häuslichen Glückes immer tiefer in Not und Verbitterung, wird ein armes „Schuldenbäuerle". 1846 entschließt er sich, das „beatus ille qui" zu widerrufen und wirft sich in die Literatur. Beobachtet hatte er viel, in Städten und Dörfern, unter Gebildeten und Ungebildeten; die Hauptquelle seiner Psychologie blieb freilich seine Jugendgeschichte. Nun versucht er, von dieser Menschenkenntnis besseren Gebrauch zu machen, als er im praktischen Leben gekonnt hatte. Als Praktiker, als Empiriker wirft er sich der bloßen Theorie entgegen, als geistiefelter Ackerbürger der blasierten Romanpsychologie. Wie W. H. Riehl den romantischen und rationalistischen Deduktionen eine auf Erfahrung und Beobachtung gegründete „Naturgeschichte des Volkes" entgegenstellte, so wirft Bogumil Goltz ein paar Bände mit dem Gesamttitel „Exakte Menschenkenntnis" auf den Markt: Beiträge zur Charakteristik und Naturgeschichte der Frauen, des deutschen Genius usw. Am liebsten gibt er einfache Porträts aus den Erinnerungen seiner Jugend: altpreußische Originale schildert er packend in seinen besten Büchern, dem „Jugendleben" (1852, mit dem bezeichnenden Untertitel: „Biographisches Idyll aus Westpreußen"), dem „Buch der Kindheit" (1847), den „Typen der Gesellschaft". Seine originelle und wirksame Manier macht ihn schnell bekannt; die mit Süßigkeiten überfütterte Gesellschaft, die eben erst „Amaranth" und „Was sich der Wald erzählt" verschlungen hatte, beißt mit Vergnügen in dies harte, schwarze Brot. Goltz wird von Vorlesung zu Vorlesung geholt, steigert sich selbst, gerät immer tiefer in Manier. Wie er als Autor mit seiner Mischung von barockem Humor mit philanthropischer Sentimentalität vielfach an Lawrence Sterne erinnert — nur ging ihm dessen Lüsternheit so völlig ab wie seine Grazie — so zeigt er nun auch

als Mensch bedenkliche Ähnlichkeiten mit dem unsterblichen Verfasser der „Empfindsamen Reise". Er mißbraucht das Entgegenkommen der nach Zelebritäten begierigen Zeitgenossen, quartiert sich unwillkommen ein, führt fast das Leben eines Schmarotzers. Der arme Kerl empfand es freilich bitter, daß „der arme Fünfziger den Humoristen spielen mußte"; das machte ihn denn um so bitterer und barocker. So fuhr er in der Welt herum, gedankenreich und formlos, tiefsinnig und abgeschmackt, originell und zitatenwütig; von jener inneren Inkohärenz, die er den Zeitgenossen gerne nachsagte, ein lebendiges Musterbeispiel. Nach langem und schwerem Leiden ist er dann in dem kleinen westpreußischen Städtchen Thorn gestorben; er war stolz auf die Heimatstadt von Kopernikus und Hippel.

Bogumil Goltz ist vor allem andern das, was man unter einem „originellen Autor" versteht. Ganz und gar wurzelt er im Boden seiner Heimat, seiner Jugend. Seine westpreußischen Pfarrer und Bauern und Knechte, die Juden und die Polen von Südwestpreußen und Altpreußen stehen scharf und fest in seinem Gedächtnis, und an ihnen mißt er alles. Nichts bezeichnender als sein Buch „Ein Kleinstädter in Ägypten" (1853). Ägypten, das Land der märchenhaften Erbweisheit, war durch den Fürsten Pückler und die Gräfin Hahn von neuem mit märchenhaftem Glanze übergossen worden. Bogumil Goltz liegt es fern, gegen sie zu polemisieren; im Gegenteil, er zitiert die orientalischen Reisebriefe der mecklenburgischen Gräfin gerne und oft. Aber wo sie Bilder gemalt hatte, die an Gentz' „Einzug des Kronprinzen in Jerusalem" in der Berliner Nationalgalerie erinnern, da wirft er mutig realistische Genrebilder auf die Leinwand. Er haßt die moderne Überkultur, wie Carlyle sie haßt; aber wie dieser verehrt er ganz naiv die Wurzel und Ernährerin eben dieser Kultur: die Arbeit, die Ordnung. Und so kommt der grundehrliche Mann zu dem köstlichen Geständnis: „*Wir Modernen halten die pure Natur nicht mehr aus.*" Er hat sich fortgesehnt aus der Enge unserer Zivilisation mit ihren Regulativen und Polizeiverordnungen und Komplimenten; und nun findet er hier im Orient alles wieder, was ihn zu Hause geärgert hat: polnischen Schmutz und jüdische Unterwürfigkeit, Faulheit der Knechte und Dünkel der Beamten, alles aber poten-

ziert, ohne den schützenden Deckmantel der Kultur, ohne das versöhnende Gegengewicht deutscher Ordnung. Und so schimpft er sich aus in unerhörten Worthäufungen und Wortschöpfungen und Wortspielereien. Das Große, das Gigantische der Pyramiden und der Ruinen wirkt mächtig auf ihn; aber hier bleibt er doch in fremder Scheu stehen. Aber wo er schimpfen kann, da fühlt er sich zu Hause, und Heimat und Fremde berühren sich in ihm, zur Entrüstung, aber doch eben auch zur gemütlichen Teilnahme aufreizend: „Orient und Okzident sind nicht mehr zu trennen."

Tief empfand er die inneren Widersprüche. Er versteht seinen großen englischen Genossen nur zu gut aus der eigenen Kenntnis heraus, wenn er einmal sagt: „Die Intentionen und Fühlungen Carlyles sind so genial, wie seine Formen ungeheuerlich und geschmacklos." Er charakterisiert sich selbst, wenn er seine Lieblingsfigur im „Jugendleben" gestehen läßt, sein Humor sei „oft nur der Deckmantel seiner Schwächen und Reueschmerzen." Aber er rechtfertigt sich auch selbst, wenn er eine andere Trägerin seiner Sympathie sagen läßt: „Ein gottloses Maul macht ein gut Herz, und wer schimpft, der prügelt nicht." Denn sicher hat Lessings alter Soldat recht: „Selten hat ein Grobian Galle." Auch bei diesem Erzgrobian verbirgt die äußere Rauheit ein weiches Herz. Deshalb ist er am liebsten bei den Armen und Beladenen, die er so menschlich ergreifend zu schildern versteht; deshalb liebt er die Kinder, denen das greise kluge Kind noch verwandt blieb: „Das Kind faßt das stofflich Spezielste an Dingen und Gedichten, und zugleich ihre Magie, ihre geheimnisvolle Existenz." Darin liegt auch seine eigentliche Kraft. In Westpreußen und in Ägypten — überall zeigte er, was Carlyle vor allem forderte: den wahrhaftigen Sinn für die Tatsache, und überall weiß er zugleich das naturalistisch Erfaßte mit symbolischer Bedeutung auszustatten. So erwachsen ihm in seinen besten Werken Figuren, die an Daumiers großartig erschütternde Karikaturen erinnern. Die Episode vom Stiefelknecht (im „Jugendleben") ist deshalb der Zeichnung des „heroischen Dummkopfs" Karl XII. von Schweden (in den „Typen der Gesellschaft") ebenbürtig.

Aber freilich gilt von ihm, was er aus seines bewunderten

Hegel Urteil über Jakob Böhme zitiert: „Wie Prospero bei Shakespeare, im ‚Sturm', Ariel droht, eine wurzelknorrige Eiche zu spalten und ihn tausend Jahre darin einzuklemmen, so ist Böhmes großer Geist in die harte knorrige Eiche des Sinnlichen — in die knorrige harte Verwachsung der Vorstellung eingesperrt." Wo Goltz nicht von dem leibhaftig angeschauten, sinnlich wahrnehmbaren Objekt ausgeht, da kann er so abgeschmackt werden, wie nur irgend einer der von ihm gehaßten „Tagesliteraten" und Phrasen spinnen wie die: „Der Deutsche ist der Universalmensch, die Mutter der übrigen Nationen, das Weib des Menschengeschlechts."

Bogumil Goltz ist wohl heute fast ganz vergessen. Der einzige Autor, der oft an die formlose, knorrige Originalität des alten Westpreußen erinnert — und der so unbekannt ist wie er — Peter Hille, hat wohl kaum von ihm irgend welchen Einfluß erfahren. Auch ist wirklich seine Zeit vorüber. Schwerlich können wir heute noch viel von ihm lernen; schwerlich mehr als ein paar ausgesuchte Stellen und etwa noch die Jugendgeschichte genießen. Aber historisch bleibt er merkwürdig: wir brauchen nur eine Seite von ihm zu lesen, und aus der stillosen Roheit unserer Tage sind wir versetzt in die Periode des klassischen Grobinanismus!

Ernſt v. Feuchtersleben.

„Es iſt beſtimmt in Gottes Rat, daß man vom Liebſten, was man hat, muß ſcheiden . . .“ Wie viele Tauſende mag dies Lied mit ſeiner gehaltenen Wehmut, ſeinem milden Hoffen ſchon getröſtet haben, wenn ſie an der Bahre des Liebſten ſtanden, was ſie hatten! Es iſt ein rechtes Volkslied geworden, und ſelbſt der Text hat ſich, wie es bei volkstümlichen Liedern zu ſein pflegt, im Mund des Singenden umgeſtaltet; denn urſprünglich lauteten die Worte minder glücklich:

Es iſt beſtimmt in Gottes Rat,
Daß man, was man am liebſten hat,
Muß meiden . . .

Und auch das entſpricht der rechten Art des Volksliedes, daß der Autor faſt vergeſſen iſt, während ſein Werk fortlebt. An ſeinem fünfzigſten Todestage werden wenige des Mannes gedenken, der ihnen vielleicht mehr als mancher perſönliche Freund ein Helfer in ſchwerem Kummer geworden iſt. Aber wer würde ſolches Fortwirken der hohlen Unſterblichkeit eines leeren Namens nicht vorziehen? Feuchterslebens Namen mag man vergeſſen, ſein Weſen lebt fort in jenem Gedicht, das ihn ganz abſpiegelt, wie er war: ein mild beratender Tröſter, ein aufrichtender Erzieher, ein klar und ruhig denkender Idealiſt.

Daß Feuchtersleben keine unbedeutende Perſönlichkeit war, verbürgt ſchon ein Umſtand: die beiden größten Dichter ſeiner Zeit waren ihm eng befreundet. Franz Grillparzer und Friedrich Hebbel, die ſich gegenſeitig mit kühlem Reſpekt aus dem Wege gingen, waren dem dichtenden Populärphiloſophen herz-

lich zugeneigt, so herzlich, wie der verschlossene Hebbel wenigen, der verbitterte Grillparzer kaum noch einem zweiten. Dabei stand Feuchtersleben aber den so grundverschiedenen poetischen Standpunkten, die die Wiener Dioskuren mit gleicher Einseitigkeit vertraten, fast gleich fern: den Klassikern wie den Stürmern war er fast abgeneigt. Goethe rühmte er zwar oft, aber doch kühl und ohne Hingebung; die große Persönlichkeit verehrte er, die Werke wußte er nicht in ihrer Einzigkeit aufzufassen. Es ist bezeichnend, daß er Goethes Bemühungen um die Naturwissenschaft am höchsten stellt. In einer Zeit, die die Bedeutung dieses Studiums des Dichters noch kaum ahnte, sprach er es aus, „daß gerade sie es sind, was nebst den vollendeten seiner poetischen Gebilde die Prüfung des Lebens am glorreichsten bestehen wird; da sie es sind, worin sich Goethes Wert und Eigenheit am reinsten und vollkommensten ausspricht, wofür er eigentlich geboren zu sein schien; so daß uns, wenn wir in diese Betrachtungen aufmerksam eingehen, selbst seine dichterischen Hervorbringungen wie Werke erscheinen, die aus Naturforschung hervorgegangen sind." Das ist viel treffender, als man auf den ersten Blick meinen sollte; aber für uns bleiben denn doch immer jene Studien Vorbedingung für die unvergleichlichen Dichtungen, während für Feuchtersleben umgekehrt selbst „die vollendeten seiner poetischen Gebilde" nur Nebensache sind. Sprach er doch einmal, gerade in einer Sammlung von Sprüchen über Goethe und seine Gegner, das gefährliche Wort aus:

Ich laß euch eure Ehren und Titel!
Das eine bedenkt mir nur:
Die ganze Literatur
Ist nur Mittel.

Goethe hatte darauf im voraus geantwortet, als er in den „Xenien" die Poesie sprechen ließ:

Wie beklag' ich es tief, wenn eine herrliche Seele,
Wert, mit zum Zwecke zu gehen, mich nur als Mittel begreift!

Immerhin hat Feuchtersleben, der in erster Linie jederzeit Volkspädogoge war, die ungeheure Bedeutung, die die Literatur eben auch als „Mittel" besitzt, genügend gewürdigt, um Goethe

und Schiller hochzustellen. Ganz ungerecht aber war er gegen gärende, stürmisch nach Neuem greifende Richtungen. Die Romantik war ihm fast nur eine Krankheit, in deren Bann Deutschland „tiefzarten Unsinn phantasierte", und Naturen wie Novalis und Heinrich v. Kleist machte er selbst für ihr frühes Ende verantwortlich; es wäre nicht hereingebrochen, meint er, „wenn nicht dieselbe Phantasie, welche tätig war, die Katastrophe abzuwehren, durch die verderbliche Richtung, die sie annahm, selbst die Lähmung aller Kräfte herbeigeführt hätte".

Der Freund Grillparzers und Hebbels war in seinem Kunstgeschmack ein Genosse der Vorklassiker. Niemals hat er von einem Werk Goethes so andächtig gesprochen wie von Lessings „Nathan": „Es ist nie etwas Reineres als dieses Buch aus eines Menschen Hand und Seele gekommen". Aber auch Wieland wird er nicht müde zu loben und selbst im Gegensatz zu den Klassikern hervorzuheben. Es befremdet fast, wenn er dennoch für zwei höchst romantische Erscheinungen höchste Anerkennung und liebevolles Verständnis zeigt: für Rahel und Bettina. Aber die beiden geistreichen Frauen sind auch selbst lehrhaft geartet, auf direkte persönliche Einwirkung angelegt; das bringt sie ihm etwas näher als ganz in der Poesie lebende Naturen wie Novalis.

Freilich war sein eigenes Leben, sein eigenes Schicksal nicht dazu angetan, ihn rein ästhetischen Idealen huldigen zu lassen. In seinem kurzen Lebenslauf hat er die Schicksale seines Vaterlandes abspiegeln müssen und wurde nur zu deutlich auf die Notwendigkeit hingewiesen, Aufklärung, Selbständgkeit, männliche Selbstbeherrschung zu verbreiten. Er entstammte einer thüringischen Familie, aus jenem kleinen Fürstentum Hildburghausen, das uns auch in dem tapfern Idealisten Otto Ludwig einen Meister der Selbstbeherrschung geschenkt hat; eine Tante war einmal mit Jean Paul verlobt. Doch war seine Familie schon in Österreich ansässig; er selbst wurde in Wien geboren. Sein Vater, ein Beamter, endete durch Selbstmord, eins der zahllosen Opfer jener äußerlich „gemütlichen", aber für tiefere Gemüter unerträglichen vormärzlichen Zeit. Hat doch Bauernfelds Tagebuch fortwährend von Selbstmorden zu erzählen; ins Wasser stürzte sich Adalbert Stifters Pflegetochter; ins Wasser

ſtürzte ſich Feuchtersslebens Freund und Kritiker, der Benediktinermönch Enk von der Burg, Äſthetiker, Pädagoge, Populärphiloſoph wie er; der Dichter Mayrhofer, deſſen von Feuchtersleben weit über Gebühr bewunderte Gedichte nur noch durch ein paar Kompoſitionen Schuberts fortleben, ſtürzte ſich zum Fenſter heraus; Ferdinand Raimund erſchoß ſich. Der Selbſtmord war in der Wirklichkeit faſt ſo häufig wie im Roman und Drama.

Der junge Feuchtersleben war in der Thereſianiſchen Ritterakademie erzogen worden, in der auch Anaſtaſius Grün zum Beamten ausgebildet werden ſollte; das Erziehungsſyſtem, das dort herrſchte, trieb ihn in die heftigſte Oppoſition. Heute würde es gewiſſen Kreiſen wieder als „zeitgemäß", ja als „alleinberechtigt" gelten! „Pfaffen hatten die Erziehung auf ſich; über ſie war ein Soldat geſetzt. Ich ſah die ſchönſten Anlagen junger Männer unter Pfaffenſtolz und Roheit verkümmern." Was Wunder, daß für die ſtrebende Seele die Lektüre des Plutarch eine Offenbarung ward, wie einſt für den jungen Schiller? Daß er Robespierre ſtets verteidigte, den tugendhaften Revolutionär, den Lieblingshelden dieſer Epoche, den ſelbſt der ultrakonſervative Schulrat Adalbert Stifter zur Hauptperſon eines hiſtoriſchen Romans machen wollte?

Nun kam (1834) jener furchtbare Schlag, der Selbſtmord des Vaters. Stolz und tapfer verteidigte der Sohn die Ehre ſeines Vaters:

Von eurer dummen Schlechtigkeit
Hat der Gepreßte ungeduldig
Durch einen Sprung ſich hier befreit:
Nun ſteht ihr da, und kreuzigt euch,
Und euer Pfaffe ſpricht das Schuldig . . .

Dies Erlebnis gab ihm die entſcheidende Richtung. Er hatte angefangen, das behaglich müßige Künſtlerleben zu führen, in dem die Bauernfeld, Mayrhofer und andere, der junge Anaſtaſius Grün, Lenau, Franz Schubert das Kaffeehaustreiben der engliſchen Proſaiſten des 18. Jahrhunderts im „ſilbernen Kaffeehaus" beim Neuner erneuten. Jetzt zwangen ihn Not und Erbitterung zu energiſcher Tätigkeit. Er ward Arzt, begrün-

dete einen eigenen Hausſtand mit einer wenig gebildeten Gattin, die er in liebevoller Lebenskunſt zu ſich emporhob, erwarb ſich wiſſenſchaftliches Anſehen als Pſychologe, eine führende Stellung an der Wiener Hochſchule. Das tapfer erfochtene Glück trübte höchſtens der Umſtand, daß auch er kinderlos blieb wie ſo viele Genoſſen ſeiner Jahre, Mörike, Gervinus, Stirner, Stifter, Charlotte Stieglitz, ein Zug, der wohl auch mit der geiſtigen Überanſtrengung dieſer Epoche zuſammenhing. In dieſer Zeit veröffentlichte Feuchtersleben ſeine Gedichte (1836) und ſeine berühmte „Diätetik der Seele“ (1838). Beide Bücher ſind pädagogiſch gemeint; beide predigen dieſelbe heilſame Lehre: Selbſterziehung! energiſche Selbſtüberwachung!

Der Arzt ſprach über ſeine Zeit dasſelbe Urteil aus, das ſo viele Diagnoſtiker der unſeren ſtellen:

Was denn eigentlich unſeres Säkulums hemmend Prinzip ſei?
Krankheit iſt's: Aſthenie! Kräftige ſich's! es gedeiht.

Dieſe Nervenſchwäche der Zeit diagnoſtiziert er beſonders auch aus der Poeſie. Er bezeichnet den Zuſtand der damals modernen Literatur als einen pathologiſchen — wie es ſoviele Kritiker heute wieder tun; er wirft ihr ungeſunde Paradoxienſucht, Mangel an Ernſt, Fehlen ſchöpferiſcher Talente, Überwuchern des Dilettantismus vor. Manche Sätze klingen wirklich wie auf unſere Tage gemünzt: „Die meiſten jungen Poeten verwechſeln den Sinn für Poeſie mit der poetiſchen Kraft.“ „Unſerer Zeit fehlen zwei Dinge — vielleicht die beſten: 1. Männer welche ſelbſt denken und ſchaffen. Uns charakteriſiert die Halbheit: wir ſind Immermanns Epigonen; wir dünken uns Ritter, weil wir mit Harniſchen ſpielen. Und: 2. wir wiſſen nicht zu verehren; der Begriff der Größe iſt uns rein verloren gegangen und zur poetiſchen Fabel geworden.“ Selbſt in Äußerlichkeiten kehrt wieder, was er zu rügen hatte: „Das Weſen edler Kürze in der Schreibart iſt: Fülle des Schalles, nicht: abgeſtumpfte Sätze!“ Und wieder ſollte man heute den Effekthaſchern ſeine Lehre einſchärfen: „Die Wirkung iſt die Probe eines Kunſtwerkes, aber nie deſſen Zweck.“

Aber ihm genügt es nicht, die Krankheit der Zeit zu erkennen, den neuraſtheniſchen Wechſel in wildem Zuſtimmen und

raſchem Erſchlaffen, der ihn, wie ſeine Landsleute und Zeitgenoſſen Grillparzer und Stifter, allem „Titanismus“, ja allen Leidenſchaften mißtrauen läßt:

Kurz, ſtürmiſch ſchauernd:
Leidenſchaft;
Still, aber dauernd:
Liebeskraft.

Er will heilen — und er iſt ein erfolgreicher Arzt ſeiner Zeit geworden. Auch Stifter verſuchte das; aber das Heilmittel, das Feuchtersleben empfiehlt, iſt von deſſen Mahnung zu kloſterhafter Stille und Beſchaulichkeit ſo weit verſchieden, wie die ſchlanke Geſtalt des Arztes mit dem freundlich vornübergebeugten Kopf, den vorgeſtrichene Haare ſpärlich umgeben, von der maſſiven Figur des wohlgeſcheitelten Schulrats mit dem Doppelkinn und dem ſorgſam gepflegten Backenbart. Der will alle Seelen auf Krankenkoſt ſetzen; aber Feuchtersleben antwortet ironiſch:

Eure Hausmoral iſt eine
Exzellente Wiſſenſchaft:
Gibt uns Stelzen, raubt uns Beine,
Leiht uns Krücken, ſtiehlt uns Kraft.

In dieſer weichlichen Scheu vor jeder Übung der Kräfte ſieht er gerade — und das mit vollem Recht — ein Grundübel der Epoche. „Das Schlimmſte, was die Kränklichkeit unſerer Zeit mit ſich bringt, iſt, daß in ihr ſelbſt ein einlullendes Gefühl verborgen liegt, eine Süßigkeit, welche in den armen Kranken ſogar den Wunſch zu geneſen unterdrückt. Kann man daher in ihnen nur die Ahnung der Geſundheit rege machen, ſo iſt zur Heilung der erſte Schritt getan.“

Zur Tätigkeit mahnt deshalb der gute Arzt ſeiner Zeit immer wieder, zum vollen Benutzen des Moments, der ſonſt unentweichlich entflieht. Aber wir ſollen über den Augenblick Herr bleiben, bewußt und kunſtvoll ſollen wir „einen Moment durch den andern mäßigen, einen durch den andern erhöhen“. „Hierin,“ ruft er, „liegt das Grundgeſetz der ganzen Seelendiätetik. Aber niemand iſt imſtande, es zu erfüllen, ja nur es zu verſtehen, der nicht zuförderſt daran geht, ſich kennen und beherrſchen zu lernen.

Es genügt nicht, auf Speisen und Getränke acht zu haben, Ruhe und Bewegung gehörig abzumessen . . . Wir fordern mehr — wir fordern, daß man sich ausbilde, sittlich und intellektuell, und man wird erfahren, was das heißt: Gesundheit, Integrität des Menschen! Und niemand sage: uns ist eine solche Anstrengung nicht möglich, uns sind solche Kräfte nicht verliehen! — Ein inneres Leben, auf dessen Voraussetzung alle unsere Forderungen bestehen, ein Geist, der fähig ist oder befähigt werden kann, den Körper zu beherrschen — sie sind jedem verliehen, der imstande ist, diese Zeilen zu lesen; und jeder kann, was er soll." Unermüdlich predigt Feuchtersleben den Kampf gegen die Mächte, die die Gesundheit des inneren Lebens bedrohen: lässige Hingabe an Laune und Stimmung, Schwelgen in hypochondrischen oder überanstrengenden Vorstellungen, Nachgiebigkeit gegen Versuchungen des Körpers und der Umgebung. Er hat mit der „Diätetik der Seele" ungeheuer gewirkt und sein klar und freundlich geschriebenes Buch ist, wie sein Trostgedicht, Zahllosen ein Heilmittel geworden. Es kann auch heute noch gute Dienste tun gegen die Verweichlichung des Empfindungslebens, gegen den Kultus der eigenen Schwächen, gegen die billige Hypochondrie mancher Menschen. Freilich, der Optimismus Feuchterslebens hat sich nicht bewährt; ließ er seinen fragmentarischen „Prometheus" mit der Aussicht auf das „dritte Reich" schließen, in dem Götter und Titanen sich versöhnen würden, so mußte er selbst sein letztes Jahr unter dem Felsstück ächzen, das die siegreichen „Götter" auf den Neuerer und Tatverkünder wälzten.

Feuchtersleben durfte die Lehre der geistigen Selbstdisziplinierung verkünden; er war ein Meister der Selbsterziehung. Hebbel durfte von ihm sagen, auf Feuchtersleben passe sein eigenes Wort, daß es wie geborene Poeten so auch „geborene Menschen" gebe. Jener Enk von der Burg etwa hat auch in dem beachtenswerten Buch „Über den Umgang mit uns selbst" (1829) der leeren Selbstbeschauung den Krieg erklärt, der Tagebücherei und Aphorismenseligkeit. Sich selbst hat er doch nicht vor dem Untergang schützen können. Feuchtersleben überwand eine durch Schicksal und Krankheit ihm aufgezwungene Hypochondrie. Dennoch hat auch seine Kraft ihre nahen Grenzen gehabt. Die Revolution kam. Sie schien ihm ein neues Wirkungsfeld zu

eröffnen: man ſchuf ein Unterrichtsminiſterium, in dem man ihm die Leitung zudachte, dann, als er ſie ablehnt, das Amt des Unterſtaatsſekretärs gab. Hier hat er eifrig und glücklich gewirkt. Da kam die Reaktion. Er legte ſeine Stelle nieder; aber die loyale Streberſchaft unter den Kollegen verbat ſich den Rücktritt des „Revolutionärs“ in ſeine Stellung. Gebrochen und verlaſſen iſt er bald geſtorben.

Als Dichter hat Feuchtersleben wenig zu bedeuten. Jenes eine Gedicht, und etwa noch ein zweites, in dem er das Recht der „Schwärmerei“ gegen kalte Vernünftler verteidigt, ſind faſt allein aus einer nicht geringen Zahl herauszuheben. Das Gefühl für die Form iſt in ihm nach Hebbels zutreffendem Urteil nie recht lebendig geworden. Das beeinträchtigt auch ſeine kritiſche Tätigkeit, die dort geſund und mutig für das Lebendige gegen das Künſtliche eintritt, Rahel und Bettina in Öſterreich einführt, Rückert (den auch Grillparzer ablehnte) zurückſchiebt. Selbſtändig bleibt ſein Urteil immer auch Goethe gegenüber, deſſen „Novelle“ er ruhig als „ſeelenlos“ bezeichnet. Und immer ſucht er zu begreifen, zu erklären. „Die Betrachtung der Eigentümlichkeit bedeutender Menſchen bleibt immer die intereſſanteſte, die fruchtbarſte, die würdigſte Beſchäftigung. Ich wenigſtens weiß keine höhere Aufgabe als: das Große begreifen zu lernen.“ Mit dieſen ſchönen Worten hat er ſich auch ſelbſt am beſten charakteriſiert. Vielleicht war er unter der Ungunſt der Zeit nicht ganz dazu gereift, das Große in der Poeſie jener Tage voll begreifen zu können; aber er ahnte neue Zeiten der Kunſt und der Kunſtverehrung mit der ganzen Inbrunſt einer liebenden Seele: „Wie die Perſer der Sonne, ſo werden einſt die Völker der Kunſt huldigen.“ Er war ein ausgezeichneter Arzt, ein großer Kenner ſeiner Zeit; möge er auch ein guter Prophet geweſen ſein!

Theodor Fontane.

Der Begründer und Meister des realistischen Romans in Deutschland ist in dem märkischen Städtchen Neu-Ruppin am 30. Dezember 1819 geboren und in Berlin gestorben am 20. September 1898. Sein Leben zerfällt in zwei sehr ungleiche Hälften. Bis etwa zum Jahr 1880 war Fontane außerhalb Berlins fast nur durch einige Balladen (besonders den von Löwe prächtig komponierten „Graf Douglas") bekannt; in Berlin galt er als geistreicher Plauderer, ohne daß seine Bücher viel gelesen oder seine Theaterkritiken ernst genommen wurden. Nach 1880 stand er plötzlich an der Spitze der literarischen Bewegung, den Alten wert, von den Jungen verehrt, ein unschätzbarer Vermittler zwischen den literarischen Kreisen, aus denen er hervorgegangen, und denen, welche in seiner Produktion längst Gehofftes glücklich erfüllt sahen. Das Wunder, daß der lang Übersehene, fast Vergessene mit einemmale zum Haupt der Jugend ward, beruht darauf, daß seine eigene, merkwürdig langsame Entwicklung und die des Zeitgeschmackes sich gleichsam entgegenkamen.

Man hat die angeborenen Elemente Fontanes oft mit großer Sorgfalt analysiert und daneben seine literarische Vorgeschichte etwas vernachlässigt. Allerdings haben sicherlich die Eltern, beide der Familie der Refugiés angehörig, dem Sohn etwas von französischem Esprit, französischer Erzählungskunst — und auch ein wenig von französischer „blague", der Lust durch originelles Hinreden die Leute zu verblüffen, vererbt. Auch wird es wohl stimmen, daß der Vater, ein liebenswürdig-leichtsinniger Mann, den der Dichter in seinen Lebenserinnerungen unübertrefflich geschildert hat, ihm etwas von dem leichten Blut der

Gascogner übermittelte, während die aus Nordfrankreich ſtammende Mutter — übrigens eine Berlinerin von Geburt — ihm den ernſteren Pflichtbegriff mitgab. Dazu kam dann der ſtarke Einfluß der fridericianiſchen Überlieferungen in dem Heimatſtädtchen und frühe Einwirkungen der politiſchen und literariſchen Hauptſtadt Berlin. Doch damit ſind wir ſchon bei ſeiner literariſchen Vorgeſchichte.

Als Fontane nach friſchem Jugendleben in dem Seehandelsſtädtchen Swinemünde 1842 nach Berlin kam, um dort den väterlichen Beruf als Apothekerlehrling zu erlernen, herrſchte in der noch ſehr kleinſtädtiſchen aber literariſch ungemein angeregten Hauptſtadt eine heut ganz vergeſſene Schule von Novelliſten und Romanerzählern. Sie gingen alle — wie ſämtliche Erzähler jener Zeit — von Walter Scott aus und ſuchten in der doppelten Bemühung um hiſtoriſche Färbung und Wiedergabe der lokalen Phyſiognomie ihm nachzukommen. Dabei war aber der große Sinn der Romandichtung des Schotten nur dem einen Wilibald Alexis (1798—1871) aufgegangen, der in ſeinen vaterländiſchen Romanen (ſeit 1832) die Biographie des preußiſchen Volkes zu geben verſuchte. Die andern blieben im Anekdotiſchen ſtecken. Nur der Begründer des altberliniſchen Romans (wenn man nicht Nicolai dafür erklären will), der höchſt talentvolle Julius v. Voß (1768—1832) hielt wenigſtens einen beſtimmten, wenn auch einſeitig erfaßten Typus des Preußentums feſt. Voß berührt ſich mit Fontane nicht nur gelegentlich in der Auswahl der Stoffe; auch in der Tendenz auf typiſche Charakteriſtik der ſozialen Schichten, in der großen Lebhaftigkeit der Anſchauung und der entſchiedenen Lehrhaftigkeit des Vortrags, in der Neigung zur Ironie und der Vernachläſſigung der eigentlichen Kompoſition ſind ſie ſich verwandt, ſoweit auch der politiſche Fanatismus und die moraliſche Frivolität des Älteren von der Indifferenz des Jüngeren in allen Parteifragen und ſeiner früh gefeſteten Weltanſchauung abſteht. — Eine weitere Stufe ſteigen wir herab, wenn wir zu jenen Berliner Romandichtern kommen, die die Hauptſtadt, als der junge Fontane dorthin kam, beherrſchten. Ein Roman wie „Berliner und Spanier“ (1836) von Heinrich Smidt (1798—1867) wirkt heut geradezu wie eine Parodie auf Fontanes Romane, ſo grob und verzerrt ſpielen

Motive vor, die wir dann bei ihm in unendlicher Verfeinerung und von einer absolut neuen Kunst getragen wiederfinden: der Ehebruch in der gutbürgerlichen Gesellschaft („L'Adultera"), die Entdeckung des geheimnisvollen Mordplatzes („Unter dem Birnbaum"), die unheilbare Mißheirat („Cécile", „Graf Petöfi" u. a.), die verheißungsvolle amüsante Fahrt („Effi Briest") und die Landpartie in den Grunewald („Frau Jenny Treibel"), das Theatergespräch („Grete Minde", „Vor dem Sturm"), die (schon von W. Scott ererbte) Einmischung humoristisch wirkender Figuren aus dem Volk („Irrungen, Wirrungen") usw. Nur freilich nach der Lebenswahrheit und Weisheit Fontanes darf man in diesen Produkten nicht suchen, die so „romanhaft" vorgehen und E. T. A. Hoffmanns Praxis, berlinischen Realismus mit wilder Romantik zu verbinden, ins Kindische treiben. Dennoch haben Autoren wie Smidt sicherlich auf den jungen eifrig lesenden und dilettierenden Fontane gewirkt; ebenso der feudalcharakterlose A. v. Sternberg (1806—1868) mit seiner gesuchten Eleganz des Vortrages und seiner frivol politisierenden Nonchalance, und der strengkonservative, im Leben aber gleich unzuverlässige George Hesekiel (1819—1879), der mit seiner kavaliermäßigen Lässigkeit des Stils dem Schüler geholfen hat, aus dem phrasenhaften Romandialekt der Älteren zu einem lebensvolleren, gesprochenen Redeton vorzudringen.

Der interessante junge Mann machte in Berlin Glück. Noch als Lehrling ward er in die literarischen Kreise des „Tunnels" geholt, wo die neue Berliner Romantik sich um den preußischen Epiker Scherenberg (1798—1881) versammelte. Hier ward das poetische Interesse unzweideutig durch die Balladendichtung beherrscht, der vor allem Graf Strachwitz (1822—1847) durch seinen frischen männlichen Ton und durch die geschickte Anlehnung an die Art der schottischen Balladen einen bedeutenden Aufschwung gab. Daneben wirkten Heyse und Storm mit lyrischen Ausgestaltungen subjektiverer Erlebnisse. Der ganzen unvergleichlichen Poetengesellschaft hat Fontane selbst mit dem köstlichen Buch „Chr. Fr. Scherenberg und das literarische Berlin von 1840—1860" ein Denkmal gesetzt. Dieser Kreis, und Strachwitz vor allem, tritt auch in seiner lyrischen Anthologie „Deutsches Dichter-Album" (1852) charakteristisch in den Vor-

dergrund. Zu dem „belletriſtiſchen Jahrbuch“ „Argo“, das er dann (1858) herausgab, gehören alle Mitarbeiter zum Tunnel, Fontane ſelbſt iſt mit einer lyriſch geſtimmten Novelle und altengliſchen Balladen vertreten. — Weniger hervorragend als Dichter, wurden hier für Fontane die märkiſchen Edelleute B. v. Lepel und W. v. Merckel als perſönliche Gönner wichtig; ihnen verdankte er ſeinen frühen Eintritt in die Kreiſe des altpreußiſchen Land- und Militäradels. Das Problem, wie dieſe höchſt merkwürdige Erſcheinung ſich zu dem modernen Leben ſtelle, iſt dann in einer ganzen Reihe ſeiner ſpäteren Romane („Irrungen, Wirrungen“, „Stine“, „Effi Briest“ u. a.) zum Hauptmotiv geworden.

Nach kurzer Unterbrechung der Berliner Lehrjahre durch ebenſolche in Dresden und Leipzig beendete Fontane dieſe fruchtbare Anfangszeit durch eine Reiſe nach London (1844). Er iſt nachher noch als Apotheker tätig und iſt erſt 1849 offiziell in den „Nothafen“ der Schriftſtellerſchaft eingelaufen; aber die Individualität war fertig. Der merkwürdige Glücksfall einer ganz zufälligen Reiſe hat die Entwicklung des Dreißigjährigen zum Abſchluß gebracht. Was er bisher nur nebenbei betreiben konnte, ward ihm in England zum Hauptgeſchäft, das nämlich, wozu er wie wenige geſchaffen war: Menſchen zu beobachten und zu beſchreiben. Er hatte vorher nur Gedichte veröffentlicht („Männer und Helden“ 1850, „Von der ſchönen Roſamunde“ 1850, „Gedichte“ 1851), die zwiſchen Strachwitz' kräftigerer und Geibels ſinnigerer Balladenmanier die Mitte halten, und einige prachtvolle Treffer aufweiſen, aber eine eigentliche neue Mode kaum verraten; denn neben die ſchottiſchen Lords hatte ſchon Scherenberg die preußiſchen Generale der fridericianiſchen Zeit als antimoderne Heldentypen geſtellt. Jetzt aber entdeckte Fontane ſeine Begabung und in den erſten, an ſich nicht bedeutenden Reiſebüchern („Ein Sommer in London“ 1854, „Jenſeits des Tweed“ 1860), auf zwei raſch wiederholten Englandfahrten (1852 und 1855—1859) geſchrieben, bricht die Freude am Beobachten und Schildern des Menſchen ſchon mit vollſter kräftigſter Freude heraus. Es war nur natürlich, daß er nach dem langen letzten Aufenthalt in *dem* Lande, in dem auch ſo verſchiedene Naturen wie G. Chr. Lichtenberg und Lothar Bucher

das Menſchenſtudium gelernt hatten, die neuerworbene Kunſt in der Heimat fortſetzte. Er war als Redakteur in die hochkonſervative „Kreuzzeitung“ in Berlin eingetreten; kein eigentlicher Politiker fühlte er ſich wohl ſchon damals aus jenem romantiſchen Kultus des ſtarken nationalen Rittertums heraus den preußiſchen Junkern näher verwandt als der liberalen Bourgeoiſie. In ſeinen Grundanſchauungen hat er ſich dieſer ſpäter immer mehr genähert; daß ſeine Sympathien und Antipathien davon wenig berührt wurden, zeigen noch „Der Stechlin“ und „Frau Jenny Treibel“. Zudem erſchien der engliſche Landjunker in jenen Tagen ſelbſt einem liberalen Manne wie dem berühmten Juriſten Franz v. Holtzendorff (1829—1889) gewiſſermaßen als das moderne Ideal des Mannes.

Es ergab ſich aus alle dem, daß der heimgekehrte Fontane auf die Wanderung ging, um dieſen Landedelmann und ſeine Heimat kennen zu lernen, wie etwa gleichzeitig W. H. Riehl ein romantiſch erdachtes „Volk“ auf Wanderfahrten zu entdecken ſuchte. Und dabei bleibt Fontane immer noch im Fahrwaſſer der Anregungen ſeines alten Meiſters W. Scott, wenn er in den „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“ (1862—1881) und den „Fünf Schlöſſern“ (1889) die Geſchichte vom altmärkiſchen Land und altmärkiſchen Leuten in eins faßt; ähnliche Verſuche hiſtoriſcher Landſchaftſchilderung hatte der große Schotte überall angeregt und z. B. Annette v. Droſte zur Nachfolge veranlaßt. — Aber hier tritt Fontanes Eigenart nun ſchon ganz anders hervor als in den Balladen, freier, friſcher. Die leidenſchaftliche Freude an der Anekdote macht ſich Luft, die ſpäter zu dem berühmten, für Fontane höchſt charakteriſtiſchen Ausſpruch geführt hat: „Was heißt großer Stil? Großer Stil heißt ſo viel, wie vorbeigehen an allem, was die Menſchen eigentlich intereſſiert“. Der Verſuch, die Individualität auf der Grundlage des Typus zu ſchildern, wird in zahlloſen Einzelporträts aus dem Adel und den landſäſſigen Ständen, Bauern, Geiſtlichen, Wirten uſw. durchgeführt. Das Landſchaftliche bleibt Hintergrund; zu einem lebendigen Verhältnis an der märkiſchen Natur, wie es der Schleſier Alexis erwarb, hat es die durchaus ſtädterhafte Seele Fontanes nie gebracht.

Der Patriot, der Helden- und Soldatenfreund, der Beob-

achter ließ es sich natürlich nicht nehmen, als Kriegsberichterstatter dem Heer auf den drei Feldzügen zu folgen, wobei er selbst in Kriegsgefangenschaft geriet, als er in allzu treuherzigem Heroenkultus Domrémy, den Geburtsort der Jungfrau von Orleans, aufsuchte („Kriegsgefangen" 1871). Seine Kriegslieder sind sachlich, ruhig, dabei warmherzig; aber hier möchte man doch manchmal gern etwas mehr von jenem „großen Stil" finden. Aber Fontane hatte nun einmal „keinen Sinn für Feierlichkeit". Nach 1870 rückte er von den Kreisen des Militäradels ab, trat in den Verband der fortschrittlichen „Vossischen Zeitung" und schrieb Theaterreferate, wobei ihn jedoch das Menschlich-Persönliche mehr interessierte als die allgemeinen Fragen der Ästhetik und Dramaturgie.

So war er fast sechzig Jahre geworden. Er lebte in sehr glücklichen, wenn auch äußerlich knappen Familienverhältnissen, in enger Freundschaft mit einem Kreis geistreicher und bedeutender Leute; aber wenn von den führenden Geistern der Literatur die Rede war, dachte niemand an Theodor Fontane. Und die ersten zehn Jahre seiner Romanproduktion haben darin noch kaum etwas geändert.

Fontanes Erzählungen sind durchweg auf höherer Stufe, was die Reisebilder aus England oder die „Wanderungen" in kunstloserer Form auch sind, was die späte Skizzensammlung „Von vor und nach der Reise" (1894) in aller Deutlichkeit ist: psychologische Studien in erzählender Form, am liebsten mit Anknüpfung an veränderte Umgebung; mit einem Wort: psychologische „Reisebilder" in Romanform. Die literarische Gattung der „Reisebilder" hatte Heine bei uns begründet; neben andern vertritt sie J. V. Scheffel. Aber bei Fontane erhält sie ihr eigenartiges Gepräge durch die starke Betonung des psychologischen Charakterbildes. Darauf kommt es Fontane an: ein paar merkwürdige Figuren sollen in ihren historischen und sozialen Zusammenhängen lebendig gemacht werden. Die Handlung ist durchaus Nebensache und wird selbst in den Kriminalnovellen nur als Mittel zum Zweck behandelt, gerade wie Effi Briests Ehebruch auch; sie soll lediglich Gelegenheit schaffen, die Charaktere in ihrer ganzen Eigenart offen zu legen. Deshalb hat Fontane es auch mit der Erfindung der Fabel leicht genommen;

wo ihm der Stoff nicht geboten war (wie in „Grete Minde“ durch eine Chronik, in „Unwiederbringlich“ durch mündliche Erzählung; in „L'Adultera“ durch ein bekanntes Ereignis in der Berliner Gesellschaft), da entfernte er sich nicht allzuweit von den Bahnen des alten berlinischen Romans mit Landpartie und Ehebruch; daher jene Ähnlichkeiten etwa mit Smidts Geschichten. Oder er zerrt die Form des „Reisebildes“ bis an die äußerste Grenze ihrer Dehnbarkeit, was ihm freilich zu der köstlichen Spezialität seiner höchst individuellen Reisebriefe („Irrungen, Wirrungen“, „Poggenpuhls“) Gelegenheit gibt. Ganz streng komponiert sind nur die kürzesten Bücher: die Novelle „Grete Minde“ und die Romane „Schach von Wuthenow“ und „Stine“; sonst streift Fontane leicht an jene fast zu ungebundene Art, die schließlich zur bloßen Anreihung von Genrebildern („Poggenpuhls“) und, freilich prächtigen, Gesprächstücken („Stechlin“) führt.

Fontanes Romane zerfallen in zwei Gruppen: die kleinere der Kriminalgeschichten und die größere und bedeutendere der modernen Romane. Zwischen diesen stehen ein paar historische Romane und am Schluß hängen sich Genrebilder in Romanform an; doch stehen alle diese Stücke den „modernen“ Romanen erheblich näher als den Kriminalgeschichten. In „L'Adultera“ berühren die sämtlichen Elemente der Fontaneschen Romandichtung sich am handgreiflichsten.

Ihre allgemeine Entwicklung bedeutet einen unzweideutigen Sieg der Teilnahme an dem modernen Menschen über das an dem „interessanten Stoff“. Sie bedeutet gleichzeitig eine fortschreitende Lösung von aller Tendenz zu weltüberlegener Objektivität.

Die beiden ersten Bücher stehen unter dem Zeichen des Wilibald Alexis. „Vor dem Sturm“ schildert die Zustände vor der Erhebung der Freiheitskriege und bildet eine Art Fortsetzung zu Alexis' Meisterwerk „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht“, verweilt dabei aber noch ausführlicher auf den literarischen Zuständen. Hesekiel, wie Smidt ein älterer persönlicher Freund Fontanes, war ihm mit dem Thema in seinem Roman „Vor Jena“ (1859) vorangegangen und vor diesem hatte A. v. Sternberg (1844) „Jena und Leipzig“ geschrieben. Modelle aus dem „Tunnel“ sind reichlich benutzt; konventionelle Romanfiguren,

wie der „edle Pole", fehlen nicht. Daneben zeigt sich aber bereits in Einzelporträts, wie dem des Pfarrers — die immer von Fontane mit besonderer Virtuosität behandelt worden sind und kaum in einem größeren Romane fehlen —, eine realistische Kunst der Beobachtung in Bewegung und Redeweise, wie Fontane in sechzig Jahren unausgesetzten Studiums der Menschen sie sich angeeignet hatte. Die Atmosphäre ist vielleicht noch etwas zu sehr in weichen Tönen gehalten, aber doch sehr einheitlich und überzeugend durchgeführt. — „Grete Minde" ist eine Tendenznovelle: Fontane will der parteiischen Verherrlichung des altbrandenburgischen Bürgertums ein realistisches Bild dieser harten, knochigen, eigennützigen Bürger gegenüberstellen. Das hellere Licht fällt auf die von der modernen Bourgeoisie zurückgedrängten altmodischen und altgläubigen Edelfrauen — wie in den „Poggenpuhls".

„Ellernklipp" (1881) und „L'Adultera" (1882) gehören wieder zusammen. In beiden wird die psychologische Vorbereitung eines Verbrechens oder Fehltritts mit ausmalender Breite geschildert; in beiden handelt es sich um Konflikte zwischen Liebe und Familienheiligkeit. In „L'Adultera" betritt Fontane den Schauplatz des modernen Berlin und bereits läßt sich in der (nur noch den etwas zu absichtlich individualisierten) Sprechweise der Figuren die erstaunliche Feinhörigkeit Fontanes für den ganz persönlichen Tonfall bei jeder Persönlichkeit beobachten. Neben resolut realistischen Zügen weist das Buch aber noch mancherlei konventionelle Romantitel auf, allzu effektvolle Kapitelschlüsse, allzu deutliche Symbolik. Manches, was hier noch unfertig war, hat der Verfasser dann später in „Effi Briest" mit reifer Kunst nochmals gezeichnet; so die Begegnung der geschiedenen Mutter mit ihrem Kind.

„Schach von Wuthenow" (1883) bildet den Höhepunkt der ersten Periode von Fontanes Romandichtung. Es spielt in der Zeit vor Jena und gibt also eine Art Vorgeschichte zu „Vor dem Sturm". Eine gewisse sozialpädagogische Tendenz ist auch hier noch nicht zu verkennen: wie „Grete Minde" das Bürgertum, warnt „Schach von Wuthenow" den Adel vor Selbstüberschätzung. Doch tritt diese Absicht ganz zurück neben einer ungemein feinen Zeichnung der dumpfen, lastenden Luft, die einen beliebigen Offi-

zier und „schönen Mann" mit Notwendigkeit in den Selbstmord — das häufigste Ende Fontanescher Helden — treibt. Die seelische Entwicklung ist glänzend durchgeführt, die verhältnismäßig einfache Fabel ist in den Umständen fest begründet: der hier zuerst in vollerer Sprechfreiheit auftretende Räsoneur gibt den Chorus der Tragödie ohne störende Absichtlichkeit. Nicht in allen Punkten hat Fontane dies zarte Meisterwerk später überholt.

Unbedeutender sind die beiden Mesalliance-Romane „Graf Petöfi" (1885) und „Cécile" (1887), letzteres in der Komposition für Fontane besonders charakteristisch, sowie der fast fatalistisch gehaltene Kriminalroman „Unter dem Birnbaum" (1886), dem als Nachläufer sein schwächstes Buch anzuschließen ist, „Quitt" (1891), eine zwischen Deutschland und Amerika geteilte und namentlich im zweiten Teil recht wenig überzeugende Geschichte von Verbrechen und Sühne. Dafür schieben sich zwischen die letzten Fortsetzer der romanhaften Kriminalgeschichte im Stil der Alexis und Smidt die beiden Eröffnungsstücke des neuen realistischen Romans ein: „Irrungen, Wirrungen" (1887) und „Stine" (1890). „Stine" war früher entstanden, konnte aber lange keinen Verleger finden, wie denn auch „Irrungen, Wirrungen" nach seiner Veröffentlichung in der „Vossischen Zeitung" zuerst nur Verwunderung und selbst Spott erregte.

Neu ist in diesen beiden einfachen Erzählungen von einem traurig ausklingenden „Verhältnis" zwischen Edelmann und Mädchen aus dem Volk die absolute Vermeidung aller romanhaften Effekte. Mit schlichtester Wahrheitsliebe wird die typische und doch wieder ganz individuelle Geschichte zweier moderner Liebespaare gegeben und als ein naturnotwendiges Ergebnis der mit höchster Treue aufgefaßten gesellschaftlichen Zustände dargestellt. In feinster Nuancierung gehen — wie gern in Goethes Romanen — neben den Hauptfiguren Parallelfiguren, die die Eigenart von Held und Heldin noch stärker herausmodellieren helfen. Eine davon, die Witwe Pittelkow in „Stine", ist vielleicht der höchste Triumph Fontanescher Erzählungskunst. Der Autor klagt weder an noch plädiert er, er stilisiert nicht und vertuscht nicht; aber das tief eindringende Verständnis, das diese Figuren schuf, konnte nur aus einem

liebevoll mitfühlenden Herzen, dem nichts Menſchliches fremd war, hervorkommen.

Mit einem Mal war Fontane berühmt. Auch ſeine „Gedichte“, um einige charakteriſtiſche Geſprächſtücke im Stil des Menzelſchen Ballſoupers und ein paar prächtige realiſtiſch-heroiſche Gelegenheitsdichtungen vermehrt, erlebten jetzt (1889) in 3. Auflage ihre endgültige Sammlung. Zwar blieb der nächſte Roman faſt unbeachtet: „Unwiederbringlich“ (1891), eine mit feinſtem Humor und wehmütigen Abtönungen zu einem unwahrſcheinlichen Ende — dem Selbſtmord der frommen, von der Liebe ihres Gatten verlaſſenen Edelfrau — geführte Liebesgeſchichte. Fontane hat dies Werk beſonders gern gehabt und beſonders viel von ſeinem Eigenſten hineingelegt; jene köſtlichen Sentenzen und Definitionen, deren verſchwenderiſche Überfülle ein auffälliges Merkmal ſeines Stils bildet, ſind hier überaus reich und glücklich ausgeſät. Dennoch machte der epigrammatiſche Berliner Roman „Frau Jenny Treibel“ (1892), mit dem Selbſtporträt des Dichters als Prof. Wilibald Schmidt, viel mehr Glück. Man hatte jetzt ſchon eine deutliche Vorſtellung von Fontanes Art und daß er ſie hier in dicht an die Karikatur grenzenden Charakterzeichnungen und einer faſt an das junge Deutſchland gemahnenden Geſprächfreude bis zur Manier trieb, erleichterte das Verſtändnis. Mit größerem Recht ward aber allgemeiner Beifall dem letzten eigentlichen Roman Fontanes entgegengebracht: „Effi Briest“ (1895). Der Verfaſſer ging hier zu der ſchlichten Herzlichkeit von „Irrungen“ und „Stine“ zurück und gleichzeitig zu dem Milieu ſeiner älteſten Erzählungen, dem ihm ſo beſonders genau bekannten der märkiſchen Adelsfamilien. Die Mesalliance eines liebebedürftigen Herzens mit der kühlen Korrektheit wird nach vielen anderen Formen der Mißheirat (Geſchmack und Taktloſigkeit in „L'Adultera“; Alter und Jugend in „Graf Petöfi“; ſoziale Verſchiedenheiten in „Irrungen“ und „Stine“ uſw.) als die letzte und ſchmerzlichſte Art, wie ſich Herz nicht zu Herzen findet, dargeſtellt. Die Erzählung verweilt faſt ausſchließlich bei der Heldin, deren ſanfte Willensloſigkeit ſie in das Unglück der äußerlich glänzenden Ehe und in das ſchlimmere des Ehebruches gleiten läßt, bis ſie dann ſchließlich, erſt ganz verlaſſen, dann von ihren Eltern wieder aufge-

nommen, ins Grab sinkt, mit der Empfindung, daß sie ihrem Gatten mehr zu verzeihen habe als er ihr. Seit Prévosts „Manon Lescaut" ist die „schöne Sünderin" nicht in so schlichter Wahrhaftigkeit dargestellt worden: weder ein romantisch-schuldloses Opfer der Verhältnisse noch eine sündhafte Natur, sondern die Trägerin eines von ihrem Wesen und ihrem Schicksal gleich sehr verschuldeten Loses.

„Die Poggenpuhls" (1896) und „Der Stechlin" (1898) gehen fast ganz in Genrebild und Gespräch auf. „Der Stechlin" knüpft an einen See seiner Heimatgegend, der Grafschaft Ruppin, an, der schon in den ersten „Wanderungen" Fontanes Aufmerksamkeit erregt hatte: dieser kleine aber tiefe See, der alle großen Erderschütterungen an seiner Oberfläche erkennen läßt, wird für den Dichter ein tiefsinniges Symbol der eigenen Art, im „Kleinen" und „Unbedeutenden" das Große, im ganz Individuellen das Allgemeine abzuspiegeln. Die Hauptfigur bildet den Typus des wohlwollenden alten Edelmanns mit dem Porträt des Dichters in eins und gab so einen glücklichen Abschluß jener an bestimmten Grundmotiven so reich und mannigfaltig sich aufrankenden Romandichtung aus den letzten zwanzig Jahren des Dichters.

Fontane war sich überhaupt, wie das sich bei seiner ganzen Natur fast von selbst versteht, eine interessante Persönlichkeit. Gewisse Gegensätze seines Wesens waren ihm wohl bekannt. Ein echter Berliner neigte er ebenso zu einer gewissen „Überheblichkeit" (eins seiner Lieblingsworte) und Unbedingtheit im Ausdruck wie zu einer sehr genauen und auch wohl zu skeptischen Abschätzung seiner selbst; beides ward dann leicht in der Form eines halb ironisch, halb diktatorisch hingesprochenen allgemeinen Satzes vermittelt. Der Sohn sehr verschieden gearteter Eltern hat für den liebenswürdigen Leichtsinn des Vaters immer Sympathien gehegt, sich aber dem strengen Urteil der Mutter, wohin das führen müsse, nicht verschließen können; das bestimmt den typischen Verlauf seiner Romane und den tragischen Ausgang ihrer sympathischen, aber schwachen Helden und Heldinnen. Zum Adel und zum Bürgertum, zum Heer und zu den Schriftstellerkreisen, zu dem Zauber des „großen Moments" und dem Reiz der Anekdote, zu dem Eindruck bedeutender Heroen (sein letztes

Gedicht galt Bismarck) und der Lehre, daß die kleinen Dinge und Personen in der Geschichte entscheiden, fühlt er sich hingezogen und von all diesen Dingen auch wieder in zweifelnde Stimmung versetzt; das gibt seinen Büchern die ungemein persönliche Beleuchtung bei aller Objektivität in der Schilderung der Vorgänge. Der Entstehung dieser eigenartigen Persönlichkeit ist er auch selbst in zwei autobiographischen Büchern nachgegangen: „Meine Kinderjahre“ (1893) und „Von Zwanzig bis Dreißig“ (d. h. von Fontanes zwanzigstem bis dreißigstem Jahr; 1898). Das erste Werk schildert in anschaulichstem Ausmalen die Entstehung seiner Eigenart, scheinbar ganz unabsichtlich, scheinbar nur auf äußern Dingen verweilend, das zweite, in Komposition und Form nicht ganz so gelungen, etwas absichtlicher das Werden des Dichters Fontane. Das Beste in seinem Wesen hat der im Herzensgrund tiefbescheidene Mann freilich nicht hervortreten lassen können: die reine Güte eines menschenfreundlichen und menschenfreudigen Herzens, dessen mild versöhnliche Moral nicht auf laxen Prinzipien, sondern auf der innigen Überzeugung von unser aller Schwäche und Hilfsbedürftigkeit beruht. Selbst fest, pflichttreu und unabhängig durchs Leben schreitend war er Jüngeren gern ein freundlicher Berater, in reizend persönlichen Briefen wie in unvergleichlicher Plauderei Kritiker und Helfer zugleich. Noch der ganz neuen ultrarealistischen Art des jungen Gerhart Hauptmann kam er liebevoll entgegen. Der erste eigentliche Großstädter in unserer Literatur hat er die Legende von dem kaltverständigen Egoismus des „Berlinertums“ siegreich zerstört und einer neuen Art der Darstellung wie einer neuen Anschauung der Dinge mit fast spielender Genialität zum Durchbruch verholfen.

Emile Zola.

Emile Zola ist gestorben, plötzlich, durch einen tückischen Unglücksfall. Giftige Luft hat den Mann getötet, der in seinem Zukunftsbild des fröhlichen Arbeitsstaates die hygienischen Zustände im Land des Glückes mit fast religiöser Begeisterung geschildert hatte. Wie ein deutscher Schriftsteller, der mit Zola die leidenschaftliche Sehnsucht, seiner Zeit zu dienen, teilte, wie Karl Gutzkow, ist Zola durch jenen Dämon erstickt worden, der einst auch dem Märchenpoeten Andersen und dem Gelehrtendichter Scheffel bedrohlich nahekam.

Seit dem Tode Goethes hat vielleicht keines Dichters Tod die Gebildeten erregt wie dieser. Viktor Hugo, der einzige, der Goethes Weltruhm erbte, starb in höchstem Greisenalter, längst war er historisch geworden, ja fast mythisch. Gottfried Keller, Theodor Fontane nahmen Tausenden mit ihrem Tod ein Stück Lebensfreude fort; aber nie waren sie über Deutschland hinaus gefeiert worden, und in ihrer Heimat selbst standen zahllose Gebildete ihnen kühl und fremd gegenüber. Aber wem das Buch irgendetwas bedeutete, der kannte Zola; und wer Zola kannte, mußte sich mit ihm auseinandersetzen, leidenschaftlich ablehnend oder zustimmend. Erst ganz zuletzt begann das Urteil über ihn einigermaßen sich in weiteren Kreisen festzustellen. Da kam der Dreyfusprozeß, und von neuem ward alle Welt hingerissen in den Kampf; niemand ward es geschenkt, Partei zu nehmen für oder wider. Nun ist auch die Affäre beendet, mag sie in Frankreich noch leise Wellen werfen — ihre europäische Bedeutung hat Zola überlebt. Die wackeren Anwälte vor Gericht und in der Presse taten ihres Bestes; aber Emile Zola war es allein, der die

gesamte Mitwelt zum Kampfgenossen machte. Ein stärkeres Zeugnis für seine persönliche Macht hat kein Dichter erbracht seit jenen Tagen, in denen Voltaire dieselben stolzen Gerichte Frankreichs zwang, sich vor dem „Retter der Familie Calas", wenn auch widerwillig, zu beugen.

Emile Zola ward am 2. April 1840 geboren, in Paris, aber nicht als Vollblutfranzose: sein Vater war ein italienischer Ingenieur, der in der Provence einen Kanalbau mit mehr technischem als finanziellem Geschick geleitet hatte. In bedrückten Verhältnissen wuchs der Knabe auf; und schon den Buchhändlerlehrling in einem der größten Verlagsgeschäfte (Hachette) lockte der literarische Ehrgeiz. Verse waren es lange, mit denen sich der Bewunderer Viktor Hugos versuchte; 1864 brachte er eine Novellensammlung zum Verleger. Mit den „Contes à Ninon" (1869) fing er an, Beachtung zu finden, ohne daß doch die schwerfällige Zierlichkeit dieser im alten Gleis einherfahrenden, gern ironischen Novellen etwas an seiner Eigenart verraten hätte. „Thérèse Raquin" (1867), ein Drama von furchtbarer psychologischer Schärfe, fand noch kein „Freies Theater" und kein Publikum.

Balzac, den Zola und sein Lehrer Taine neben und fast über Shakespeare stellten, trat eines Tages in das Zimmer seiner Schwester, schlug sich mit dem Stock an die Stiefel: „Apropos — ich bin auf dem Weg, unsterblich zu werden." Es war der Morgen, an dem der große Romancier den Entschluß gefaßt hatte, die ganze Welt der Figuren in seinen Romanen, den schon veröffentlichten und den erst geplanten, zu einem großen Gesamtwerk zu vereinigen, das er „La Comédie humaine" nannte. Auch Zola hätte jene Worte an dem Tag sprechen können, an dem er den Plan seiner Romanreihe „Die Rougon-Macquart, psychologisch-soziale Geschichte einer Familie unter dem zweiten Kaiserreich", faßte. Von da datiert sein Ruhm, sein Einfluß, seine Weltstellung.

Schon Balzac hatte keinen unerhört neuen Gedanken gefaßt. Lange vor ihm hatten deutsche Idealisten die gesamte soziale und moralische Welt in eine Gruppe zusammengehöriger Romane zwängen wollen: der phantastisch antikisierende Heinse, der mystisch-mittelalterliche Novalis. Etwa gleichzeitig

mit Zola hatte ein deutscher gelehrter Schriftsteller, der damals für einen Realisten galt, Gustav Freytag, in seinen „Ahnen" ein ähnliches Problem in Angriff genommen, wie der französische Naturalist: die innere Gleichartigkeit einer Familie und zugleich ihre durch den Zeitcharakter bedingten Verschiedenheiten durch einen viel längeren Zeitraum zu verfolgen. Freilich hat von diesen allen nur Balzac seinen Plan mit einer Breite und Personenfülle ausgeführt, die jene in Zolas Werken sogar noch übertrifft. Aber selbst er hat es zu den Erfolgen der Rougon-Macquart nicht gebracht, nicht zu den Millionen verkaufter Exemplare, nicht zu der unumstrittenen literarischen Führerstellung. Es gibt wahrscheinlich in der ganzen Welt keinen Schriftsteller, von dessen Werken so viel Bände abgesetzt worden wären, wie Zola. Es gibt seit Byron und Heine keinen Autor, der einer so großen Zahl vielfach nicht unbedeutender, zum Teil hervorragender Schriftsteller so herrisch sein Gepräge aufgedrückt hätte, wie der Zauberer von Medan.

Alles das leistete die „psychologisch-soziale Geschichte einer Familie". Was noch folgte — die „Drei Städte" (Rom, Paris und Lourdes), die „Vier Evangelien" (von denen „Fruchtbarkeit" und „Arbeit" fertig vorliegen) — das baute nur weiter auf dem Grund, den jene Romane geschaffen hatten. Seine Kritiken, so richtig sie waren, verdanken ihren Widerhall nur dem Echo, das die „Rougon-Maquart" erweckt hatten.

Zola hat diese Romane mit einem mächtigen Programm ausgestattet, das durch zahlreiche Kritiken, Aufsätze, Aussprüche noch ergänzt wird. Das Programm hat einen gewaltigen Eindruck gemacht, einerseits weil es den Stimmungen der Zeit entgegenkam, andrerseits weil eine starke und kühne Persönlichkeit sich schon in dieser Ankündigung aussprach. Aber dies Programm war doch nur die energisch persönliche Umformung von Forderungen, die die Väter des Naturalismus längst erhoben hatten. Zola wollte eine neue Ära der Literatur schaffen, indem er sie von der Willkür der Phantasie befreien und völlig unter das Gesetz der wissenschaftlichen Technik stellen wollte. Eine exakte Beobachtung der herrschenden Zustände, der Sitten, der sozialen Typen sollte den Grund legen; eine genaue Ausnützung aller gesammelten Notizen sollte das Hauptmittel der

eigentlichen Arbeit sein. Auf diese Weise, meinte Zola, würde der Roman die Zuverlässigkeit einer gelehrten Arbeit erhalten und als sichere Methode, einen großen Abschnitt in der Geschichte der Menschheit darzustellen, neben die Soziologie, die Kulturgeschichte, ja neben die Urgeschichte und Paläontologie treten. Jeder Roman sei als ein großes Experiment aufzufassen: bestimmte psychologische und soziale Voraussetzungen sind gegeben, und nun müssen sich die Schicksale der Personen auf Grund dieser Prämissen so folgerecht entwickeln, wie bestimmte Flüssigkeiten bei ihrer Mischung bekannte Gesetze erfüllen müssen. Und weiter bildet die ganze Reihe dieser „Experimentalromane" ein großes Experiment, in dem die psychologischen und sozialen Erfahrungen, die jeder einzeln vorführt, sich gegenseitig nach allen Richtungen ergänzen und beleuchten.

Zolas Persönlichkeit verleugnete sich nicht einmal in der Fassung des großen Programms. Jene Tendenz, alles wissenschaftlich zu gestalten, lag im Geist der Zeit; und „wissenschaftlich" hieß damals nur, was sich der „naturwissenschaftlichen Methode" bediente. „Physiologisch" war das Lieblingswort jener Epoche. „Physiologisch" wollte Hippolyte Taine vorgehen, der Mann, von dem Zolas Theorie vor allem beeinflußt war, wie seine Praxis von Balzac, Flaubert, den Brüdern Goncourt. Von Taine entlehnte Zola die berühmte Formel, ein Kunstwerk gebe „ein Stück Natur, durch ein Temperament hindurch betrachtet". Man sieht also gleich: „Naturalist" im vollen Sinn war der Mann nicht, der das Schlagwort „Naturalismus" unermüdlich gegen die altgewordene akademische Kunst verfocht, denn es war ihm selbstverständlich, die Rechte der subjektiven Persönlichkeit zu wahren. Unsere „konsequenten Naturalisten" in Deutschland gingen dann auch gleich über ihn hinaus und erklärten, ein Kunstwerk solle nichts geben als lediglich „ein Stück Natur", ohne Zutat. Aber Zola sieht die Zeit des napoleonischen Kaiserreichs durch sein republikanisches, demokratisches, antiklerikales Temperament; er sieht die Typen dieser Zeit mit seinem leidenschaftlichen, ehrgeizigen, begehrlichen Auge; er betrachtet den Lauf der Welt mit der angeborenen Sinnlichkeit, Brutalität, doktrinären Einseitigkeit des Italieners.

Von Gustave Flaubert, dem größten Künstler unter den

französischen Naturalisten, übernahm Zola eine andere Form der „wissenschaftlichen Methode“: das exakte Studium der „Realien“. Diese Praxis des Notizbuches voller Nachzeichnungen von Bäumen, Häusern, Gesichtern haben ihm dann die deutschen Naturalisten treu und fleißig abgelernt. Den Goncourts sah Zola selbst eine dritte Art jener Methode ab: das „Dokument“. Doch beide Manieren leisten keineswegs Bürgschaft für „Wahrheit“; denn schon Goethe bemerkt zu Eckermann: wenn man einen bestimmten Baum ganz genau, wie er in Wirklichkeit aussieht, auf ein Bild übernimmt, könne doch die Naturwahrheit verletzt sein: der Baum paßt wahrscheinlich nicht in die neue Umgebung.

Hierin aber half dem Verfasser der „Rougon-Maquart“ ein weiteres Vorbild: der Verfasser der „Comédie humaine“, Balzac, besitzt, was den Goncourts ganz abgeht, die Kunst der Atmosphäre. Ihm sagt ein sicherer Instinkt, was nebeneinander möglich ist, was nicht. Von ihm lernte Zola die Kunst, die sozialen Abschnitte genau abzugrenzen und jedem seine eigentümliche Luftschicht zu lassen. Die Goncourts rühmten sich, die „niederen Sinne“ in die Literatur eingeführt zu haben: früher sah und hörte man nur, was im Roman geschieht, nun sollte man es auch riechen und schmecken. Aber bei diesen ist es überall der gleiche Geruch; Zola jedoch, der im „Bauche von Paris“ alle Gerüche und Geschmäcke mit widerlicher Virtuosität auf den Leser einstürmen läßt, hat in der „Erde“ die Atmosphäre der nie gelüfteten Bauernstube so getreu wiederzugeben verstanden, wie in „Nana“ die der parfümierten Salons in der Großstadt.

So war er überall mehr als Schüler; überall wandelten Lehre und Vorbild sich durch seine Persönlichkeit um. Und hierin einfach liegt das Geheimnis seiner Wirkung: der doktrinäre Programmdichter war nebenbei ein wirklich großer, ein genialer Künstler.

In drei Richtungen offenbarte sich die unvergleichliche Begabung des Dichters, den man viel zu oft nur nach seiner Theorie beurteilt hat.

Zuerst besitzt der tief leidenschaftliche Zola eine ungeheure Kraft, Menschen zu zeichnen, die von einem dämonischen Verlangen ganz erfüllt sind. Am höchsten steht wohl die Figur,

die am meiſten ihn ſelbſt ähnelt: der Maler in dem Kunſtroman „Das Werk“. Pathologiſch iſt gewiß dieſe wilde Wut, die nichts kennt als das zu ſchaffende Kunſtwerk, und der Weib und Kind lediglich Mittel zum Zweck ſind. Aber auch Molière und Balzac haben ihre pſychologiſche Meiſterſchaft gern in Geſtalten an den Tag gelegt, die ein unwiderſtehlicher Gedanke beherrſcht.

Eine zweite große Begabung Zolas iſt ſein Blick für die Landſchaft — ein Stück wirklicher Natur lebt ihm und er läßt es leben. Er fühlt ſich hinein, die Landſchaft wird ihm wirklich „ein ſeeliſcher Zuſtand“, und wir empfinden in intenſivſter Weiſe mit ihm.

Und damit ſind wir ſchon beim dritten: bei ſeiner merkwürdigen Kraft der Symbolik. Man hat ſich vielfach geſtritten, ob der große „Naturaliſt“ nicht eigentlich ein „Romantiker“ ſei, wenn er die Lokomotive (in der „Beſtie im Menſchen“) zu einem geheimnisvollen Dämon umdichtet oder den Garten von Montpellier an den Garten Eden hinangeheimnißt. In Wahrheit ſieht er eben auch hier nur die Wirklichkeit durch ſein Temperament. Ein Romane durch und durch, liebt er die großen, einfachen Formen und Linien; ein Sohn der katholiſchen Welt, begreift er die geheimen Kräfte, die er ehrfürchtig verehrt, nur in dem Symbol anthropomorpher, menſchenähnlicher Sinnbilder. Dem vollblütigen Kämpfer pulſiert Leben überall, eigenes Leben: wie in dem Getreidehalm, der allen Zwiſt und Hader der Ackerbauer geduldig überdauert in ſeiner beſcheidenen Unſterblichkeit, ſo in der gewaltigen Maſchine, der Kreatur, die die Menſchen machten und von der ſie abhängig werden.

Wer will es leugnen, daß neben der zeitgemäßen Tendenz und der perſönlichen Begabung auch die Kühnheit und Überkühnheit des Inhalts den Erfolg ſchaffen halfen! Es iſt kein Zufall, daß das erſte Buch, das ein wahrhaft grauſiges Maſſengemälde von Verbrechen entrollte, die „Mörderkneipe“ („l'Assommoir“) es ſofort auf 136 000 Exemplare brachte; daß ſpäter „Nana“ (mit 182 000 Exemplaren) und „Die Erde“ (mit 123 000) gleich bedeutende Werk wie „Germinal“ (99 000 Exemplare) hinter ſich ließen.

Unrecht war es, daß Zolas Schüler, die Descaves und Ge-

noſſen, ihm Einfluß, Ehre, Lebensfreude wegzueskamotieren ſuchten. Zola wollte ſich durchſetzen, auch in der Akademie. Seiner Sache galt dieſer vergebliche Kampf, gewiß, aber er wurde ſich auch ſelbſt das lebende Symbol dieſer Sache, des Naturalismus, der freien Kunſt. Er ſah den Freilichtmaler Manet, für den er zuerſt ſich feurig eingelegt hatte, nach dem Tode zu hohen Ehren kommen; er aber wollte bei Lebzeiten die Frucht ungeheurer, unermüdlicher Arbeit genießen. Eine kritiſche Periode trat ein. Er vereinſamte wirklich. Die alten Freunde wie Edmond de Goncourt, Flaubert, Manet waren tot, die neuen zu jung, um ihm zu genügen. Er ward mürriſch, eigenſinnig. Seine „Drei Städte“ ſtanden tief unter den „Rougon-Macquart“, „Rom“ vor allem mit der Romanhaftigkeit einer Hintertreppengeſchichte. Die Technik war da, das Temperament ſchien abgeſtorben.

Da kam die „Affäre“. Ein großes Unrecht rief den fanatiſchen Freund von Aufklärung und Gerechtigkeit zu den Waffen; mit unbegrenzter Wildheit warf er ſich in den Kampf. Da wurde er noch einmal jung. Mit jugendlicher Kraft hatte er 1897 jene furchtbare Kampagne durchgeführt. Und als er aus dem freiwilligen Exil heimkehrte, trat auch der Schriftſteller in eine neue Epoche. Die „Vier Evangelien“, deren viertes, „Solidarität“, er uns ſchuldig blieb, ſtehen nicht auf der künſtleriſchen Stufe von „La terre“ oder „L'oeuvre“. Sie ſind monoton, ſie moraliſieren zu unverſtändlich; der Naturaliſt iſt in der „pädagogiſchen Provinz“ ſeiner Utopie zum allzu ſtark typiſierenden Idealiſten geworden. Zuviel Superlative, zuviel Folgerichtigkeit, zuviel ſtehende Worte und Wendungen verraten überall die Abſicht. Aber — „der Menſch gewinnt, was der Poet verliert“. Ein großer, ernſter Prediger ſteht da, voll feurigen Glaubens an die Zukunft, voll opferbereiter Liebe zu den Armen und Beladenen, voll unerſchütterlichen Vertrauens in die heilige, treibende Macht der Arbeit.

So ward er zuletzt ſelbſt zu einer ſymboliſchen Geſtalt. Für die romaniſchen Völker wurde er die Verkörperung der Liebe zu Recht und Wahrheit und Freiheit, wie es ihnen Viktor Hugo geweſen war. Für uns bedeutet er mehr.

Man muß wieder bis auf Goethe zurückgehen, um einen

großen Schriftsteller zu finden, der zugleich eine mächtige Persönlichkeit ist. Unter den Lebenden gilt das nur noch von Tolstoi; wie viel näher steht er uns daher menschlich mit seiner Prophetennatur als Ibsen mit seiner ironischen Kühle! Und mehr noch: gegen diese Persönlichkeit hat Zola zeitlebens gekämpft — und sie ist Herr geblieben! Nicht das Programm der „Rougon-Macquart" wird dauern, aber die poetische Kraft, die unvergeßliche Gestalten schuf, die geniale Energie, die große Landschaften, Stände, die eine ganze Kulturepoche packte und in den engen Rahmen zwang. Der Doktrinär der alleinseligmachenden „exakten Arbeit" ist überholt; lebendig blieb der Mann, der mitfühlte mit allen vom offiziellen Unrecht Bedrückten. So wird er fortleben, so wird er vor den künftigen Generationen stehen: ein Symbol der unbezähmbaren, starken Persönlichkeit; eine Elementarkraft, die nicht Krankheit und Überarbeitung und Menschenhaß fällen konnten, sondern die von der giftigen Kraft der Elementarmächte selbst niedergezwungen ward.

Friedrich Nietzsche.

Am 25. Auguſt 1900 iſt Friedrich Nietzſche geſtorben. Sein Tod bedeutete keinen Abſchnitt in ſeiner Wirkſamkeit — ſie war ſeit langen Jahren gelähmt; keine Änderung in ſeinem Einfluß — der hing ſeit lange nur von den Werken ab, nicht mehr von ſeinem Schöpfer. Aber der Tag, an dem ein Menſch für immer von uns geht, wird der ernſten Betrachtung ſtets zum Gerichtstag. Die alten Mythen ließen die Leiche über den dunklen Strom fahren und ein Totenrichter nahm ſie in Empfang. Einen Obolos gab man ihr in die Hand, um ihr freie Durchfahrt zu erkaufen in eine andere Welt. Auch dieſer große Tote fand Totenrichter, mehr als genug, und viele, die ſeiner Seele die Zufahrt zu einem neuen Leben, ſeinem Geiſte den Zutritt zu den Gefilden ewiger Fortdauer verrennen wollten. Wir fragen uns: wird es gelingen, oder wird Friedrich Nietzſches Geiſt in den ewigen Jagdgründen der Erkenntnis fortwirken als großer Jäger, als Seelenführer? Wir prüfen den Obolos in der Hand des Toten: war er vollwichtig, war er von edlem Metall, und welches Bildnis war ihm eingeprägt?

Eine dreifache Heimat hatte dieſer von der edelſten Unruhe getriebene Geiſt. In Thüringen hat der Landsmann Luthers die erſten Eindrücke empfangen, und ſeiner Seele ward eine Eigenheit mitgegeben, wie ſie dieſer Boden verleiht: etwas von Luthers leidenſchaftlichem Ernſt, der Gott im Gebet bezwingen will; etwas aber auch, das zwiſchen entſchloſſener Hingabe an das Größte und faſt ſpielender Freude an der Einzelheit ſchwebt, wie es die Art Otto Ludwigs von Eisfeld war. Er ſelbſt hat die Bedeutung dieſes Heimatbodens nicht verkannt; den Richter

über die deutschen Stämme läßt er sagen, „die gefährlichste Gegend in Deutschland sei Sachsen und Thüringen: nirgends gäbe es mehr geistige Rührigkeit und Menschenkenntnis nebst Freigeisterei, und alles sei so bescheiden und durch die häßliche Sprache und die eifrige Dienstbeflissenheit dieser Bevölkerung versteckt, daß man kaum merke, hier mit den geistigen Feldwebeln Deutschlands und seinen Lehrmeistern im Guten und Schlimmen zu tun zu haben". — Dann fand er in Bonn die zweite Heimat, die bestimmenden Einflüsse für seine Gelehrtenarbeit, für seine Auffassung des Altertums, für seine Annäherung an die griechischen Philosophen. — Und endlich war Italien für ihn, wie eigentlich für jeden Deutschen, das irdische Paradies, nach dessen Muster das himmlische gemalt wurde.

Friedrich Nietzsche ist am 15. Oktober 1844 in Röcken bei Lützen geboren und in Naumburg, der weltfremden Richterstadt, aufgewachsen. Man sagte seiner Familie die Abstammung von polnischem Adel nach — eine Idee, mit der er nur eine kurze Zeit gespielt hat. Dagegen hat der spätere Autor des „Antichrist" seine Abstammung von Geistlichen immer als ein nicht unwichtiges Moment empfunden; gern kommt er darauf zurück, welche ungewöhnliche Feinheit und Schärfe sich in einer Priesterkaste, in einer priesterlichen Rasse entwickele. Die Keuschheit und Sittenstrenge seines Lebens hat in der stillen, frommen Atmosphäre des Hauses ihre Wurzel; seine persönliche Milde und Liebenswürdigkeit verriet etwas davon, daß der spätere Weiberverächter, früh des Vaters beraubt, unter Frauen aufwuchs und an der dereinstigen hingebendsten Pflegerin des armen Kranken, an seiner treuen Schwester Elisabeth, schon damals den besten Kameraden besaß. Dann werden die Thüringer Einflüsse gesteigert durch die Schulzeit, die der ungemein frühreife Knabe 1858—1864 in Schulpforta durchmachte: auch hier in eng umhegten Formen ein weit umgreifender Geist, auch hier ein stürmisches Ringen mit Gott und Göttern in der Klosterzelle; auch hier Einsamkeit zugleich und frohgewisse Gemeinschaft der strebenden Geister. Freunde hat er hier fürs ganze Leben gewonnen, auch den kühnen Sekundanten bei seinem ersten bedeutenden Duell: Erwin Rohde, den großen Erforscher der altgriechischen Psyche, der an Nietzsches Seite gegen Ulrich v. Wilamowitz zu kämpfen hatte.

Dann kam Nietzsche 1864 auf die Rheinische Universität. Er war Philolog geworden, nicht Theolog, gerade wie einst der tapfere Lessing. Die Universität Bonn bot ihm aber freilich unendlich mehr, als Leipzig dem Dichter des „Nathan" hatte geben können. Vor allem fand er in Ritschl einen Meister der strengen Methode, der eindringenden Forschung, der unverminderten Hingabe an schwierige Probleme. Aber der Erfurter Pastorssohn gab dem Naumburger Pastorssohn noch in anderen Dingen Nahrung und Wärme für in ihm ruhende Keime. Seine Grundauffassung der Philologie: „Reproduktion des Lebens des klassischen Altertums durch Erkenntnis und Anschauung seiner wesentlichen Äußerungen" ist für Nietzsche bezeichnend geblieben, wobei neben den wichtigen Worten „Reproduktion des Lebens" und „Anschauung" als Genossin der „Erkenntnis" auch der Begriff: „Auswahl der wesentlichen Äußerungen" zu beachten ist. Eine bestimmte Zahl wichtiger Kundgebungen des hellenischen Geistes hat Nietzsche immer wieder beschäftigt: das attische Drama, Sokrates und Platon, Heraklit und Epikur — dessen wissenschaftliche Bergung wir ja auch der Bonner Philologie verdanken —, die Feste, die Kunst; dagegen tritt etwa die Geschichtsschreibung — außer Thukydides —, die Rede, tritt die Lyrik, sogar die Pindars, treten Gestalten wie Perikles und Aristoteles ganz in den Schatten. Wer will leugnen, daß bei dieser Auswahl wie bei jeder individuellen Auslese sein eigener Wille entscheidend blieb? Charakteristisch für eine große Erscheinung scheint jedem, was seiner Vorstellung von ihr am meisten entspricht. Aber daß Nietzsche den Mut der Auswahl behielt, ist vielleicht dem Einfluß seines Bonner Lehrers zuzuschreiben. Mit diesem teilt er ferner die Grundstellung zur Mythologie: „gleich fern von der nüchternen, negativen Verstandeseinseitigkeit bei Voß und Lobeck wie von der phantastischen Unkritik Creuzers"; teilt er persönliche Eigenheiten, wie die Vorliebe für die französische Sprache, und vor allem die Freude am wissenschaftlichen Kampf und den Wechsel von verstandesklarer Ironie mit elegischen, selbst mystischen Stimmungen. Kein Wunder, daß dieser Lehrer, der ihn so glücklich auf die griechische Philosophie als Arbeitsfeld hinwies, für ihn der typische Phi-

logog ward, erst im besten Sinne, später, als der alte Herr in liebenswürdigster Weise abgelehnt hatte mitzugehen, wohl auch im ungünstigen. Hat doch unter diesen Einflüssen auch Hermann Usener seine Richtung auf Vermählung von Mythologie und Psychologie, vergleichender Sitten- und Sprachkunde erhalten. Nietzsches persönliche Vorliebe für Ritschl hat auch dazu beigetragen, den Kampf mit Wilamowitz, den Jünger von Ritschls Feind Otto Jahn, zu verschärfen und persönlicher zu machen.

Aber Ritschl war es nicht allein, was Bonn für Nietzsche fruchtbar machte. Es war der ganze Geist der kritischen Geschichtsforschung und Philologie, wie er hier herrschte. Die Methode, mit der der Gründungsheros von Bonn, Barthold Georg Niebuhr, die Legende vom alten Rom zerstört hatte, war für all seine „Götzendämmerungen" Vorbedingung: Niebuhr hat zuerst der neueren Wissenschaft gezeigt, „wie man mit dem Hammer Philologie treibt". Neben dem Mann der Analyse stand Welcker mit seiner großartigen Synthese antiken Denkens und Dichtens, der nicht bloß zufällig über D. Fr. Strauß mit ähnlicher Schärfe geurteilt hat wie der Verfasser der ersten „Unzeitgemäßen Betrachtung: Über D. Fr. Strauß, den Bekenner und Schriftsteller". Und weiter: schon bei Welcker und Niebuhr führte die Auffassung des Altertums zur Kritik der Gegenwart, ja zur politischen Betätigung; Welcker war der Schüler und Biograph jenes merkwürdigen dänisch-deutschen Archäologen Zoëga, der ein Jahrhundert vor Nietzsche fast wörtlich wie dieser die Forderung ausgesprochen hat: „So wenig Staat wie möglich". Sybels Vorlesungen über Politik hat er auch gehört. Sollte endlich die Beschäftigung der Bonner Philologen mit den Byzantinern — von denen ich übrigens bei Nietzsche nie etwas erwähnt finde — nicht dazu beigetragen haben, seine Aufmerksamkeit auf die Erscheinung der Völkerverwesung, der „décadence" zu lenken?

Dazu kam die Luft des Rheinlandes. Der Karneval konnte ihm einen Fingerzeig geben für das Verständnis der dionysischen Orgien; die rheinische Art, südlicher, liebenswürdiger, romanischer als die norddeutsche, mochte ihm für seine Vorstellung des „Überdeutschen" Anregungen geben. Weniger förderte ihn das Treiben in der Burschenschaft Franconia; doch half es ihm

zu aktiver Teilnahme an dem rheinischen Musikleben, durch das auch Otto Jahn ihm anfänglich näher gerückt wurde, der erste Philolog, der von Juristen wie Thibaut und von Winterfeld das lebhafte Interesse an Musik und Musikpflege übernahm.

Man darf es also wohl aussprechen, daß der Forschergeist, der schon in dem Portenser Schüler brannte, durch Bonn die bestimmende Schulung erhielt — freilich nicht mehr als das; denn wohin er sich wenden sollte, welche ganz neue Art von Philologie er begründen sollte, das lag in seinem inneren „Bildungsdrang" vorgezeichnet.

In Leipzig (1865—1867) war er im wesentlichen schon fertig. Schon hier sprach er die bezeichnenden Worte: „Drei Dinge sind meine Erholungen, aber seltene Erholungen: mein Schopenhauer, Schumannsche Musik, endlich einsame Spaziergänge". Das sind romantische Neigungen: die Alltagswelt stößt ihn ab, er flieht in die Einsamkeit, er läßt von der Philosophie und der Musik sich das Weltgeheimnis offenbaren; er sucht in dem Codex rescriptus des Lebens hinter der Schrift auf der Oberfläche das verwischte Zeugnis der tieferen Wahrheit; und er freut sich der Berauschung, in die Schopenhauers Leidenschaft, Schumanns Tonzauber, der Reiz des einsamen Spazierganges sein Gemüt versetzen. Er ist reif für sein größtes, folgenreichstes Erlebnis: für die Bekanntschaft mit Richard Wagner.

Sie wird ihm nun zu teil. Der junge Philolog war durch Ritschls Vermittlung (1869) Professor in Basel geworden, da er noch nicht einmal Doktor hieß. Vielfach erinnert die alte Rheinuniversität der Schweiz an die jüngere, in der er die Grundlage seiner Studien gelegt hatte; aber noch stärker atmet man hier romanische Einflüsse ein, noch lebhafter war hier seit alter Zeit eine humanistische Auffassung in Macht, der die Gelehrsamkeit nur als ein einzelner Teil in der wahren Aneignung aller „Humaniora" galt. Als vollkommenster Ausdruck dieses an der Sonne moderner Kritik und Methode verjüngten Humanismus beherrschte Jakob Burckhardt das geistige Leben der Hochschule, der größte Kulturhistoriker, den bis jetzt die Welt kennt, universaler als der bei aller Vielseitigkeit stets nationale Jacob Grimm, großartiger als W. H. Riehl, tiefer als Gustav Freytag. Er mußte Nietzsches Freund werden. Und ebensowenig

konnte eine Annäherung an den damals heimatscheu in der Schweiz lebenden Richard Wagner unterbleiben, die bald zu begeisterter Freundschaft emporschoß. In ihm fand Nietzsche auf einmal, was ihm sonst Schopenhauer und Schumann einzeln hatten geben müssen, und die einsamen Spaziergänge wandelten sich nun in solche zu zweien.

Nietzsche, dessen Vaterlandsliebe überhaupt stark unterschätzt worden ist (auch von ihm selbst), lebt in dieser Zeit ganz in dem Gedanken Wagners: dem deutschen Volk durch die neue Kunst eine neue Kultur zu geben — eine Kultur, die ganz anders harmonisch sein sollte als die ererbte Zivilisation. Die ungeheuere Energie Wagners riß den Jünger mit sich fort. Er setzt sich zu ihm in stillen Gegensatz, wenn er schreibt: „Wagner hat es nicht gelernt, sich durch Historie und Philosophie zur Ruhe zu bringen und gerade das zauberhaft Sänftigende und der Tat Widerratende ihrer Wirkungen für sich herauszunehmen". Und darin liegt nicht am wenigsten die ungeheure Bedeutung, die das Zusammentreffen mit Wagner für Nietzsche gewann. Jener ward ihm das typische Genie — und deshalb erscheint ihm von nun an für das Genie nichts wichtiger, als daß der geniale Mensch „ein Schaffender" sei. Das war keine romantische Konzeption mehr: in möglichster Weltabkehr sah Schopenhauer wie den Heiligen, so das Genie — denn er studierte diesen Begriff vor allem an Goethe. Nietzsche aber wuchs jetzt am Anblick des mit so ungeheurer Tatkraft schaffenden Meisters von Bayreuth zu Plänen heran, deren Kühnheit der Philolog von Bonn und Leipzig kaum gewagt hatte. Er sagt von Wagner: „Seine Gedanken sind, wie die jedes guten und großen Deutschen, *überdeutsch*, und die Sprache seiner Kunst redet nicht zu Völkern, sondern zu Menschen. *Aber zu Menschen der Zukunft*. Das ist der ihm eigentümliche Glaube, seine Qual und seine Auszeichnung." Wer kann bezweifeln, daß Nietzsche gerade diesen Ideen Wagners begeistert zujauchzte, weil verwandte Gedanken schon in seiner eigenen Seele lagen? Hatten doch ältere Zeitgenossen, wie Daumer, Jordan, Dühring, ähnliche Ideen gehegt. Aber ihre bestimmtere Richtung erhielten sie hier; und wenn Nietzsche immer kühner zu dem großartigen Gedanken fortgeschritten ist, einen neuen Menschen der Zukunft heranzubilden,

zu schaffen, so wäre diese Vergrößerung von Wagners Plan doch wohl ohne diesen nicht zur vollen Reife gelangt.

Schon jetzt, sehen wir, geht Nietzsche über Wagners streng nationale Tendenz zu dem „überdeutschen" Gedanken; aber er meinte doch eben, daß vor allem seinen Deutschen die Segnungen der neuen Kultur zu teil werden sollten. Als der Krieg ausbrach, der neben viel höheren Gütern uns auch einen großen deutschen Schriftsteller schenkte, der wenigen einen, die Nietzsche als Meister deutscher Prosa gelten ließ: Conrad Ferdinand Meyer — da stand der „Überdeutsche" doch natürlich im deutschen Heerlager. Die Schweiz durfte ihn nur als Krankenpfleger beurlauben; sonst hätten wir es vielleicht erlebt, daß dieser Verehrer des Renaissancemenschen bei der Belagerung von Metz die Kanone bedient hätte wie Benvenuto Cellini beim sacco di Roma, wie Michelangelo bei der Belagerung von Florenz. So mußte er, wie Goethe in der Champagne, es sich daran genügen lassen, Kanonendonner und Kanonenfieber als Nichtkombattant zu studieren. Aber seine Wunde trug er doch davon. Die Krankenstubenluft griff den kräftigen Mann an, der noch spät erklärte, alles eher vertragen zu können als schlechte Luft — ihn, dem der Krieg vielleicht ganz gut bekommen wäre; er erkrankte, er nahm sich nicht die Zeit, sich auszuheilen. Und nun begann gleichzeitig die — lange Zeit noch rein physische — Erkrankung und die großartige literarische Wirksamkeit Nietzsches.

1872 erschien sein erstes Werk: „Die Geburt der Tragödie", mitgereift noch von dem Eindruck, den die falsche Nachricht von der Verbrennung des Louvre durch die Kommune auf ihn machte: wie 1830 Niebuhr bei einer anderen Botschaft aus Paris, der von der Julirevolution, glaubte der jäh Erschreckte alle Kultur, allen Fortschritt der Entwicklung vernichtet und meinte bergen zu sollen, was noch zu retten sei.

Es ist ein Buch der Sehnsucht und des Verlangens, aber zugleich voll tiefeindringender Genialität und berauschend in der Form. Es ist vor allem eine Auseinandersetzung Nietzsches mit sich selbst. Dem Schüler Ritschls mochten wohl auch schon Zweifel aufgestiegen sein an jener „schlichten Einfalt und edlen Stille", die seit Winckelmann und vor allem auch durch Goethe als Wesen der Hellenen verkündet wurde. Aber an der Ge-

nialität des Volkes von Athen hatte er nie gezweifelt. Nun trat ein ganz neuer Typus der Schönheit neben jenen alten. Wie Richard Wagner statt Goethe für Nietzsche das typische Genie wurde, so ward die Art seiner Kunstschöpfungen für ihn das Ideal der Schönheit — oder doch ein Ideal der Schönheit. Denn er ringt danach, beide als gleichberechtigt darzutun, wie Schiller aus Zweifeln über seine eigene poetische Begabung sich gerettet hatte, indem er die eigene „sentimentalische" Art von der „naiven" Goethes schied, und wie überhaupt die nach Gerechtigkeit ringende deutsche Seele sich am liebsten von solchem Dilemma befreit,indem sie die kämpfenden Richtungen als gleichberechtigte Tendenzen auffaßt. Um etwas Ähnliches handelt es sich hier. An Wagner war Nietzsche eine neue Schönheit aufgegangen: die der überschäumenden, überstarken, trunkenen Willenskraft. Um ihr das Recht zu sichern neben der maßvollen, klassischen, ruhigen Schönheit, suchte er sie im Hellenentum auf und fand sie dort. Sicher mit Recht; denn was er „dionysisch" nennt, was er mit tiefsinniger Psychologie analysiert und interpretiert hat, das besaßen die Hellenen, weil jedes gesunde und kräftige Volk es besitzt. Diese überströmende Lebenskraft, die den eigenen Träger beängstigt, diese übermäßige Freude am Dasein, die sich selbst durch den Schmerz anreizt und steigert und wieder mäßigt — sie kannten auch die alten Germanen, wenn ihre Berserker von wilder Kampfeslust in den Schild bissen, sie kennen die Derwische des Orients, wenn sie im Taumel orgiastischer Tänze sich selbst verwunden — nicht, wie man fälschlich erklärt, um Allah ein Opfer zu bringen, sondern um ihre wilde Lebenskraft bis zur Erschöpfung ausströmen zu lassen. Aber nun wieder: den Griechen, dem genialsten der Völker, war allein die Kunst eigen, diesen Überschwang des Dionysischen zu regeln, zu ordnen. Kunstmäßig tobten sie ihn aus und gelangten durch diese Katharsis zu der reinen apollinischen Verklärung. Der Durchgangspunkt aber von der wilden Hingabe an alles, was Leben heißt, an den Schmerz wie an die Freude, zu der halkyonischen Stille, die oberhalb des Lebens thront — dieser Durchgangspunkt ist die attische Tragödie. Und gleich geht nun der deutsche Patriot zur Schlußfolgerung über: so sollen auch wir eine neue Kultur schaffen, indem wir

das Dionysische und das Apollinische in Eins bilden. Dahin weise Wagners Kunst. Aber sie will nicht bloß genossen — sie will zur Religion erhoben werden. Auch wir sollen uns wappnen zum vollen, großen Durchleben der Existenz, um vom Dionysischen zum Apollinischen zu gelangen. Deshalb sollen wir den Willen zum Tragischen, den Willen zum Leiden mutig in uns aufnehmen, denn (wie es später heißt) „in unserer Macht steht die Zurechtlegung des Leidens zu einem Segen, des Giftes zu einer Nahrung". Sprechen wir es nur aus: in der vollen, zielbewußten Vereinigung des Dionysischen mit dem Apollinischen besteht das Wesen jenes Ideals, das Nietzsche bald als den „Übermenschen" proklamieren sollte.

Aber schon was er in der „Geburt der Tragödie" gelehrt hatte, genügte, um maßlosen Zorn zu entfesseln. Vergessen wir nicht, daß in jenen Jahren sogar ein berühmter Historiker der Bonner Hochschule, Alfred Dove, den Versuch eines psychiatrischen Dilettanten, Richard Wagner als geisteskrank hinzustellen, billigte! Vergessen wir nicht, wie fest noch das Dogma von der klassischen Ruhe der Antike saß, das noch nicht durch die pergamenischen Funde mit ihrer dionysischen Freude an Lust und Schmerz erschüttert war! Vergessen wir endlich nicht, daß Nietzsche im dithyrambischen Schwung der Begeisterung auch manches Wort sagte, das den Gegnern Waffen in die Hand gab, obwohl sie, wie das zu gehen pflegt, die eigentlichen Schwächen vor lauter Eifer, überall Fehler zu finden, übersahen. Heute aber darf man es wohl aussprechen, daß die „Geburt der Tragödie" einen Wendepunkt bedeutet für die Völkerpsychologie so gut wie für die Auffassung der antiken Kunst.

Dem positiven Buch folgt, wie bei Nietzsche in der Regel, ein polemisches: die „Unzeitgemäßen Betrachtungen" (1873 bis 1876). Es sind deren zwei Paare, die sich gegenseitig ergänzen. Das erste greift D. Fr. Strauß, dessen „Alter und neuer Glaube" damals die Bibel des liberalen Bürgertums war, als Typus einer ebenso eingebildeten als gedankenarmen „Zivilisation" heraus; Nietzsche war stolz, für ihn das Wort „Bildungsphilister" gemünzt zu haben. Im Gegensatz dazu stellt die dritte Betrachtung mit dem viel nachgeahmten Titel „Schopenhauer als Erzieher" den Lieblingsphilosophen Nietzsches und Wagners als

Muster einer tief dringenden, durchaus individuellen, durchaus originellen Geistesbildung dar. Das zweite Stück, „Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben", bekämpfte jene lähmende Übertreibung des historischen Sinnes, die alles Gewordene für berechtigt und alles Vorhandene für vernünftig ansieht, aus jedem alten Unrecht ein „historisches Recht" macht und darüber Mut und Kraft der kulturellen Initiative einbüßt. Und das vierte, „Richard Wagner in Bayreuth", schildert im Kontrast damit die kühne Tat des Freundes als Beispiel einer entschlossenen Neuerung, als einen großen Versuch, der „historischen Entwicklung" im landläufigen Sinn entgegenzutreten.

Doch schon schrieb er das nicht mehr mit vollem Herzen; ein wenig Selbstüberredung wirkte mit, und die Erinnerung daran hat ihn später so besonders hart gegen Wagner gemacht. Denn an den Aufführungen in Bayreuth wie an der näheren Bekanntschaft mit dem Meister erlebte er Enttäuschungen, die tief in sein Herz schnitten. Ihn überfiel „ein Ekel vor mir selber ... Mein Ekel an den Menschen war zu groß geworden" (Sommer 1876). Dazu kam dann rasch die Entwicklung Wagners im „Parsifal". Die Kunst schien ihm nun so weit von seinem Ideal entfernt wie der Mann. Er hatte geglaubt, den „Übermenschen" zu finden; er sah nun, daß er ihn erst „schaffen" mußte. Und so ward die Lobschrift „Richard Wagner in Bayreuth" zugleich sein Abschiedsgruß an Wagner.

Er wandte sich von der „moralischen Arroganz seines Idealismus" ab: er wollte das Leben, das vorhanden war, wollte bejahen. In diesem Sinn schrieb er das Werk „Menschliches, Allzumenschliches. Ein Buch für freie Geister" (1878—1879). Es vollendete seinen Bruch mit Richard Wagner.

In der „Geburt der Tragödie" hatte Nietzsche mit schneidender Schärfe unsere Zeit als eine nahezu ganz wertlose dem Hellenentum und dem Zukunftsmenschentum gegenübergestellt. Die Grundanschauung bleibt, aber sie wird gemildert, indem das Ideal selbst auf Triebe und Neigungen zurückgeführt wird, die auch heute noch mächtig sind. Menschliches, Allzumenschliches zeigt sich in den höchsten Leistungen der Kunst, der Wissenschaft, des Staatslebens, zeigt sich vor allem in der „Tugend" selbst.

Diese innere Verwandtschaft des Höchsten mit dem Niedrigsten nachzuweisen dient die Methode, der Nietzsche von jetzt ab treu blieb. Er nennt es „historische Philosophie"; wir würden es vielleicht deutlicher mit Anlehnung an einen späteren Buchtitel Nietzsches „Genealogie der Anschauungen und Begriffe" nennen. Er legt die Empfindungen und Urteile der Menschen auf den „psychologischen Seziertisch" und findet durch „Chemie der Begriffe und Empfindungen" die Urelemente, die in dem Apollinischen wie im Dionysischen, in der Blüte wie im Verfall wirken. — Wenn aber solche Analysen nur zu geeignet sind, die menschliche Eitelkeit zu kränken (und so auch zur Selbstzucht des Autors dienen, der nirgends so viel wie hier von der Eitelkeit gesprochen hat), so lassen sie auf der anderen Seite auch das sonst in weite Ferne gerückte Ideal an die vorhandene Existenz näher heranbringen. So taucht denn hier zuerst in voller Deutlichkeit der Gedanke des Übermenschen auf: „Die Menschen können mit Bewußtsein beschließen, sich zu einer neuen Kultur fortzuentwickeln, während sie sich früher unbewußt und zufällig entwickelten."

Auch sonst stehen hier zahlreiche Ankündigungen von Lieblingsbegriffen und Lieblingsbildern Nietzsches: der Ausdruck „Herdenmenschheit" findet sich schon hier, schon hier das Gleichnis vom Tanz als Bild der freiesten geistigen Bewegung, ja schon hier eine Andeutung der Lehre vom ewigen Kreislauf und der „Wiederkehr des Gleichen". Dabei ist die Form noch keineswegs auf der Höhe. Nietzsche geht hier zuerst von den längeren, sich gegenseitig voraussetzenden Abschnitten der ersten Bücher zu der Form des Aphorismus über, nicht, weil er die Gedanken nicht zusammenzufügen verstanden hätte, sondern im Gegenteil, weil er sie in ihrer vollen Rundheit zusammenzufügen verstand. „Einem, der viel gedacht hat, erscheint jeder neue Gedanke, den er hört oder liest, sofort in Gestalt einer Kette." Jeder ist ein Abschnitt für sich; er soll nicht im Bau unter Mörtel und Anstrich verkümmern. Aber noch hat Nietzsche den Aphorismus nicht zu einer wahren Kunstform erhoben. Er bleibt in der oft zu großen Ausdehnung der Stücke, in den oft noch schwerfälligen Überschriften, in der Nachahmung seines unmittelbaren Musters befangen; und dies Muster ist — was

man bisher übersehen hat — weder La Rochefoucauld noch Schopenhauer, so sehr er beider Aphorismen liebt, sondern der Spanier Gracian in Schopenhauers Übersetzung. Auch die etwas pedantische Einteilung in „Hauptstücke“ (die in „Jenseits von Gut und Böse“ seltsamerweise, vielleicht in parodistischer Absicht, wiederkehrt), erinnert mehr an den Katechismus als an die schöne freie Gliederung späterer Bücher; er ersetzte sie in der „Morgenröte“ durch eine kahle Einteilung in gezählte „Bücher“, mischt in der „Fröhlichen Wissenschaft“ dies Verfahren mit der lebendigen Benennung einzelner Teile und besitzt von da an das Geheimnis, durch den glücklichen Titel einer meisterhaft abgegrenzten Abteilung vom einzelnen Satz zum Aphorismus, vom Aphorismus zum Teil, vom Teil zum Buch aufsteigend überall dieselbe Form der Gedankenkristallisation in immer höherer Form zu wiederholen.

Vereinzelt freilich, oder nicht vereinzelt, häufig schon begegnen auch hier glücklich geprägte Ausdrücke, wie der für ihn so bezeichnende von der „ruhigen Fruchtbarkeit“; begegnen glänzend abgerundete Aphorismen, wie der vom modernen Diogenes: „Bevor man den Menschen sucht, muß man die Laterne gefunden haben. — Wird es die Laterne des Zynikers sein müssen?“ Oder der für seine Art zu philosophieren und zu arbeiten charakteristische Spott über die „Vergnügungsreisenden“: „Sie steigen wie Tiere den Berg hinauf, dumm und schwätzend; man hatte ihnen zu sagen vergessen, daß es unterwegs schöne Aussichten gebe.“

Aber er selbst schien den Gipfel des Berges nicht erreichen zu sollen. Überarbeitet und noch mehr durch Richard Wagners „Zusammenbruch“, wie er es nannte, erschüttert, stürzte er (Ostern 1879) nieder. Schrecklich hat er es selbst geschildert, wie er „auf den niedrigsten Punkt der Vitalität“ kam: „Ich lebte noch, doch ohne drei Schritt weit vor mich zu sehen.“ Man schickte ihn in jenes herrliche Bergland, das ihm neben der Riviera di Ponente das Land der Genesung und die Heimat seiner größten Werke werden sollte: in das Engadin, wo großartige Bergformen und idyllische Täler mit blauen Seen das dionysische und das apollinische Element in der Natur vereinigen. Hier kehrte er zu seiner alten Gewohnheit der einsamen

Spaziergänge zurück, freilich in der Einsamkeit nicht einsam, sondern in unermüdlicher geistiger Unterhaltung mit den Größten. Leidenschaftlich umfaßte er die Weltliteratur, vor allem die französische und deutsche Prosa; ferner studierte er mit größtem Eifer die psychologisch ergiebigsten Schriftsteller, Stendhal-Beyle, Dostojewski; und als dritte Hauptmasse traten soziologische und kultur- oder religionsgeschichtliche Werke hinzu, besonders die Arbeiten Guyaus. Frankreich war also in allen drei Reihen hervorragend vertreten. — Aber das Lesen blieb ihm immer nur Anregung, die Autoren waren mehr stimmunggebende Umgebung als eigentliche Lehrer für ihn. Denn überreich drängten sich, von der leisesten Anregung aus Natur oder Lektüre gezeitigt, die eigenen Gedanken hervor. Wie Lafontaine ein „fablier", ein „Fabelbaum" genannt wurde, so ist Nietzsche jetzt ein „Gedankenbaum", aus dem ohne sein eigenes Dazutun mit innerer Notwendigkeit die Gedanken hervorwachsen, Blüten, Früchte, dazwischen auch beschattende Blätter. Dann fängt er sie eilig in sein Notizbuch ein, gleich schon in glänzender Form und doch nie mit ihr zufrieden. „Ich erhaschte diese Einsicht unterwegs und nahm rasch die nächsten schlechten Worte, sie festzumachen, damit sie mir nicht wieder davonfliege. Und nun ist sie mir an diesen dürren Worten gestorben und hängt und schlottert in ihnen — und ich weiß kaum mehr, wie ich ein solches Glück haben konnte, als ich diesen Vogel fing." Wann hätten denn je Werke dem Denker, wann je die Form dem Künstler genügt? Dabei konnte er seiner kranken Augen wegen nicht über die erste hastige Niederschrift hinwegkommen; ein treuer Freund besorgte Reinschrift, Druck, Korrektur, freilich unter Nietzsches Mitwirkung. Und wie Herrliches entstand unter solcher Bedrängnis! Wahrlich, Nietzsche hatte die Kunst gelernt, die er so hoch pries: die Kunst, „in Ketten zu tanzen".

Als ein Bote der in tapferstem Ringen neu gewonnenen Lebenskraft erschien (1881) „Morgenröte", Gedanken über die moralischen Vorurteile". Es ist noch nicht, wie das hellste Buch Nietzsches, die „Fröhliche Wissenschaft", ein „Buch der Genesung"; aber es ist ein Buch des Kampfes um die Genesung — nicht nur die eigene!

Das Grundproblem ist das der Moral. Es galt den Philosophien und Religionen aller Zeiten als selbstverständlich, daß der Mensch seinen Willen in den Dienst allgemeiner Zwecke stellen solle. Im Grund stellt das Nietzsche gar nicht in Frage; der berühmte „Immoralist" ist stets ein Moralist gewesen und ein Idealist dazu — nur einer, der es für nötig hielt, „neue Ideale zu erfinden". Durch seine Analyse der Empfindungen war er nämlich von Mißtrauen gegen die alten Ideale erfüllt worden. Vor allem zweifelte er an jenen Begriffen, auf die die herkömmliche Moral sich stützt: Willen und Zweck. Es gibt wohl etwas wie „Willen" im Menschen: einen dunklen, leidenschaftlichen Trieb — das was Nietzsche den „Willen zur Macht" taufte. Wie die Physik die unbekannte Ursache aller Bewegung im Weltenraum „Kraft" nennt, so führte Nietzsche mit diesem „Willen zur Macht" ein Grundelement aller Bewegung in der sittlichen Welt ein; ein Grundelement — ob er es mit Recht als das einzige ansah? Dies Element aber ist ihm unveränderlich, überall dasselbe; und es gibt also nur einen Willen, nicht vielerlei Wollen. Weil der eine Wille sich nicht zerteilt, gibt es auch keine Einzelzwecke. Vielmehr kann es nur einen großen Gesamtzweck geben: dem Willen zur Macht so weiten Raum zu schaffen wie nur möglich. Und indem Nietzsche dies proklamiert, meint er sagen zu dürfen: „Tausend Ziele gab es bisher, denn tausend Völker gab es . . . Noch hat die Menschheit kein Ziel." Dies neue Ziel für die gesamte Menschheit, für den Willen zur Macht in seinen Millionen Trägern, seinen tausend Formen deutet er hier zum erstenmal an. Und geringfügig und fadenscheinig scheinen ihm daneben die „höchsten Güter" der bisherigen Moral. — Dahin gehört denn auch der hergebrachte Kultus der Frau: mit diesem Buch setzt Nietzsches Frauenkritik ein, die sich bald zur Weiberverachtung steigerte.

Auch jetzt denkt Nietzsche noch vor allem an sein eigenes Volk. Scharf kritisiert er die Deutschen; aber er hofft auf ihre geistige Aristokratie, vor allem auf „die deutschen Gelehrten, welche bisher das Ansehen hatten, die Deutschesten unter den Deutschen zu sein". Und in ihm erwacht die stille Hoffnung, daß ihm gelingen werde „seinem Volke den Rang zu geben",

denn stets taten dies in Deutschland „Priester, Lehrer und deren Nachkommen".

Stärker durchdringt die Freude an der neueroberten ungeheuren Aufgabe die „Fröhliche Wissenschaft" (1882). Ein starkes Machtgefühl pulsiert in diesem Buche freudiger Bejahung. „Ich will mehr, ich bin kein Suchender. Ich will für mich eine eigene Sonne schaffen!" Er hat die Kunst gefunden, das Leben zu lieben: „das Leben ein Mittel der Erkenntnis — mit diesem Grundsatze im Herzen kann man nicht nur tapfer, sondern sogar fröhlich leben und fröhlich lachen!" Ungeheure Gedanken steigen ihm auf: „Das Zeitalter der Experimente! Die Behauptungen Darwins sind zu prüfen — durch Versuch! — . . . Es müssen Versuche auf Tausende von Jahren hineingeleitet werden! Affen zu Menschen erziehen!" (Ein Paralipomenon der „Fröhlichen Wissenschaft".) Ganz klar sieht er den neuen Begriff des Fortschritts vor sich. Deutlicher erscheinen die Umrisse des Übermenschen: „Wie könnten wir uns, nach solchen Ausblicken und mit einem solchen Heißhunger in Gewissen und Wissen, noch am gegenwärtigen Menschen genügen lassen?" Und schon erscheint die vollendende Gestalt des Zarathustra im Vorüberschreiten . . .

Kein Wunder, daß Nietzsche vom Deutschtum und auch vom Christentum hier viel weiter absteht als in den früheren Stadien der „Großen Loslösung". Es ist wieder mehr ein Kampfbuch als ein Buch stillen Suchens, ein Hornstoß zum Beginn des Krieges um die neuen Ideale.

Und nun folgt Nietzsches positives Hauptwerk: „Also sprach Zarathustra" (I—III 1883; IV erst 1891 erschienen).

Januar und Februar 1883, als der einsame Denker in der herrlich stillen Bucht von Rapallo weilte, da, als er die wunderbar harmonischen Linien des Meerufers umschritt, „fiel ihm der ganze erste Zarathustra ein, vor allem Zarathustra selber, als Typus: richtiger, er überfiel mich". Mit wunderbarer Schnelligkeit reiften in märchenhaft kurzer Zeit die Rhapsodien dieser Bibel Nietzsches, dieser Guten Botschaft vom „Übermenschen" heran — auch dies glückliche Wort stellte sich jetzt ein, das eine alte, schöne Wortbildung Goethes im „Faust" erneute und mit

frischem Blut erfüllte. In Rapallo entstand der erste, in Sils Maria der zweite, in Nizza der dritte Teil in je zehn Tagen; es gehörte der ganze Unglauben des Revolutionärs dazu, um nicht an Inspiration zu glauben! Der vierte, ein Satyrspiel nach der Trilogie, aber das tiefsinnigste aller Satyrspiele, erforderte vier Monate und entsprang in Mentone. So gehören sie alle romanischem Boden an, und die schönen Umrisse der südlichen Berge haben die Form bestimmen helfen. Und doch ist es ein Buch, so deutsch wie nur eins, in der gewaltigen Handhabung der Sprache wie in den machtvollen Gedanken.

Der „Zarathustra" bringt im wesentlichen keinen Fortschritt in Nietzsches Gedankenarbeit: was er in den Jahren seit der Entfremdung von Wagner — dessen Todesstunde ihm jetzt wieder „heilig" wurde — erarbeitet, erdacht, das wurde hier in voller Klarheit und Schärfe vorgetragen; nur der Gedanke der ewigen Wiederkehr bleibt noch schattenhaft. In wundervoller rhythmischer Prosa, in malerischer Einkleidung von immer neuem Reiz, in großartiger Steigerung wird die Lehre vorgetragen von der neu heranzubildenden Rasse der Übermenschen und von den Mitteln, sie zu schaffen: Emanzipation von der „Moral", Überwindung der bisherigen Begriffe von Staat, Kunst, Wissenschaft, Ausnutzung unseres unschätzbarsten Besitzes, der Existenz selbst. Eine geniale Kritik der bisherigen Leistungen der Menschheit erfüllt die drei ersten Teile, eine satirische Zeichnung der Träger der bisherigen Kultur bildet den vierten. Aber diese Kritik, diese Satire sind, wie ich es früher einmal ausdrückte, „nur das scharfe Beil, mit dem Nietzsche die Bäume des Urwaldes behaut zu einem heiligen Haus für die Andacht der Zukunft".

Es ist das Hauptwerk des Propheten, des Erziehers, vor allem auch des Künstlers; der Denker ruht ein wenig und sonnt sich im Glück der neuen Ideale. Und diese Stimmung erzeugte in ihm das Verlangen, den erhofften Übermenschen auch wirklich zu „schaffen". So eben, indem das Ideal als wirklich gedichtet wurde, entstand die wundersame Figur des Zarathustra, mit der der Griechenverehrer der Vornehmheit und Wahrheitsliebe der alten Perser ein großartiges Denkmal errichtete. Zarathustra ist der Ideal gewordene Nietzsche, der Über-

Nietzsche; Zarathustra ist der Glückliche, dem die Heranbildung der neuen Menschheit mit all ihren Schmerzen und Freuden gelungen ist. Nicht jedes Wort, das Zarathustra spricht, spricht Nietzsche; denn die groß und einheitlich erfaßte Figur hat, wie jede dichterisch erfundene Gestalt, ihren eigenen Willen. Auch Nietzsche selbst ist ein Schüler Zarathustras. Und eben dies Gefühl, von den eigenen Gestalten zu lernen, Offenbarungen zu empfangen von den eigenen Werken — ein Gefühl, das für Friedrich Hebbel den eigentlichen Zauber des dichterischen Prozesses ausmachte —, eben dies Gefühl hat Nietzsche auch zu seinem Hauptwerk in andere Stellung gebracht als zu den anderen Büchern. Die hatte er geschrieben; dies war geschenkt. Um so unbedenklicher durfte er von ihm alles Gute sagen, durfte er aussprechen:: mit dem „Zarathustra" habe er den Deutschen das tiefste Buch geschenkt. Ich wenigstens weiß nichts von tieferen, die e i n Mensch schrieb. Und den Deutschen schenkte er es, diese Dichtung, die so ganz deutsch ist in dem leidenschaftlichen Streben nach Vervollkommnung, in der großartigen Unterordnung unter den gewählten Führer im Kampf. Sie hätten es ihm besser danken können als mit Hohn.

Denn schon stand er im Feuer des Geisterkampfes. Etwa seit der „Morgenröte" (1881) fing langsam sein Ruhm sich zu verbreiten an. Erst gingen die Bücher in enger Auswahl der Lesenden gleichsam von Hand zu Hand, von den meisten verschmäht. Erst „Jenseits von Gut und Böse" (1886) machte ihn berühmt und holte, immer noch ziemlich langsam, die älteren Schriften in die allgemeine Beachtung. Und universale Prüfung ward seinen Werken erst nach der Erkrankung (1890) zu teil.

„J e n s e i t s v o n G u t u n d B ö s e" (1886) ist das am leichtesten geschriebene Buch Nietzsches. Noch weht über ihm der heitere Wind, der die „Fröhliche Wissenschaft" durchweht; aber daneben ist hier etwas von dem schweren Ernst des „Zarathustra". Die völlige Befreiung des Menschen ist die Aufgabe, die „Überwindung des gegenwärtigen Menschen". Von den herkömmlichen Begriffen soll er sich emanzipieren; eine Naturgeschichte der Moral soll ihm beweisen, daß hinter all dem gepriesenen „höchsten Gut" nur der Wille zur Macht sich bewegt,

daß „die Moralen", wie er es hier mit epigrammatischer Schärfe ausdrückt, „nur eine Zeichensprache der Affekte" sind, so daß also jede Moral nur mit idealem Glanz das umkleidet, was die betreffende Zeit aus Trieb und Neigung begehrt. Der Begriff der herrschenden Geistesaristokratie wird energisch akzentuiert: „der auslesende, züchtende, d. h. immer ebensowohl der zerstörende als der schöpferische und gestaltende Einfluß" auf die Umbildung der Menschheit soll dem Philosophen übertragen werden, dem Brahmanen der neuen Menschheit.

Aus dieser lebhafteren Auffassung von der Machtstellung des Denkers erklärt sich auch die zunehmende Polemik der nächsten Schriften. Ein neues positives Werk, die „Umwertung aller Werte" ward geplant und zu seiner Stütze, um der erschütterten Lebenslust ein neues Schwergewicht zu geben, eine Ausführung über das neu heranwachsende Dogma: „Die Wiederkehr des Gleichen". Denn seit Nietzsche „das Leben als Mittel der Erkenntnis" schätzte, stieg seine Sehnsucht nach dem Erleben, Durchleben ins Ungemessene: „Alle Entwicklung ist lustvoll." Nur genügte ihm der enge Raum des Menschenlebens, ja des Menschheitlebens, ja des Lebens der Welt nicht: in unendlichem Ring sollte die Entwicklung ewig wiederkehren, jedes Leben nach Äonen neu und unverändert wiedergelebt werden.

Doch zu diesen Werken kam es nicht mehr. Das bedeutendste der späteren Bücher, die „Götzendämmerung" (1889) muß uns ersetzen, was die „Umwertung aller Werte" hätte bieten sollen: eine Revision aller „Güter" der Menschheit vom Standpunkte der Machtlehre. Es gehört zu den formvollendetsten Werken Nietzsches; aber auffallend oft kehrt er zu alten Problemen zurück — zu dem des Sokrates vor allem —, während ihn sonst stürmischer Eifer zu immer neuen Rätseln reißt. „Zur Genealogie der Moral" (1887) ist eine glänzend geschriebene Streitschrift zur Verteidigung der in dem Buche „Jenseits von Gut und Böse" vorgetragenen Lehren. Hier hat Nietzsche die philologische Methode der historischen Ethik, die Prüfung der Wertbegriffe auf ihre Vorbedeutung mittels der Etymologie, mit besonderem Eifer betrieben. „Der Fall Wagner" (1888) und „Nietzsche kontra Wagner"

(erst nach der Erkrankung erschienen) wollen die ganze Entwicklung Nietzsches und seine endgültige Selbstbefreiung von dem stärksten Einfluß, den er erlebte, feststellen. Endlich das nur fragmentarisch vorliegende Buch „Der Antichrist" nimmt das Duell des neuen mit dem alten Ideal auf; es ist ein aus gereizter Kampfstimmung hervorgegangener, einseitiger und ungerechter Angriff auf das Christentum, übrigens oft von großer Gewalt der Polemik. In der christlichen Religion sah Nietzsche vor allem die Zerstörerin der antiken Keime zum Übermenschen, und als Pfleger und Züchter dieser Keime zürnte und trauerte er über den Weg, den die Kultur seit dem Sturze der Antike nahm. So bilden diese vier Streitschriften zusammen ein Gegenstück zu den vier „Unzeitgemäßen Betrachtungen". Dem Gegensatz gegen die herrschenden Anschauungen in der Ethik („Genealogie der Moral", „Antichrist") und Ästhetik („Fall Wagner", „Nietzsche kontra Wagner") geben alle acht Kampfschriften Ausdruck.

Die ungeheure Arbeit der Prosaschriften umflutet noch, öfters in sie eindringend, ein Okeanos von Gedichten (gesammelt erschienen 1898). Neben schwungvollen Hymnen treten scharf zugespitzte Epigramme besonders stark hervor. Seine größte Kunst liegt doch in der Prosa. Er durfte es wohl wagen, den Schatz der deutschen Prosa zu wägen und bis auf wenige, sehr wenige Stücke zu leicht zu befinden. Denn eine ganz neue und herrliche Prosa hat er geschaffen, in der das Studium des antiken „Numerus" mit dem kongenialen Erfassen des Geistes der deutschen Sprache sich vereint, rhythmisch bewegt, voller Biegsamkeit und Stärke. Die Kunstform des Aphorismus hat er erst auf den Gipfel gebracht; und indem er den nach französischer Art zugespitzten Sätzen durch eine geistreich ersonnene, oft mehr musikalisch als logisch dazu stimmende Überschrift auch äußerlich einen Abschluß gab, hat er die Selbständigkeit der Form vollendet und La Rochefoucauld und Pascal überboten.

Der große Künstler wird nirgends mehr verkannt. Seit die große Gesamtausgabe unter Leitung seiner Schwester Elisabeth Förster-Nietzsche (1895) zu erscheinen begann, ist Nietzsche im Inland und im Ausland als Klassiker anerkannt. Er selbst erlebte seinen Triumph nicht mehr als bewußte Per-

sönlichkeit. Die unendliche Gedankenarbeit, der übermäßige Rausch der Einsamkeit, die gesteigerten körperlichen Erschütterungen führten zu einem völligen Zusammenbruch. Still, heiter, geistesabwesend hat der Unglückliche ein Jahrzehnt gelebt, von seiner Mutter, dann von der treuesten Schwester mit unendlicher Liebe gepflegt. Es war keine ererbte Krankheit — erst nach seiner Geburt war sein Vater durch äußeren Anlaß geistig erkrankt. Es war die Rache des „körperlichen Menschen" an dem rücksichtslos nur in Kampf und Arbeit lebenden „geistigen Menschen". So ward dem leidenschaftlich nach Erkenntnis Ringenden, dem das Leben nur als Mittel zur Erkenntnis Wert hatte, das Leben zerbrochen; ein totes Leben statt des unendlich reichen und fruchtbaren, das zwanzig Jahre gewährt hatte. Aber dürfen wir klagen? Er hatte in jenen zwanzig Jahren die Ernte von weiteren zwanzig vorausgenommen!

Wir können es kaum bezweifeln: hätte Nietzsche zwischen dem Leben, wie es ihm beschert ward, und einem langen, gesunden Leben voll mäßiger Arbeit wählen sollen — er hätte wie Achill gewählt. Wieviel ward ihm zuteil, das er ersehnte! Welch beglückende Fülle von Erkenntnis, welche mit stolzer Freude erfüllende Meisterschaft der Sprache, welches selige Vorgefühl von Macht und Einfluß! *Ihm* hat dieser Lebenslauf, dreißig Jahre stetigen geistigen Ringens, zwanzig ununterbrochener Blüte, wahrlich nicht wenig gebracht. Was aber hat *uns* dieser Lebenslauf, dies Lebenswerk geschenkt?

Dreierlei ist hier zu unterscheiden: seine wissenschaftliche, ethische und künstlerische Bedeutung.

Wie groß die Leistungen des *Forschers* Nietzsche waren, wird man ganz erst erkennen und anerkennen, wenn der Streit um die Folgerungen, die er aus seinen Entdeckungen zog, sich einigermaßen gelegt hat. Man braucht z. B. das Werturteil nicht zu unterschreiben, das Nietzsche schon in die Benennung der beiden typischen „Moralen", Herren- und Sklavenmoral, legte, und kann dennoch zugeben, daß damit ein tiefgehender Fortschritt in der Klassifikation der moralischen Anschauungen gemacht ist; denn sicherlich schneidet diese Teilung viel tiefer ein, als die herkömmliche in eine „altruistische" und „egoistische" Moral. Ähnlich steht es in zahllosen anderen Fällen. Wie auf-

ſchlußreich ſind vor allem die unzähligen Analyſen von Begriffen und Empfindungen! Wie originell ſeine Herleitungen bedeutſamſter Einrichtungen! Man leſe nur etwa, wie er (in „Menſchliches, Allzumenſchliches") über den Urſprung der Logik oder den des Kultus handelt! Oder man ſtudiere ſeine Zergliederung unſerer Freude an einer ſchönen Landſchaft (in den Paralipomenis zur „Fröhlichen Wiſſenſchaft"), ſeine Unterſcheidung von zweierlei Urſachen (in demſelben Werk). Man bedenke, was Sätze enthalten, wie dieſer: „Jedes Wort iſt ein Vorurteil." Wie glücklich hat er oft die Etymologie in den Dienſt ſeiner Forſchung geſtellt, indem er etwa „Drama" nach dem doriſchen Sprachgebrauch als „Ereignis", nicht als „Handlung" erklärte! Man prüfe, wie viel Neues in ſeiner Beantwortung der Frage „was heißt einen Gedanken verſtehen" ſteckt! Und es wäre noch auf zahlloſe Einzelheiten hinzuweiſen, verſchwänden ſie nicht vor der Bedeutung ſeines Findens ganz neuer Probleme, vor der Wichtigkeit ſeiner Anwendung neuer Methoden auf uralte Rätſel! — Dazu kommt dann noch die überraſchende Fülle geiſtreicher Urteile über Kunſt, Künſtler, Kunſtwerke, über Wiſſenſchaften und Gelehrte; ſeine Charakteriſtiken von Epochen und Völkern, von Religionen und Moralen. Wahrlich es wird noch manche Generation von Kärrnern an dem Bau dieſes Königs zu tun haben — und neben den Kärrnern, ſo hoffen wir, Baumeiſter und ſchmückende Künſtler.

Auf die Kunſt hat Nietzſche unzweifelhaft zu wirken begonnen. Eine künſtleriſche Natur bis in die Fingerſpitzen, beſaß er, was in unſerer Zeit ſo ſelten iſt wie erſehnt: einen eigenen, perſönlichen Stil. Nicht etwa bloß der Ausdruck — ſchon die Art des Beobachtens, des Wahrnehmens, des Denkens hat ein durchaus individuelles Gepräge. Ein Kunſtwerk iſt ſein Zarathuſtra, die Geſtalt wie das Buch; und nur wenigen iſt eine ſo mächtige, unvergeßliche Schöpfung gelungen. Ein Kunſtwerk iſt ſeine Konzeption des Übermenſchen, ſo reich, ſo farbig, und in ſpielendem Künſtlerübermut mit üppigen Gewändern behangen: ein ſolches iſt das Wort von der „blonden Beſtie" oder das andere vom „lachenden Löwen", und nicht ſeine Schuld war es, wenn man das Gewand für den Körper nahm, ja für die Seele!

Als künstlerische Persönlichkeit vor allem hat Nietzsche gewirkt, wie die, die er seine Vorfahren nannte: Heraklit, Empedokles, Spinoza, Goethe, vor allem durch den großen Stil ihres Wesens und ihrer Lebenshaltung gewirkt haben. Von ihnen lernte unsere Zeit wieder, was sie von Goethe zu lernen verlernt hatte: daß das Leben ein Stoff sei zu künstlerischer Gestaltung. — Aber auch im einzelnen hat Nietzsche mit seiner Kunst fühlbaren Einfluß ausgeübt; eine neue Behandlung der Prosa, eine größere Sicherheit in der Gestaltung des Aphorismus, vor allem aber eine neue Gedankenlyrik beginnt, zumal von dem Zarathustrabuche angregt, sich zu verbreiten.

Diese Schulung zu ernsterer Lebenshaltung und strengerer Kunst spricht denn auch schon selbst ein Wort mit bei Beantwortung der Frage, wie Nietzsche als Ethiker gewirkt habe. Es ist natürlich, daß hier die Antwort nach dem ethischen Standpunkt der Beurteilenden verschieden ausfallen muß. Wer ein bestimmtes, historisch gegebenes Ideal als dauernd höchstes ansieht, wer vor allem in der Moral des Christentums die letzte und höchste Sittenlehre der Menschheit sieht, der wird den Autor der „Umwertung aller Werte“ und des „Antichrist“, wird auch schon den Verfasser der „Fröhlichen Wissenschaft“ als Schwarmgeist und Umstürzler verdammen müssen. Dennoch fragt es sich, ob nicht auch für ihn von Nietzsches Lebenswerk genug übrig bleibt, was er preisen kann. Dieser feurige Appell an die Selbstbesinnung, die Selbstzucht, die Selbstüberwindung — sollte er nicht auch dem frommen Christen verdienstlich scheinen in einer Zeit der lauen Läßlichkeit und nervösen Selbstverzärtelung? Und dieser rücksichtslose Mut, zu sagen was ihm Wahrheit scheint — sollte er nicht auch bei dem Gegner als ein erzieherisch wertvolles Moment geschätzt werden?

Anders steht es um die, die den Begriff der nie rastenden Entwicklung auch auf Moral und Ethik anwenden. Auch sie brauchen nicht unbedingte Gefolgsleute zu werden. Die Bewertung, die Nietzsche der „Herrenmoral“ im Gegensatz zur „Sklavenmoral“ zuerteilt, ruht ja auf seiner Voraussetzung, daß der „Wille zur Macht“ der alles durchdringende Äther der moralischen Welt sei; wer diese Hypothese — denn das ist es doch wohl — nicht annimmt, mag irgendwie dazu gelangen, die

Moral der freiwilligen Unterordnung höher zu stellen als die der rücksichtslosen Willensbetätigung. Aber auch hier wird der, der Nietzsches Ausgangspunkt und Folgerungen sich nicht zu eigen macht, in der großartigen Energie, mit der neue Gedanken zu Ende gedacht werden, eine Tat von historischer Bedeutung erblicken. Und wer sich ihm, wie ein großer Philolog forderte, „willig ergibt", den „befreit" er: dem geht ein neues Bild stetiger Vervollkommnung, eine neue Hoffnung, eine neue Zeitmessung auf, und klein erscheinen ihm Sorgen und Rückschritte des Tages neben der Aussicht auf eine ganz neue Art von Menschen, eine neue Rasse der Zukunft, die alles Große und Gute der Jahrtausende sich „einverleiben" könnte.

Es mag eine Utopie sein. Aber es sind immer nur dann neue Weltteile gefunden worden, wenn man ein Eldorado suchte. Und diese arme, ausgehungerte Welt bedarf neuer Träume. Und dies sind keine Träume für weichliche Schläfer — es sind Hoffnungen, wie sie den tapferen Arbeiter aufrecht erhalten. Verfehlen wir selbst das Ziel, so haben wir unterwegs doch Amerika gefunden.

Als seine Haupttendenzen bezeichnet Nietzsche einmal: „1. Die Liebe zum Leben, zum eigenen Leben auf alle Weise pflanzen. 2. Eins sein in der Feindschaft gegen alles und alle, die den Wert des Lebens zu verdächtigen suchen: gegen die Finsterlinge und Unzufriedenen und Murrköpfe." Und ein andermal nennt er es seine Aufgabe, „alle die Schönheit und Erhabenheit, die wir den Dingen und den Einbildungen geliehen, zurückfordern als Eigentumund Erzeugnis des Menschen und als schönsten Schmuck, schönste Apologie desselben". Die Lust am Dasein erhöhen, ward das höchste Ziel dieses Pessimisten; den Menschen, der doch „überwunden" werden muß, schmücken und verteidigen, ward die Aufgabe dieses Menschenverächters. Wahrlich, er durfte sich seiner königlichen Freigebigkeit rühmen! Und fährt nun seine Seele über den dunklen Strom — vollgültig und golden und mit edlem Gepräge ist der Obolos in seiner Hand, und zu seiner Bewillkommnung werden die vornehmen Geister jenseits des Stromes sich von den Sesseln grüßend erheben!

Vitalis und seine Genossen.

Ein Verehrer Hartlebens hat der zünftigen Literaturgeschichte heftige Vorwürfe gemacht, weil es über seinen Helden noch keine Doktordissertation gibt. Ich leugne auch gar nicht, daß aus Otto Erich Hartlebens Schriften ganz interessante Themata zu holen sind. „Der Luft, dem Wasser und der Erden entwinden tausend Keime sich" — wo man hinblickt, findet man Probleme. Da ist z. B. die beste Erzählung Hartlebens die Geschichte „Vom gastfreien Pastor". Ihr Inhalt ist in Kürze der, daß ein übernaiver Pastor in Stolberg überredet wird, zwei „Damen" von der bedenklichsten Art Gastfreundschaft zu gewähren. Er ahnt nichts von deren Lebenslauf und Beruf, und nimmt freudig ihre Einladung an, seinerseits in Magdeburg — bei ihnen zu wohnen. Dort tagt gerade die Generalsynode (was sie übrigens meines Wissens nur in Berlin tut; es muß an eine Provinzialsynode gedacht sein). Der harmlose Pastor sitzt mit der Pfeife am Fenster seiner Behausung, wird dort gesehen — allgemeines Entsetzen. Indessen versichert die „ältere Dame" nach einiger Aufregung dem aufs höchste verblüfften Pastor, sie werde alles ins gute Geleise bringen; denn sie habe die besten Beziehungen zu dem Konsistorialpräsidenten. „Sein Sohn, der Landrat, wäre öfter bei ihr gewesen und ein Bruder von ihm, dem Präsidenten, hätte sogar mal ein Mädchen bei ihr gehabt. Auch kenne sie eine ganze Anzahl von meinen Amtsbrüdern persönlich. Sie wird es schon machen."

Die Geschichte ist glänzend erzählt; Maupassant hätte es auch nicht viel besser machen können. Aber so sind wir Deut-

schen einmal, auch die heiterste Geschichte „gibt uns zu denken".

Da ist zunächst die leidige Originalitätsfrage. Ganz dieselbe Anekdote von dem Prediger, der so schuldlos in den schlimmsten Verdacht kommt, hat nämlich Wilibald Alexis schon in seinen meisterhaften Zeitroman „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht" verwebt (Teil I Kap. 18). Nicht einmal die Einzelheit fehlt, daß der Geistliche ganz harmlos sein Pfeifchen zum Fenster heraushängt. Allerdings wird die Geschichte, die Hartleben mit ausgesuchter Naivität erzählt, hier als Symptom der herrschenden Sittenlosigkeit vorgetragen; sie wird deshalb fast tragischer Wirkung angenähert, und neben dem Prediger sind unschuldige Mädchen in das böse Haus geraten. Aber dem Hauptgehalt nach stimmt das Abenteuer so genau zu dem von Hartlebens Pastor, daß man sich doch Zweifel gestatten möchte, wenn er die Sache als Referendar in Stolberg selbst erlebt haben will. Von Plagiat braucht man deshalb noch lange nicht zu sprechen, denn es handelt sich nur um eine, allerdings höchst moderne, Verkleidung eines uralten literarischen (und künstlerischen) Motivs.

Der reine Gottesmann in der Mitte der Sünderinnen — das ist etwa die Formel für die älteren Behandlungen des Motivs. Es kommt auch die entgegengesetzte Form vor: die reine Jungfrau unter den Sündern; sie findet sich in manchen Legenden, in dem Shakespeare zugeschriebenen Drama „Perikles, Fürst von Tyrus", und ist von Alexis mit der ersten Formel kombiniert worden. Diese aber ist bei weitem die wichtigere und interessantere, denn ihre Entwicklung zeigt in einem kleinen Modell nichts Geringeres als die Geschichte des Kampfes zwischen „Welt" und „Kirche".

In seinem unvergleichlichen Buch über Buddha hat H. Oldenberg den Typus der Bekehrungsgeschichten analysiert. Der Religionsstifter kommt zu den Sündern, predigt ihnen die neue Lehre, und sie folgen ihm bekehrt. Unendlich individueller, voll von dauernder psychologischer Wahrheit wird der gleiche Vorgang in der Bibel vorgeführt. Magdalena, die große Sünderin, kommt zu Christus — ein weltgeschichtlicher Gegensatz wird in großen Zügen für alle Zeit verkörpert. Die

„Welt", die Sinnenlust und Sinnenfreude, die Sünde kniet vor der Heiligkeit, der Weltabkehr, der „Kirche" nieder und salbt ihr die Füße. Den Jüngern mißfällt das; aber nicht ihrem Herrn. Er sieht in der Gabe der reuigen Sünderin weder Verschwendung noch Befleckung; und in seinem Sinn dichtet die Legende von der heiligen Magdalena fort.

Hier haben wir den unbedingten, herrlichen Sieg der Kirche, der Predigt. So warfen vor den großen Volkspredigern des Mittelalters, den Savonarola, den Capistrano Sünder und Weltkinder Schmuck, Tand, Spielkarten ins Feuer und wurden im Anblick des Predigers zu gehorsamen Kindern des Glaubens.

Solche Legenden wird denn auch das fromme Mittelalter nicht müde zu erzählen und die erste deutsche Dramendichterin, Roswitha von Gandersheim, hat einige mit der ganzen Unschuld ihres gläubigen Gemütes auf ihre Bühne gebracht. Paphnutius erfährt von der Buhlerin Thais und der heilige Einsiedler beschließt, dem seelenmörderischen Treiben der schönen Sünderin Einhalt zu tun. Als Liebhaber verkleidet geht er zu ihr und bringt sie durch die Macht seines Wortes zur Bekehrung. Er verschließt sie in eine Klosterzelle, in der sie drei Jahre in demütigster Buße zubringt. Da hat der fromme Einsiedler Paulus eine Vision: er sieht im Himmel ein Bett, herrlich zugerichtet, von vier Engeln bewacht, und er meint, es müsse seines frommen Abtes Antonius harren; aber eine Stimme ruft: „Nicht für Antonius ist dieser Glanz bereitet, sondern für Thais, die Buhlerin." Und nach fünfzehn Tagen geht die bekehrte Sünderin zur ewigen Seligkeit ein.

Das ist der Geist der alten Kirche. Sie ist Sieger auf der ganzen Linie; ihr Vertreter braucht nur seinen Fuß in das Lager des Feindes, des übermütigen und herausfordernden Feindes zu setzen, so liegt der schon überwunden ihr zu Füßen.

Aber die Welt ist schlimmer als all jene Drachen, die Michael und Georg und Katharina niedergeschlagen haben. Sie ersteht von neuem, und mächtiger. Und es kommt eine Zeit, wo der Sendbote der Kirche nicht mehr ungestraft in die Höhle des Löwen steigt. Hat die erste Hälfte des Mittelalters in Legenden vom Zuschnitt der oben erzählten geschwelgt, so be-

hagt die zweite Hälfte sich in bösen Anekdoten von geistlichen Herren oder Nonnen — Geschichtchen, deren Typus noch Lessing in jenem bedenklichen Epigramm bewahrt:

Ein — schlimmes Haus geriet in Brand.
Gleich sprang, zu löschen und zu retten,
Ein Rudel Mönche aus den Betten.
Wo waren die? Sie waren — bei der Hand.
Ein — schlimmes Haus geriet in Brand.

Nun kann es freilich öfters ja auch bloß Blendwerk des Teufels sein, wenn fromme Leute in so argen Verdacht geraten. So spielt in Hauffs „Memoiren des Satan" (Teil I Kap. 9) der Böse dem frommen Doktor Schnatterer einen üblen Streich, indem er sich an seinem Arm in die Gestalt der berüchtigsten Buhlerin des Ortes verwandelt. Aber immerhin — der Teufel behält doch auch hier Recht. Und vollends siegt er in Gottfried Kellers prächtiger Legende vom schlimm-heiligen Vitalis. Freilich tritt er da nicht in seiner schlimmsten Form auf, nicht als nordisches Phantom mit Huf und Klauen; aber jeder Fromme weiß, daß der Teufel um so gefährlicher ist, je unscheinbarer er sich darstellt. Der Stadtschreiber von Zürich erzählt von einem Mönch, der die Bekehrung von Magdalenen als geistlichen Sport betreibt und über die Verkennung seiner Mitbrüder, die ihn für einen argen Sünder halten, sich herzlich freut, weil er diese ungünstige Beurteilung als Askese auffaßt. Aber die „Welt" faßt ihn an dieser Eitelkeit. Nicht nur treibt eine Verführerin, zu deren Bekehrung er Raub und Mord nicht gescheut hat, ihr Handwerk trotz alledem fort — der Mann der inneren Mission selbst wird in seinem Bekehrungseifer eingefangen und dem gottseligen Klosterleben entrissen. Wie das aber geschieht, das muß man bei Meister Gottfried selbst nachlesen, und bei dieser Gelegenheit darf man nicht versäumen, die wundervollen „Sieben Legenden", vielleicht sein vollendetstes Werk, alle noch einmal zu lesen.

Wenn aber der klosterfeindliche Spott des Schweizer Protestanten noch harmlos ist, so wird bei den französischen Katholiken daraus bitterster Hohn. Maupassant schreibt seine berühmteste Erzählung, „Maison Tellier", und läßt hier ein

ganzes Haus von jener Art, vor der Polonius seinen Sohn warnt, zur ersten Kommunion einer Nichte der Inhaberin reisen. Bei der heiligen Handlung geraten die gutmütig-sensitiven Naturen in furchtbare Aufregung und ihr Schluchzen steckt die ganze Kirche an. Wer ist glücklicher, als der gute alte Pfarrer? In religiöser Begeisterung glaubt er es zu fühlen, daß Gott selbst herabgestiegen sei; und in zitternder Erregung dankte er den frommen Schwestern aus der großen Stadt, deren Besuch seine Gemeinde mit diesem Wunder beglückt hat. — Dann fährt das Haus Tellier wieder in die Heimat und setzt vergnügt den alten Wandel fort. So wird der scheinbar harmlose Schwank zu einer bitteren Satire auf die religiösen Bekehrungen, auf die Wirkung der Predigt: der Menschenverächter Maupassant meint, mehr werde doch nicht erzielt, als eine angenehme momentane Erregung, die an Charakter und Lebenswandel nicht das Geringste ändere.

Aber hier ist doch der Prediger nur betrogen. Der Teufel behält seine Beute, aber der gute alte Geistliche wird beglückt und gläubig ins Grab steigen. Noch fehlt das Äußerste: daß der Missionar selbst in die Hände des Satans fällt.

Diese Wendung hat Anatole France jener alten Legende von Thais und Paphnutius gegeben. In der merkwürdigen und interessanten literarischen Mode, alte Legenden modern aufzuarbeiten, darf sein Meisterwerk „Thais" sich rühmlich neben die Schöpfungen Gottfried Kellers und Tolstois stellen. Mit Recht haben katholische Kritiker vor dem Buch gewarnt, das unter dem Schein streng religiöser Haltung dem Glauben gefährlicher sei als andere ihn offen angreifende Schriften.

Der fromme Einsiedler Paphnutius erinnert sich eines Tages der schönen Thais, die er in seiner der Welt noch angehörenden Jugend in Alexandria sah. Von Stund an erfüllt ihn die Begier, ihre Seele zu retten. Trotz der Warnungen frommer Brüder macht er sich nach Alexandria auf und wirklich gelingt seiner Überredung die Bekehrung der Buhlerin. Er führt sie in die Klosterzelle und kehrt heim. Aber von dem Augenblick an, da Thais in seinem Gedächtnis aufstieg, beherrscht sie all sein Denken und all seine Sinne. Vergeblich unterzieht er sich der grausamsten Kasteiung. Während Volk

und Geistlichkeit ihn als Heiligen verehren, verzehrt ihn im Innern die leidenschaftliche Sehnsucht nach Thais. Und als der einfältig-fromme Mönch Paulus jene Vision verkündet, daß der reuigen Buhlerin ein herrliches Bett im Paradies bereitet ist, da hört Paphnutius nur die Worte: „Thais stirbt!" Er verflucht sich, daß er sich nicht ganz ihr ergeben hat und ihren Reizen; er stürmt an das Lager der Sterbenden, er heult sein Liebesbekenntnis (wie Wildenbruchs Mönch im „Hexenlied") in die Abschiedsgebete der Seligen und bleibt als ein Ausgestoßener zurück, elender als alle einstigen Opfer der Thais.

Mit gewaltiger Kunst hat hier France die Moral der Legende gewendet. Jeder ist ihm selig, den ganz eine Leidenschaft erfüllt: Thais hat sich mit vollem Herzen der Reue ergeben, darum ist sie erlöst. Aber auch die andern sind glücklich, die ganz eine Gesinnung erfüllt, römischer Patriotismus oder heidnischer Kultus der Schönheit oder skeptische Weltverachtung. Elend ist der nur, der nicht einem Herrn gehören kann. Ihn packt der Teufel. In der alten Legende hatte die Kirche in dem Moment gesiegt, da Paphnutius zu Thais trat; in der neuen ist von diesem Moment an der Prediger der Hölle verfallen . . .

Es kommt dem Literarhistoriker nicht zu, festzustellen, wieviel Wahrheit in dieser Wendung liegt. Aber wir Weltkinder sind, fürchte ich, nur zu sehr geneigt, die Geschichte dieses Motivs in der Weltliteratur symbolisch zu nehmen. Bezeichnet nicht von den Tagen Constantins her jedes Jahrhundert eine weitere Verweltlichung der Kirche? Hat sie sich nicht trotz aller Beteuerungen von Kanzel und Lehrstuhl herab immer mehr der „Welt" gehorsam unterworfen? Man verfolge die Geschichte der christlichen Ehe, der Gerichtsbarkeit über den Klerus, der Steuerpflicht — man wird einen Sieg der „Welt", des Staates, der Gesamtheit nach dem andern finden. Man betrachte nur ein charakteristisches Symptom: den Sieg der Metropolen. Die alte Kirche trennte wohlweislich die geistliche und die weltliche Hauptstadt. London stand unter dem Krummstab von Canterburn, Paris unter dem von Sens, Wien unter dem von Salzburg, obwohl alle drei Städte längst mächtige Residenzen und Hauptstädte waren. Prag war, wenn ich nicht irre, die erste weltliche Hauptstadt, in die ein Primas gesetzt wurde (denn für

die Patriarchenstädte und für Rom vor allen gelten andere Bedingungen). Aber nach und nach siegt die „Welt". Der Hof übt seine Macht aus und zieht auch den geistlichen Oberhirten an sich -- schwerlich zum Vorteil der kirchlichen Macht. Der Gottesmann wird in das „Babel", in die Sündenstadt hineingezogen. Es ist kein Zufall, daß die Länder, die als höchster Hort der Frömmigkeit gelten, auch heute noch ihre höchsten geistlichen Würdenträger in Moskau, Toledo, Canterbury residieren lassen. Dagegen hat der Protestantismus mit seiner notgedrungenen Rücksicht auf die weltlichen Schutzherren die Generalsuperintendenten und Konsistorien überall in die Hauptorte gesetzt. Paphnutius kommt zu Thais, aber er kehrt nicht wieder in die Einsamkeit zurück.

Es ist also vielleicht doch ein gutes Stück Welt- und Kulturgeschichte, das in den Wandlungen der alten Fabel sich abspiegelt. Von Buddha zu Hartleben — es ist freilich ein weiter Weg. Aber ist nicht auch ein weiter Weg von der urchristlichen Gemeinde zur modernen Staatskirche? Die Religion ist nicht so viel gewandert; ihr innerster Kern ist solcher Änderungen gar nicht fähig. Und wo ein innerer Glaube mächtig lebt, da wird auch heut noch das Wort des Gottesmannes unter den Sündern Wunder verrichten können.

Die Ahnen der „Familie Buchholz".

Das einzige Werk der neueren deutschen Literatur, welches vom Fürsten Bismarck gelobt worden ist, verdient vielleicht schon um dieser Empfehlung willen die Aufmerksamkeit derer, welche die Schicksale der Frau Wilhelmine Buchholz und ihrer Angehörigen sonst kalt lassen würden. Aber jener Lobspruch ist nicht einmal der merkwürdigste Umstand in dem Erfolge des Buches. Denn daß es einen Diplomaten amüsiert, wenn er einen witzigen und gescheuten Mann beharrlich die Maske beschränktester Mittelmäßigkeit vornehmen und mit Eleganz tragen sieht, begreift man; und daß der große Gegner des liberalen Bürgertums den in der Form oft lächerlichen, im Kern aber urgesunden und wohltätigen Bildungsdrang gern ironisiert sieht, auf dem die Breite unserer Volksbildung beruht, das versteht man erst recht. Aber Tausende von Lesern, die weder Diplomaten noch Konservative sind, haben sich an Stindes Zyklus und besonders auch an d e m Kinde der Familie, welches deren Züge am deutlichsten ausgeprägt trägt, an „Buchholzens in Italien" ergötzt. Nun soll keineswegs diesem Werk jedes schriftstellerische Verdienst abgesprochen werden; der Ton, der einmal gewählt wurde, ist mit einer Sicherheit und Folgerichtigkeit festgehalten worden, die in ähnlichen „Maskenstücken" nicht allzu oft begegnet; der Dialog ist von einer seltenen Leichtigkeit und es fehlt nicht an witzig erdachten Situationen. Hört man aber das Buch rühmen, so gilt selten das Lob seinen technischen Vorzügen; der Inhalt ist es, der amüsiert hat. Der Einblick in einen engen Gesichtskreis, den jeden Tag uns Unterhaltungen verschaffen können, wird wie eine erfreuliche Entdeckung empfunden. Weshalb?

Den Hauptfaktor dieſes Erfolges bildete wohl das ſtets willkommene Gefühl der eigenen Superiorität. Wie diejenigen, welche die Naivetät des Volkes und des Volksliedes rühmen, im Grund ihrer Seele darauf ſtolz ſind, daß ſie nicht ſo naiv ſind wie jene, ſo iſt man in Erinnerung eigener Kunſtgefühle entzückt zu ſehen, welche Eindrücke Italien auf die Familie Buchholz hervorbringt. Augenſcheinlich hatte man in weiten Kreiſen das Bedürfnis, ſich ein höheres Verſtändnis für Kunſt und Natur beſcheinigen zu laſſen, nachdem die Niederlage von Philadelphia und der Feldzug für das Kunſtgewerbe den allgemeinen Geſchmack bedenklich verdächtigt hatten. Faſſen wir den Erfolg des Stindeſchen Buches ſo auf, ſo ſtellt es ſich ein in eine Reihe periodiſch wiederkehrender Erſcheinungen, die einmal im Flug zu überblicken der Mühe lohnen dürfte.

Die erfundenen Reiſeberichte haben in Deutſchland eine ſehr alte Tradition, und ſchon die älteſten gewähren ihren Leſern oder Hörern jenen Genuß, ihre intellektuelle Höhe an den Tag zu bringen. Denn es ſind Lügenmärlein, in denen die Urteilskraft des Publikums auf eine freilich ſelten ſchwierige Probe geſtellt wird. Schon früh verſucht man es dabei, ſich in die Seele des Berichterſtatters zu verſetzen und ſeine Denkweiſe ſatiriſch nachzuahmen. So erzählt ſchon dem Erzbiſchof Heriger von Mainz im Anfang des zehnten Jahrhunderts ein Abenteuerer, er ſei zum Himmel entrückt worden. Wie nun ſolchem armen Schelm die himmliſche Glückſeligkeit als ein fröhliches Schmauſen und Trinken vorſchweben wird, ſo läßt der Dichter dieſen Lügner berichten, Chriſtus habe heitern Gemüts bei Tiſch geſeſſen; Johannes ſei Weinſchenk geweſen. „Das iſt geſcheit vom Herrn,“ ſagt der Erzbiſchof, der wohl ſelbſt ein gemütlicher Trinken geweſen ſein mag, „weil Johannes ja ſelbſt nie Wein trinkt!“ Weniger iſt er damit einverſtanden, daß der Schalk Petrus, den Pförtner des Himmels, zum Küchenmeiſter macht. „Und wie ging's dir ſelbſt?“ fragte er den Himmelsgaſt. „Ich ſaß in einer Ecke, und da hab ich ein Stückchen Fleiſch gemauſt und aufgegeſſen.“ „Wie!“ ruft der geiſtliche Herr, „du biſt beim Herrn zu Gaſt geweſen und haſt da zu ſtehlen gewagt? Prügelt mir den Kerl tüchtig durch!!“ Und ſo hat der Lügenſchmied ſich im eigenen Netze gefangen: wer ſich der

Reise ins Paradies nicht würdig erweist, wird verdientermaßen mit Spott und Schaden bezahlt.

Später werden die Lügenmärchen plump und verlieren alle psychologische Wahrheit. Aber die Figur des groben Gesellen, der alles Höhere sich in seiner hahnebüchenen Weise ausdeutet, stirbt deshalb nicht aus. Zweimal hat sie im Lauf des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts eine bedeutsame literarische Verkörperung gefunden. Da ist erst Eulenspiegel, der dummschlaue Bauer, der jede bildliche Wendung wörtlich auslegt und in jeden Auftrag seinen gröblichen Sinn hineinlegt. Aber Eulenspiegel ist nicht Objekt, sondern Träger der Satire; den Spott tragen alle davon, die sich mit ihm einlassen. Dagegen eine Schöpfung satirischer Nachahmung ist der Grobianus, der symbolische Vertreter der Roheit in Gefühl und Sitten.

Eulenspiegel sowohl als Grobianus sind Geschöpfe starker geistiger Reaktionen. Gegen den unflätigen Bauernspott der Städter empört sich der gesunde Sinn der Beleidigten; und wer sich über Eulenspiegels Streiche freute, sagte sich im Stillen: wir Bauern sind doch schlauer als die hochnasigen Stadtleute! Gegen die grauenhafte Verwilderung und Verrohung aller Stände empört sich der letzte Rest von feinerem Gefühl; und wer mit ingrimmigem Behagen Grobians Lehren las, fühlte sich über die Unanständigkeit seiner Umgebung erhaben. Ähnlich steht es auch mit dem Buch von den Schildbürgern, das etwa zur selben Zeit seinen Abschluß findet: auch hier sonnt sich der Leser im Wohlgefühl seiner Weisheit beim Anblick spießbürgerlicher Borniertheit.

Wenn aber in all diesen Schöpfungen des lachlustigsten Zeitalters der Weltgeschichte Buchholzische Elemente stecken, so fehlt doch das Moment, welches gerade an der Reise dieser trefflichen Familie in das Land, wo die Orangen blühen, die Hauptwirkung tut. All diese platten Burschen stellen sich allerdings schon breit genug in ihrer vollen Anti-Idealität vor unsere Augen; aber um das Maß ihrer Beschränktheit ganz auszuschöpfen, müssen sie noch mit dem Idealen in Berührung gebracht werden. Das ist ein uraltes Rezept, das sich besonders das Drama gern zu nutz gemacht hat; jener Bauerntölpel, der im Vorspiel von Shakespeares „Bezähmter Widerspenstigen“ in ein

fürnehmes Bett gelegt wird, kommt nun in den schreiendsten Konflikt zwischen seinen Neigungen und seiner Umgebung, etwa wie der Schweinehirt, der sich eine Königskrone erträumt und nun die Schweine zu Pferd hüten will. Oder man denke an Sancho Pansa als herschgewaltigen Statthalter, an die Handwerker, die im Sommernachtstraum pathetische Rollen agieren sollen, und an vieles mehr der Art. Überall wird hier ein niedriger Geist in prächtige Gewandung gesteckt, um doppelt ärmlich zu wirken. Die einfachste Art aber, durch eine plötzliche Erhöhung des „milieu" den unfeinen Gesellen auf die Probe zu stellen, ist immer die, daß man ihn auf Reisen schickt. So war schon jener Gaukler Herigers zum Himmel geflogen und so erzählt seine wundersamen Reiseabenteuer der größte unter den Vorfahren der Frau Wilhelmine: Christian Reuters Schelmuffsky.

Dies Buch, das in seiner vollständigen Fassung zuerst 1696—97 erschien, ist von Achim von Arnim für den besten Prüfstein des Philisters erklärt worden: wer nicht voll sei von Bewunderung für die unerschöpfliche Fülle des Witzes und der Phantasie im Schelmuffsky, der sei gewiß ein Erzphilister. Kaum minder begeistert und mit gleich viel Recht hat Wilhelm Scherer die meisterhafte Technik des Werkchens gepriesen: die Sicherheit, mit der die Maske festgehalten ist, die Steigerungen, die Kontraste. Schelmuffsky ist nun zu der Familie Buchholz ein vollkommenes Gegenbild. Nur ist auch hier wie im Eulenspiegel, der Held ein Handwerksbursch, wie auch noch später bei Hebbel und Gaudy; und wie in jenen ältesten Lügenreisen sind seine Fahrten erlogen, während die gut bürgerliche Berliner Bürgersfamilie wirklich ins Land der Hesperiden gelangt. In diesem Punkt kann man den Schelmuffsky einer anderen Schöpfung modernen Humors vergleichen: dem tapferen Kriegsberichterstatter Wippchen, der die verschiedensten Schlachtfelder von Bernau aus besichtigt. Wie Stettenheims Lieblingsfigur eine Satire gegen den Humbug unsicherer Korrespondenten im Kerne birgt, so ist auch Reuters Buch zunächst eine Satire gegen Aufschneider und Schwadroneurs; aber hier wie dort hat das Behagen an der humoristischen Figur über die polemische Absicht hinweg getragen.

In dem Handwerksburschen Schelmuffsky erblicken wir ein vollständiges Bild von den ehrgeizigen Träumen und lüsternen Gedankenspielen eines Urknoten, der alle Herrlichkeit der Welt mit tappigen Händen anpackt und mit der heiteren Seelenruhe des selbstzufriedenen Banausen unter allen Weltwundern keines der eigenen Vollkommenheit vergleichbar findet. Das griechisch verfeinerte Rom erzählte von dem Feldherrn Mummius, einem rohen Soldaten der alten Zeit, bei der Eroberung Korinths habe er den Soldaten befohlen, ja die prachtvollen Marmorfiguren zu schonen, mit denen eine glänzende Vorzeit die alte Stadt geschmückt hatte: „wer mir eine zerbricht, muß dafür eine neue machen lassen!“ Ob Handwerksbursch oder General, die Mischung von roher Ehrfurcht und lächerlicher Unterschätzung, die der Barbar der Kunst gegenüber an den Tag legt, bleibt immer dieselbe. Der vollständigste Mangel an Kongenialität zwischen dem Beschauer und dem was er sieht, das eigentlichste Element der Komik in Italienfahrern Buchholzischer Art, ist in Schelmuffskys Lügen schon mit größter Wirkung und feiner Seelenkunde ausgeführt.

Auch diese bedeutende literarische Erscheinung ist ein Symptom allgemeinerer Tendenzen. Wohl gab teils persönliche Laune, teils Opposition gegen ungeschickte Reisefabeleien, wie sie damals in Schwang waren, zu der Abfassung des Schelmuffsky Anlaß; aber halb gegen den Willen des Autors kommt jenes weitverbreitete Mißbehagen über den Mangel an Umgangsformen zum Wort, das damals Männer wie Christian Weise, Thomasius, Leibniz zu eifriger Empfehlung der französischen Eleganz zwang. Man schämte sich der Roheit in Anschauungen und Benehmen und als ein immerhin milderer Grobianus trat Schelmuffsky auf die Bühne und stärkte die Parteigänger der neuen Richtung in dem Gefühl ihrer Überlegenheit.

Diese neue Richtung ging dann siegreich ihre Wege. Das Vorbild einer über ganz Europa mächtigen geistigen Aristokratie, das die Schriftsteller Frankreichs und vor allem Voltaire, Diderot, Rousseau gaben, ermutigte auch die deutschen „Ritter vom Geiste“ zu kühnerem Vorgehen und als Männer von der sittlichen Höhe eines Haller, Klopstock, Lessing auch äußerlich dem Schriftstellerberuf ein neues Ansehen verschafft hatten, ward der

dummdreist mitredende Banause nach Verdienst in die Ecke geschoben.

Aber es kam wieder eine Reaktion entgegengesetzter Tendenz. Gegen die Weisheit der Popularphilosophen und ihre patrizisch-behäbige Sachverständigkeit erhob das „Originalgenie“ in seiner Pracht angeborener Unfehlbarkeit ernstliche Bedenken. Und als wahrhafte Genies vom tiefstem Geist die derb zufahrenden Urteile des Propheten vom „Sturm und Drang“, Hamanns, sich zu eigen machten, als eine innige Vertiefung in den wahren und echten Volksgeist den Gelehrtenverstand arm befand gegenüber der göttlichen Kindesweisheit des Ungelehrten, da ereignete sich schließlich der ungeheuere Umschlag, daß die vornehmen Volkserzieher der alten Art den Romantikern selbst als dreist in alles Unverstandene hereinredende Handwerker erschienen!

Und nun tauchte er wieder auf, der schlaue Bursche, der sich über nichts zu wundern vermag, weil er ja alles schon lange weiß und versteht. Nun hat er Züge von der allzu praktischen Weisheit jener trefflichen Männer, die mit wenigen Begriffen und viel gutem Willen alles so einfach hatten erklären und gruppieren können. Wenn der Pädagog Campe den Erfinder des Braunschweiger Bieres für einen größeren Wohltäter der Menschheit erklärte als alle Dichter, so durfte füglich auch der Käsehändler in Ulrich Hegners „Molkenkur“ über Italien eigentümliche Urteile fällen: „Wenn ich die ewige Jugend der dortigen Natur rühme, so schimpft er auf die unerträgliche Hitze, die ihm alle seine Käse verdorben; und wenn ich die antiken Formen und den lebhaften Geist der Menschen bewundere, so sagt er, sie seien alle Spitzbuben.“ Und da haben wir also bereits Buchholz in Italien. Nicht lange dauerts, da ist der aus der Maßen gescheute Nichtbewunderer Italiens auch schon zum Berliner geworden. Eine historische Persönlichkeit mußte diese Rolle übernehmen, jener Cavaliere Landsberg, von dem Fanny Hensel, Felix Mendelssohns Schwester, so niedlich berichtet. Ihm wurde nachgesagt, daß er beim Anblick der Kolosse auf Monte Cavallo gesagt habe: „Nu seh' mal, lieber Bruder, des soll nu natürlich sind. Hast du je Pferde mit ne Stieze unterm Bauch gesehn?“ (Familie Mendelssohn 2, 88.)

Etwas weiter entfernt sich von dem Thema des Stindeschen Werkchens eins der lustigsten Bücher der deutschen Literatur: Kortüms Jobsiade. Auch hier versucht der Autor, sich völlig auf den Standpunkt eines möglichst gewöhnlichen, platten Erzählers zu versetzen, etwa wie Fr. Th. Vischer, der berühmte Ästhetiker, Schauerballaden als Bänkelsänger Schartenmayer gedichtet hat. Es liegt wohl auch für einen gelehrten und witzigen Mann selbst ein Vergnügen darin, eine Zeitlang alle Vorzüge der Bildung von sich werfen zu können; weiß er doch (wie Lessing von sich sagte), daß er sie jederzeit wieder aufnehmen kann. So hat hier Kortüm durch lächerlich schlechte Verse (denen vergleichbar, mit denen einst Butlers Hudibras den puritanischen Singsang parodierte) und durch Holzschnitte von unwiderstehlicher Erbärmlichkeit Leben und Treiben eines Helden von tiefster Höhe anschaulich gemacht. Die viel belachte Reiseroute im dreiundzwanzigsten Kapitel des zweiten Teils stimmt übrigens merkwürdig zu den Fahrten Schelmuffskys.

Wo wir beim Reisen sind, da fehlt auch nicht der Handwerksbursch. Um diese Zeit mag auch jener treffliche Bruder Straubinger erfunden sein, der in Kortümschen Versen so wichtige Reiseerlebnisse zu vermelden hat:

In Straßburg in dem Ellensaß
Da macht' ich mir einen großen Spaß!
Ging bei einem Sturm
Auf den Münsterturm
Und ließ ein Papierchen herunterfliegen.

Läßt die kindliche Vergnüglichkeit eines beschränkten Kopfes sich hübscher illustrieren? Und hat es nicht auch gelehrtere Straubinger gegeben, die die höchsten und schönsten Meisterwerke der Kunst nur dazu brauchen konnten — um Papierchen herunterfliegen zu lassen?

Doch fehlt dem grotesken Handwerksburschen auch nicht sein rührendes Gegenbild. Wer kennt nicht jene von Hebel unübertrefflich erzählte Geschichte von dem reichen Kannitverstan in Amsterdam? In der großen Handelsstadt zieht ein armer Geselle einher; alles, was zu bewundern jene selbstzu-

friedenen Burschen sich zu vornehm dünkten, staunt er ehrlich an, und wenn er die Antworten auf seine Fragen nicht versteht, deutet er sie, ein harmloser Eulenspiegel, sich wörtlich aus. Und mit gerührtem Herzen schreitet der arme Fremdling hinter der Bahre des reichen Kaufherrn einher, die schönste Verkörperung jener einfältigen, goldklaren Herzensgüte, an der der vielverspottete Stand der Philister in unserem Deutschland einen unerschöpflichen Schatz besitzt.

All diese Gestalten sind mehr oder weniger aus dem Geist der Romantik geboren. Der Spott auf den superklugen und doch bornierten Handwerksburschen, die Mythendichtung, die sich des Berliners in Rom bemächtigt, die Ironie, die den Käsehändler das Land der Zitronen und Orangen tadeln läßt — sie zielen alle auf den Geist der Nüchternheit, der platten Verständigkeit, des prosaischen Utilitarismus, wie die Romantiker sie an den „Nicolaiten“ haßten. Alle, die diese Geschichten vortrugen, empfanden behaglich ihr feineres Verständnis für Rom und Italien, für altdeutsche Kunst und antike Kolosse. Aber es kam wieder ein Umschlag und der allzeit wanderbereite Gesell ward ausgeschickt, um mit seinem Knüttel die Glashäuser der Romantiker einzuschlagen.

Als eine romantisch verzückte Dame von äußerster Bläue des Blutes, der Blumen und der Strümpfe schildert Karl Immermann im Münchhausen die Jungfrau Emmerentia. Sie spricht in Zeichen, hat die höchsten Gefühle und glaubt mit den Romantikern an die unbedingte Poesie des unverbildeten „Mannes aus dem Volke“. Aber Karl Buttervogel, Münchhausens Bedienter, weiß ihren sentimentalen Anforderungen nicht völlig zu entsprechen, und die Aufzeichnungen seines unverdorbenen Herzens, das nur nach zwei Pfund Rindfleisch ein sehr schönes Gefühl empfindet, parodieren ziemlich bedenklich ihr eigenes Tagebuch, etwa wie die Briefe der Frau Wilhelmine begeisterte Reiseberichte aus Italien parodieren.

Aber Karl Buttervogel ist immerhin „herrschaftlicher Diener“ und hat viel in gebildeten Kreisen „verkehrt“. Den rechten antiromantischen Feldzug unternimmt wieder ein Handwerksbursch. Und da die neuere Literatur die genaueren Bestimmungen liebt, können wir auch seine Zunft angeben: er ist

ein Schneidergesell, wie jener Held des Volksmärchens, der „sieben auf einen Schlag“ erschlug.

Franz von Gaudy war ein guter Märker und der wandernde Schneidergesell, dessen Tagebuch er veröffentlicht hat, ist ein richtiger Berliner. Wie beim Schelmuffsky lag dem köstlichen Schriftchen eine direkt parodische Absicht zugrunde; es war halb auf prosaische Herabwürdigungen Italiens wie G. Nicolais ultraprosaisches „Italien wie es wirklich ist“, halb auch wieder auf Eichendorffs allzu romantisch-schlaraffisches „Leben eines Taugenichts“ gemünzt. Freilich hatte der brave Nicolai selbst nur einer immerhin begreiflichen Reaktion gegen die unermüdliche Hesperienschwärmerei der Waiblinger und Wilhelm Müller, der Ludwig Richter und Otto Speckter nachgegeben, als er seinen „Bericht über eine merkwürdige Reise in den hespritschen Gefilden, als Warnungsstimme für alle, welche sich dahin sehnen“ (1835) schrieb. Aber der Königlich preußische Divisions-Auditeur trieb es denn doch gleich etwas arg. Band II beginnt mit den energischen Worten: „Unsere Wohnung ist ein Palast, allein in keiner deutschen Bauernkneipe würde man soviel Flöhe finden, als hier in diesem Palast Neapels. Beneidenswerte Eselshäute derjenigen, die vor lauter Entzücken über die Fata Morgana ihrer Einbildungskraft in Italien die schmerzhaften Stiche des gefräßigen Ungeziefers nicht fühlen! Und gliche Italien wirklich den Gefilden Elysiens — wie könnte ein edler, gemütvoller, gebildeter und reinlicher Mensch in diesem Lande sich wohlfühlen?“ In meinem Exemplar findet sich da die boshafte Randnotiz: „Es erhebt sich der gegründete Verdacht, daß der Verfasser die Flöhe, über die er sich ekelhaft oft beschwert, mit Unrecht Italien zur Last legt, sondern sie vielmehr aus Preußen mitbrachte.“ Und ein andermal, als der Auditeur, auch hier Ankläger und Richter in einer Person, sich sogar über das Klima in Italien beklagt, hat mein antipreußischer Vorbesitzer mit besserem Recht an den Rand geschrieben: „Wer an alles Fremde den Maßstab der Heimat anlegt, für welches er (besonders als intelligenter Preuße) eine Affenliebe besitzt, dem würde das Paradies selbst, insofern es nicht seiner Heimat gliche, keinen Beifall ablocken.“ Damit ist in der Tat der Buchholzische Charakter

der Schrift treffend gekennzeichnet. — Seltsam ist es übrigens, daß neben diesem Gustav Nicolai und unserm „großen“ Friedrich Nicolai, der das Berlinertum in so argen Verruf gebracht hat, noch ein dritter Namensvetter seine norddeutsche Nüchternheit offenbart hat und zwar, wie der Herr Auditeur, an Italien: von Otto Nicolai, dem Komponisten, wurden kürzlich Briefe (von 1834) veröffentlicht, in denen das moralische Hochgefühl des wohlpolizierten Preußen dem Ingrimm über das italienische Betrügervolk und seine Faulheit, seinen Schmutz kaum weniger erheiternden Ausdruck leiht. Es handelt sich also hier um typische Erscheinungen, die Gaudy zumeist mit sicherem Witze getroffen hat. Aber Eichendorffs Büchlein ist zu schön, um nicht auch auf die Parodie einen Teil des eigenen fröhlichen Tons, der sonnigen Stimmung zu übertragen. Gaudys Held ist so nüchtern wie nur möglich und seine Schlußworte könnten das Motto abgeben zu allen Buchholziaden: „Ja dies ewige Geschrei über das himmlische Italien, das Italien hinten und Italien vorne, es muß einmal ein Ende nehmen.“ Diesem neunmalweisen Wanderer erscheint gar Italiens Kunst und Natur als schlechter Abklatsch Berliner Kulissenherrlichkeit! Aber trotz alledem ist Gaudys Schneider ein braver tüchtiger Bursch, der unter seinem Kittel ein liebefähiges und treues Herz trägt. Ein Schimmer von der Poesie der romantischen Bummler verklärt dieses Erzrationalisten Figur. Für Heinrich Heine war der Schneidergesell, den die Meisterstochter ins Herz stach „mit Nadel und mit Scher“, eine tragikomische Gestalt von ziemlich bedenklicher Lächerlichkeit gewesen; aber bei Gaudy, den eben dies Gedichtchen Heines zu der Liebesepisode seines „Romberger“ angeregt zu haben scheint, deckt die Rührung einen milden Schleier über die schwächsten Seiten des Helden. War doch damals der Berliner Handwerker durch Angelys vielbelachte und auch etwas beweinte Posse zu der Ehre gelangt, von König Friedrich Wilhelm III. und dem Kronprinzen zitiert zu werden: „Darum keine Feindschaft nicht!“ rief der unpünktliche Thronfolger dem Vater als Entschuldigung zu, und dieser antwortete mit scherzhaftem Tadel: „Immer derjenige, welcher!“ Und ein noch höherer Fürst, Goethe, würdigte den kunstfreudigen Berliner Maurermeister Zelter seiner intimen Freundschaft.

So kann es uns nicht wundern, den philiströsen Parodisten romantischer Wanderseligkeit auf eine höhere Stufe gehoben zu sehen als seine Vorläufer: Gaudys Schneidergesell vereint die Übergescheitheit mit der Gutherzigkeit Kannitverstans und ist bei weitem der liebenswürdigste unter allen Vorläufern der Familie Buchholz.

Es mögen noch einige weniger interessante Wiederholungen des alten Typus die neueste Erscheinung desselben von der erfreulichsten trennen; aber der Ahnensaal ist wohl schon zur Genüge gefüllt und wir brauchen nach den direkten Aszendenten der Frau Wilhelmine um so weniger die recherche de la paternité anzustellen, als wir die literarische Selbständigkeit ihres Autors nicht im allergeringsten bezweifeln. Er hat wohl von all diesen ästhetischen Handwerksburschen nur vereinzelte Kenntnis gehabt, oder jedenfalls haben sie ihn nicht bestimmt, kaum beeinflußt. Gerade darum aber scheint mir die periodische Wiederkehr des nüchternen Gesellen so beachtenswert. In mancherlei Gestalt sahen wir ihn auftauchen, zumeist zwar im Kittel des fechtenden Knoten. Hat doch auch die Scherzlegende des ausgehenden Mittelalters den Schuhmacher Hans Pfriem gekannt, der dem lieben Gott zeigt, wie er alles hätte einrichten müssen; und hat doch auch Meister Gottfried von Zürich seinem gerechten Kammacher den Zug klugtuenden Räsonnierens über alle Dinge nicht geschenkt. Aber der pfiffige Anti-Idealist hat noch viel andere Röcke und Gesichter. Wer kennt ihn nicht, wie er sich jetzt breitmacht in Parlament und Presse und die Weisheit entwickelt, es sei doch eitel Wind mit dem Idealismus und dem Gerede von Freiheit und Kultur? wie er die Nationen danach beurteilt, ob sie ihm seinen — Käse reichlich abnehmen oder nicht und wie er alle höhergehenden Auffassungen der „Ideologen“ mit dem „vorurteilslosen Blick des Praktikers“ schnell und sicher abfertigt? Wer kennt ihn nicht, wie er in der literarischen Kritik die Rechte der Natur wahrt und jedem kleinen Monolog auf der Bühne, jeder poetischen Fiktion gegenüber so scharfsinnig bemerkt, er habe noch nie ein Pferd mit einer Stieze unterm Bauch gesehen? Wer kennt ihn nicht, wie er „von dem einzig zuverlässigen Boden statistisch gesicherter Tatsachen aus“ welthistorische Fahrten in Vergangenheit und Zukunft mit den

merkwürdigsten Reiserouten unternimmt? Und wer kennt vor allem ihn nicht, der unsere Einrichtungen und Sitten für so über alles Lob erhaben hält, daß nur vaterlandsverräterische, reichsfeindliche Nörgelei mit anderen Idealen kommen darf, deren Windbeutelei (um mit Gaudys Schneidergesellen zu sprechen) eine wohlorganisierte Polizei eigentlich gar nicht dulden dürfte? Überall machte er sich breit, so breit, daß sogar, wer auf einem Gebiet ihm hilft, auf eigenem Boden sich von ihm bedrängt fühlt. In jedermanns Nase geht der üble Geruch dieser Barbarenherrschaft, möchte man mit Macchiavell ausrufen. Vergeblich haben große und kleine Propheten sich gegen den allmächtigen Spießbürger erhoben; vergeblich hat Nietzsche gesprochen, vergeblich Otto Schroeder sein köstliches Büchlein gegen den „großen Papierenen“ geschrieben, vergeblich scheint Boecklin gemalt, Adolf Hildebrand Bildwerke geschaffen zu haben. Vergeblich? Wer wollte verzweifeln! Mommsen hat einmal von der „bequemen Verzweiflung“ gesprochen, welche die adligen Herrlein in Cäsars Heer beim Annahen Ariovists ergriff; auch uns sollte es zu bequem sein, die Hände hoffnungslos in den Schoß zu legen. Auch dieser Riese, der Mann der allein seligmachenden Realpolitik und des allein echten Naturalismus und der einzig wissenschaftlichen nackten Empire steht auf tönernen Füßen. Immer, sahen wir, war es ein Symptom des allgemeinen Mißbehagens, wenn er, der stets zu reden fertig, zum großen Wort in der Welt und in der Literatur auch wirklich berufen wird. Und so dürfen wir hoffen, daß auch die „Familie Buchholz“ und ihr Erfolg ein günstiges Omen ist für jene rühmliche Unzufriedenheit mit den Geistern des Tages, die wir Idealismus nennen und die in guten und bösen Zeiten der Schutzgeist unseres Volkes war.

Deutschland ist Hamlet.

Heinrich v. Treitschke (Deutsche Geschichte 5, 377) sagte von Freiligrath: „Wenn er sein Deutschland einen Hamlet nannte — eine Vergleichung, die nunmehr in Vers und Prosa unendlich oft wiederholt wurde — so fügte er doch bescheiden hinzu:

Bin ich ja selbst ein Stück von dir,
Du ew'ger Zauderer und Säumer!"

Der berühmte Geschichtsschreiber sieht also den Verfasser des Gedichtes Hamlet als den Erfinder dieses Vergleiches an. Vorsichtiger drückt sich Gottfried Keller (Nachgelassene Schriften S. 179) aus: „Unser Mann (nämlich Fr. Th. Vischer), natürlich abermals an das Vaterland denkend, wiederholt im Verlaufe seiner Rede den Spruch: ‚Deutschland ist Hamlet.' Der erste, welcher unseres Wissens dieses Gleichnis in einem schönen Gedicht ausführte, war Ferdinand Freiligrath in seinem Glaubensbekenntnis, also ungefähr 1844. Dann nahm es Gervinus in seinem Shakespeare wieder auf, und neuerdings also Vischer." Die Vorsicht ist berechtigt; denn Freiligrath hat den vielzitierten Spruch (der freilich im neuesten Büchmann fehlt) allerdings geprägt, ist damit aber selbst in eine merkwürdige, lange Tradition eingetreten. Und vollkommen zutreffend ist auch, was G. Keller weiter ausführt: „So viele nun überdies das bedeutungsschwere Wort gebrauchen mögen, jeder wird wenigstens teilweise etwas anderes meinen. Zum Hamlet gehört der Übeltäter, der verbrecherische Zustand, gegen welchen er angehen soll, und eben was und wer

dieses Übel sei, darin gehen die Meinungen auseinander. Der eine sagt: es ist dies, der andere jenes, der dritte alles zusammen." Das ist, wie gesagt, vollkommen zutreffend, aber doch nur für einen bestimmten Zeitraum; etwa seit der Zeit Friedrich Wilhelms IV. hatte sich eine ganz feste Auffassung des Vergleiches herausgebildet. Und eben hierdurch bildet die Geschichte dieses Zitates einen lehrreichen Beitrag zur Geschichte des Volksgeistes im neunzehnten Jahrhundert.

F. Laban hat in einer interessanten Studie (Der Gemütsausdruck des Antinous) gezeigt, wie in den Deutungen der Hadrianischen Skulptur der Gemütszustand nicht bloß der einzelnen Betrachter, sondern ihrer ganzen Epoche sich abspiegelt. Eine Geschichte der Hamlet-Auffassungen würde das gleiche in noch auffälligerer Schärfe ergeben. Soviel können wir aber hier natürlich nicht zeigen. Nur etwa dies sei zu bemerken. Als Shakespeare seinen triumphierenden Einzug in Deutschland hielt, war es vor allem das Drama des Dänenprinzen, das ihm die Herzen der jungen Generation eroberte. Aber weder bei Lessing noch bei Herder tritt der problematische Charakter Hamlets als Hauptinteresse hervor. Lessing bewundert die ungeheure Kunst, mit der Wunderbares glaubhaft gemacht wird; und als Hauptprobe rühmt er (Hamburgische Dramaturgie Stück VII und XI) die Szene, in der Hamlet den Geist erblickt. Sie bleibt bei den Deutschen (neben der Monologszene) der Lieblingsauftritt; bei den Franzosen, wie übrigens auch bei den Engländern selbst, ist es die Totengräberszene. „**Avant tout la scène du cimetière d'Hamlet, où il atteint le sommet du sublime**", sagt Edmond de Goncourt (Journal 5, 19, vgl. Barbey d'Aurévilly **Littérature étrangère** S. 156). — Aber neben die Geisterszene tritt z. B. in Lichtenbergs Briefen aus England (Vermischte Schriften 3, 199 f.) „**der berühmte Monolog ‚to be or not to be'**" (S. 225), den er ja auch in seinem Kampf gegen J. H. Voß in der witzigen Wendung „**to bäh or not to bäh, oder über die Pronunziation der Schöpse des alten Griechenlands**" parodiert hat. Und hier sagt der große Psychologe von Garricks Vortrag des berühmtesten aller Selbstgespräche (vgl.

z. B. über den Einfluß des Hamletmonologs auf Lessing: Düsel, Der dramatische Monolog in der Poetik des 17. und 18. Jahrhunderts S. 48): „Der Monolog tut aber doch ungleich mehr, als man von einem Räsonnement über Selbstmord und Tod in einem Trauerspiel erwarten sollte."

Von einem Räsonnement über Selbstmord und Tod! Man bedenke: es ist die Zeit der Räsonnements über Selbstmord und Tod! Es ist die Epoche, in der Rousseau in der Neuen Heloise und Goethe im Werther über den Selbstmord disputieren, in der dies Thema ein Lieblingsthema in Schrift und Unterhaltung ist (vgl. Erich Schmidt, Richardson, Rousseau und Goethe S. 228 f.), in der kaum eine der führenden Persönlichkeiten von Friedrich dem Großen an bis zu Goethe von der Versuchung des Selbstmordes unberührt bleibt! So trat der düstere Dänenprinz der neuen Generation nahe als einer, der an ihren Schmerzen und Zweifeln teil hatte (vgl. Erich Schmidt a. a. O. S. 232). Und damit vollzog sich eine charakteristische Wandlung. Für Lessing war die Technik (im umfassendsten Sinn des Wortes) die Hauptsache gewesen: Charakterzeichnung, Handlung, Effekte, Sprache ließen ihn Hamlet wie Romeo und Julia als moderne Erfüllungen aristotelischer Forderungen preisen. Für Herder war die Originalität der große Punkt, und die Einheitlichkeit jedes Dramas, jeder Szene das Bewundernswerteste am Hamlet. In beiden Richtungen hat Otto Ludwig auf Lessing und Herder zurückgelenkt, als er in seinen Shakespearestudien den Hamlet zur Grundlage seiner Auffassungen, zur Norm des Shakespearedramas nahm (vgl. meinen Aufsatz im Shakespeare-Jahrbuch 1901). Aber die Schüler Lessings und Herders interessierte weniger das Ganze, als das Einzelne, weniger die Charakterzeichnung im allgemeinen als ein Charakter. Hamlet selbst fesselte, bezauberte, bannte sie.

Robert Prutz hat es in seinen Vorlesungen über die Geschichte des deutschen Theaters mit vollem Recht immer wieder betont, wie sich die Besten damals

„in Hamletschem Unmut einsam verzehrten" (S. 321); wie „jene Zeit des Ringens und der krankhaften Sehnsucht im Hamlet ihr vollkommenstes Spiegelbild fand" (S. 332); wie „dieser außerordentliche und allgemeine, sich mit zauberhafter Schnelle durch ganz Deutschland fortsetzende Beifall, welchen Hamlet fand, keineswegs bloß auf ästhetischen Gründen beruhte . . .: vielmehr dieser Beifall war eine unmittelbare, bewußtlose Folge jener tiefen innerlichen Verwandtschaft, welche zwischen dem Helden des Stücks, dem sentimentalen, grübelnden, in Skepsis verschmachtenden Prinzen von Dänemark, und der sentimentalen, grübelnden, weltschmerzlichen Stimmung der damaligen deutschen Welt bestand. Man schaute in Hamlet sich selber an; ein solcher Grübler, über der Reflexion die Tat versäumend, war auch das deutsche Volk; so, an der Sophistik des eigenen Gefühls, tatlos, ruhlos, zehrte auch die deutsche Jugend sich ab. Es würde eine interessante, durch ihren Umfang, ihren Reichtum überraschende Übersicht geben, wollte man (wozu hier freilich der Raum gebricht) einmal in leidlicher Vollständigkeit alles zusammenstellen, aus Literatur, Theater, Sitten und Gebräuchen, worin diese ungeheure Wirkung des Hamlet sich kund gegeben. Von Goethes Wilhelm Meister (in dem es wahrlich nicht bedeutungslos ist, daß gerade Hamlet den Mittelpunkt des Theaterromanes bildet) bis zu den Tarokkarten mit Figuren aus Hamlet!! welche ums Jahr 1782 in Deutschland Mode waren (Reichardts Theater-Kal. 1785 S. 118): welche Fülle, welche Abstufung der Erscheinungen!"

Freilich, als Prutz so schrieb (1847), war sein Auge durch die Hamletstimmung der eigenen Zeit geschärft, und Freiligraths Vers klingt bei ihm wieder: „ein solcher Grübler, über der Reflexion die Tat versäumend, war auch das deutsche Volk". In der Tat ist aber an der Richtigkeit seines Räsonnements zu zweifeln. St. Preux und Werther sind dem Dänenprinzen verwandt; die Helden Ossians sind antike Heroen, die den Hamlet gelesen haben; Lichtenberg, der einsame, schreibtafelfreudige Grübler, der nichts vollendet, oder Leisewitz bilden die eine Seite jener wunderbaren poetischen Schöpfung ab, wie Lenz mit seinen Intrigen, seinen Liebschaften, der Verrückung seines edlen Sinnes die andere. Und deshalb steht in

Goethes Hamletstudium die Hauptfigur dominierend und fast allein auf der Bühne. Für die Aufführung im Roman bleibt die Geisterszene ein Hauptstück, das dann seinerseits fortwirkte (Hollins Liebeleben von Arnim, her. von J. Minor S. XXII); für Wilhelm Meisters Exposition des Dramas aber kommt überhaupt fast nur die eine Rolle in Betracht. Das ist der junge Goethe; der alte kehrt (1825) in seiner Besprechung der ersten Hamletausgabe (Hempel 39, 746) zu Technik und Kostüm und zur Geisterszene zurück. Für den Stürmer und Dränger aber gilt ganz das Wort: „Hamlet und seine Monologen blieben Gespenster, die durch alle jungen Gemüter ihren Spuk trieben. Die Hauptstellen wußte ein jeder auswendig und rezitierte sie gern, und jedermann glaubte, er dürfe ebenso melancholisch sein, als der Prinz von Dänemark, ob er gleich keinen Geist gesehen und keinen königlichen Vater zu rächen hatte." (Dichtung und Wahrheit B. XIII; Weim. Ausg. 28, 216.)

Das ist das Vorspiel zur Geschichte des Ausspruches „Deutschland ist Hamlet". In „Sturm und Drang" war Deutschland Hamlet, oder vielmehr „jeder Jüngling sehnt sich so zu leben". Jeder Deutsche ist Hamlet, aber der Schluß vom Mikrokosmus auf den Makrokosmus wird noch nicht gezogen. Deutschland war Hamlet, ohne es zu wissen. Wir treten in den ersten Akt: Deutschland erkennt sich als Hamlet.

Ludwig Tieck war es, so viel ich sehe, der diesen Schritt tat. Im Poetischen Journal (S. 49; wiederholt Kritische Schriften I, 155 f.) sagt er (1800):

„Wer weiß, ob Spanien und England nicht damals große Geister in Deutschland entzündet hätten, als der Dreißigjährige Krieg unser Vaterland zerrüttete und alle Kunst zerstörte, vielleicht sind damals im wilden Getümmel herrliche Kräfte zugrunde gegangen, die keine Heimat finden konnten und keine Gelegenheit, sich auszudrücken. In dieser großen Krisis wandte Deutschland seine letzte Kraft an und hat seitdem im Denken, Handeln und Dichten fremden Einfluß genug erfahren, jene wilde Periode war gleichsam Hamlets dritter Akt, die höchste Spannung seiner Kräfte in der Verworrenheit, aber der edle Vorsatz ward damals nicht erfüllt, sondern nur Polonius um-

gebracht, wodurch freilich immer etwas geschah. Seitdem schleppt sich das Stück, und im Stillstand liegt das Fortgehen des Gedichts, der Mut ist gebrochen, das kranke Gemüt zeigt sich in melancholischen Reflexionen. Jetzt scheint es endlich dahin gekommen zu sein, daß die Schlimmen durch sich selber verderben, Hamlet, der doch niemals nicht zu retten ist, muß freilich mit untergehen, und der Himmel gebe nur, daß die herrliche Erscheinung des Fortimbras, die dann eintreten soll, den Namen mit der Tat führen möge, um in aller Jugend und Stärke sein neues Reich zu beginnen."

So wiederholt sich hier ein typisches Phänomen: was beim Sturm und Drang unbewußt war, ward bei der Romantik bewußt (vgl. Walzel über Ricarda Huchs Blütezeit der Romantik, Arch. f. d. St. der n. Spr. CVII S. 260). Friedrich Schlegel sah selbst das Ideal seines Wesens in Hamlet (Ric. Huch a. a. O. S. 15, vgl. Walzel a. a. O. S. 258). Rahel nannte sich selbst „einen brünetten Hamlet" und rief (1823): „Kann ich den Hamlet nicht los werden! Ich hätte ihn schreiben müssen, wie Goethe den Werther: um mich mit ihm abzufinden" (vgl. Berdrow Rahel S. 305). Die bewußten, über sich selbst aufgeklärten Hamlets der Romantik wüßten genauer, als die instinktiven der Wertherzeit, daß etwas faul sei im Staate Dänemark: sahen sie ihr Vaterland an, so glaubten sie in den Spiegel zu sehen. Und so erkennt Tieck in Deutschland den Hamlet. Aber das ist noch zu allgemein. Deutschland dem Dreißigjährigen Kriege, das ist zu abstrakt. Das jetzige Deutschland wird dem Betrachter zum état d' âme; zum Abbild des eigenen Hamlettums. Diesen Schritt zum zweiten Akt tut folgerecht das Junge Deutschland. Wie Tieck den Gedanken Goethes, denkt Börne den Tiecks aus und formuliert zuerst — ich sage wieder vorsichtig: soweit ich sehe! — den Ausspruch, den dann viertens die Revolutionsdichtung zum Zitat macht.

Zweierlei Neues bringt Börnes berühmte Besprechung des Hamlet (1818). Erstens verallgemeinert er die Selbsterkenntnis der Romantiker. Fr. Schlegel und Rahel sahen, daß sie Hamlet glichen; Börne, daß jeder Deutsche ihm glich. „Shakespeare ist ein Brite! Hätte ein Deutscher den Hamlet gemacht,

würde ich mich gar nicht darüber wundern. Ein Deutscher brauchte nur eine schöne, leserliche Hand dazu. Er schreibt sich ab, und Hamlet ist fertig." (Dramaturgische Blätter LXVII; Ges. Schriften 5, 116.) Und zweitens: er macht die praktisch-politische Anwendung. Tieck beschaute das Hamlettum der Deutschen mit elegisch-philosophischer Ruhe; wenn dagegen bei Börne „der Tell Schillers stolzer, trotziger, gebietender sein sollte, wenn Shakespeares Hamlet wegen seiner Tatenlosigkeit ausgeputzt wurde wie ein träumerischer Schulknabe, so sah man bereits, daß der moralisierend politische Eifer die ästhetische Einsicht beeinträchtigte" (M. Carriere, Lebensbilder S. 192). „Hamlet ist ein Feiertagsmensch, ganz unverträglich mit dieser Werkeltags-Erde. Ein Nachtwächter, beobachtet und verkündet er die Zeit, wenn andere schlafen und nichts von ihr wissen wollen, und schläft, während andere wachen und geschäftig sind. Wie ein Fichtianer, denkt er nichts als ich bin ich, und tut nichts, als sein Ich setzen. Er lebt in Worten und führt als Historiograph seines Lebens ein Schreibbuch in der Tasche." (Börne a. a. O. S. 103) Wort für Wort ist hier alles als politische Ausspielung gemeint. Genau so hatte schon Hölderlin (1790) die Deutschen gefragt, ob sie immer „tatenarm und gedankenvoll" blicken wollten —

Oder kommt, wie der Strahl aus dem Gewölke kommt,
Aus Gedanken die Tat? Leben die Bücher bald?

Genau so rief (1839) L. Wienbarg in dem Programmbuch, das er „dem jungen Deutschland widmete", in den Ästhetischen Feldzügen: „Wir haben uns herausstudiert aus dem Leben, wir müssen uns wieder hineinleben. Deutschland war bisher nur die Universität von Europa, das Volk ein antiquarisches, ausgestrichen aus der Liste der Lebendigen und geschichtlich Fortstrebenden . . . Die Deutschen waren nur Zuschauer im Theater der Welt, aber hatten selbst weder Bühne noch Spieler." (S. 76.) Wienbarg spricht aus, was Börne andeutet: Deutschland ist Hamlet; „es muß anders werden!" (S. 38.)

Aber Wienbarg zitiert bei seinem Appell den englischen

Dichter nicht. An der Schwelle der Revolutionspoesie tut das Fr. v. Sallet in seinem Aufsatz Über Entstehung und Charakter der modernen Lyrik (1837). Da heißt es: „Schon Shakespeare mußte dem Neuen seinen Tribut zollen. Er tat dies im Hamlet, diesem merkwürdigen Charakter, in dem, mit seltenem Prophetenblick, alles tote Selbstbewußtsein und grübelnde Verzagen, alle Gedankentiefe und Gedankenverirrung, alle wißbegierige Vielseitigkeit und geschwätzige Oberflächlichkeit, alles rasche Erkühnen und kindische Unschlüssigwerden des 19. Jahrhunderts vorher verkündigt ist." (Sämtl. Schriften 5, 392, vgl. D. Jacoby, Allg. D. Biogr. 33, 723.)

So weit war man nun. Schritt für Schritt hatte man erst gefühlt, dann erkannt, daß jeder Deutsche ein Hamlet sei; die Schlußfolgerung gezogen, daß es anders werden müsse; sie auch ausgesprochen. Nun kam endlich (1844) Ferd. Freiligrath mit seinem „Glaubensbekenntnis":

Deutschland ist Hamlet! Ernst und stumm
In seinen Toren jede Nacht
Geht die begrabene Freiheit um,
Und winkt den Männern auf der Wacht.
Dasteht die Hohe, blank bewehrt,
Und sagt dem Zaudrer, der noch zweifelt:
„Sei mir ein Rächer, zieh dein Schwert!
Man hat mir Gift ins Ohr geträufelt!"

Er horcht mit zitterndem Gebein,
Bis ihm die Wahrheit schrecklich tagt;
Von Stund an will er Rächer sein —
Ob er es wirklich endlich wagt?
Er sinnt und träumt und weiß nicht Rat;
Kein Mittel, das die Brust ihm stähle!
Zu einer frischen, mut'gen Tat
Fehlt ihm die frische, mut'ge Seele!
. . . . . .

Gottlob, noch sind wir nicht so weit!
Vier Akte sahn wir spielen erst!

Hab' acht, Held, daß die Ähnlichkeit
Nicht auch im fünften du bewährst!
Wir hoffen früh, wir hoffen spät:
O, raff' dich auf, und komm zu Streiche,
Und hilf entschlossen, weil es geht,
Zu ihrem Recht der fleh'nden Leiche!

Mach' den Moment zu nutze dir!
Noch ist es Zeit — drein mit dem Schwert,
Eh' mit französischem Rapier
Dich schnöd' vergiftet ein Laert!
Eh' rasselnd naht ein nordisch Heer,
Daß es für sich die Erbschaft nehme!
O, sieh' dich vor — ich zweifle sehr,
Ob diesmal es aus Norweg käme!

Nur ein Entschluß! Aufsteht die Bahn —
Tritt in die Schranken kühn und dreist!
Denk' an den Schwur, den du getan,
Und räche deines Vaters Geist!
Wozu dies Grübeln für und für?
Doch — darf ich schelten, alter Träumer?
Bin ich ja selbst ein Stück von dir,
Du ew'ger Zauderer und Säumer!

Für Tieck war der Dreißigjährige Krieg „gleichsam Hamlets dritter Akt . . . Ich könnte die Allegorie noch weiter durchführen, doch will ich dir die leichte Mühe überlassen". Freiligrath hat sie weiter durchgeführt — bis zu der Pause nach dem vierten Akt. Allegorien, weit ausgesponnen, sind ja das Hauptmittel seiner Technik in jenem Büchlein, in dem der Dichter des Löwenritts sich an Herwegh zum Agitationspoeten schult. So mag man denn auch mit Treitschke die liebenswürdige Bescheidenheit des Schlusses rühmen; aber man darf nicht ganz übersehen, daß diese Bescheidenheit auch einiges Selbstlob birgt, denn längst war es ein Ruhmestitel geworden, ein Stück Hamlet zu sein, ein „Zerrissener" im großen Stil. G. Keller erzählt (Nachgelassene Schriften S. 180 f.) höchst interessant von „einem deutschen Edelmann, ge-

wesenen Offizier und Staatsbeamten", allerdings „aus dem Anfang der fünfziger Jahre, zur Zeit der zerstörten Hoffnungen und der wildesten Reaktion". Der studierte sich durch den Hamlet durch, faßte ihn erst ganz allgemein als Tragödie des Gewissens; dann national: das deutsche Volk sei Hamlet. „Von diesem nationalen Hamlettum ging er jedoch bald auf das persönliche über. — So kokettierte er denn in aller Form selbst als Hamlet."

Wie viele haben das damals getan! Jetzt kam die Zeit, wo Deutschland und seine Hamlets sich gegenseitig im geistreichen Nichthandeln bestärkten. Keller zitiert die Ästhetiker Gervinus und Vischer (a. a. O. S. 179). Man kann ebensogut Dichter nennen, etwa F. Gregorovius, der in seinem seltsamen jungdeutschen Polenroman Werdomar und Wladislav aus der Wüste Romantik (1845) den „blutlosen Hamlet" (S. 36) aufruft, als den Ahn der Tatenlosen: „wir entsetzen uns, zweifeln, philosophieren, werden toll, stechen mit Silben statt mit Schwertern, und haben auch in Wittenberg studiert." Oder Politiker wie den Verfasser jenes Hamlet in der Politik, mit dem Hebbel (Briefe, Nachlaßband 2, 117) sich (1859) einverstanden erklärt. Wirklich ward jetzt der Vergleich mindestens in Prosa unendlich oft wiederholt; wahrscheinlich (wie Treitschke a. a. O. behauptet) auch in Versen, wenn ich dafür auch jetzt keinen Beleg beizubringen vermag. „Deutschland ist Hamlet," das sagten sie im Grund alle, mochten sie auch einmal (wie Sallet) das 19. Jahrhundert, oder (wie Gregorovius) allgemein „diese Zeit" dafür einsetzen. Und Grund genug war vorhanden: in der Paulskirche saßen die Hamlets nur zu zahlreich, und auf dem Thron Preußens saß jener Monarch, den ein so leidenschaftlicher Royalist und Loyalist wie August v. Haxthausen (1855) in einem Briefe (Literarische Mitteilungen. Festschrift zum zehnjährigen Bestehen der Literaturarchiv-Gesellschaft in Berlin S. 92) mit dem Dänenprinzen vergleicht (vgl. meine Deutschen Charaktere S. 117).

Allmählich ebbt die Flut etwas zurück. Wenn Bogumil Goltz (Shakespeares Genius 1854, S. 67) ganz

ähnlich wie Sallet in Hamlet eine Antezipation deutsch-moderner Charaktere sieht, so ist für ihn doch dieser Charakter nur noch ein einzelner unter vielen, nicht mehr der moderne deutsche Charakter schlechtweg. Viel energischer wehrt G. Keller (1861) das Gleichnis überhaupt ab: „Nein, nicht zugegeben, daß man Hamlet sei! Lieber das ganze Wunderwerk von Trauerspiel vergessen bis auf den Namen! Denn wenn eine Nation erst solch wehmütig zierliches Ding von Bezeichnung angenommen hat, so wird auch der einzelne seine Schwäche damit beschönigen, sich einbilden, recht national zu sein, und die Kerze brennt an beiden Enden" (a. a. O. S. 182). Treffende, tiefgefühlte Worte! deren Berechtigung wir schon bei Freiligrath und wieviel mehr bei Friedrich Wilhelm IV. hervorheben mußten!

Bei Otto Ludwig endlich wird, wie schon angedeutet, die ganze politische Auffassung widerrufen, um der rein ästhetischen Platz zu machen. „Hamlet hat sich wohl hauptsächlich durch seine sittliche Entrüstung und ihren beredten Ausdruck das Herz der damals wie Hamlet vielfältig getretenen und mutlosen deutschen Nation erworben; hier lernten Deutschlands Lyriker und Dramatiker der dargestellten Indignation Gewalt; nur vergaßen sie, daß der scheltende Held selber Schelte verdiente . . ." (Studien; Ges. Schriften 5, 540.) Hier ist die historische Erkenntnis von Robert Prutz mit der ästhetisch-literarhistorischen von Moritz Carriere vereint, und die sentimentale Travestierung, die aus Hamlet einen vormärzlichen Liberalen machte, wie aus Shylock einen Apostel der Judenemanzipation oder aus Julianus Apostata und Theodat alte Vorläufer Friedrich Wilhelms IV., diese sentimentale Travestierung ist auf jenes Maß zurückgeführt, das ihr zukommt. Denn wohl lebt ein Kunstwerk sein eigenes Leben lang nach dem Tode seines Schöpfers, und wir haben das gute Recht, klüger als der Dichter zu sein (wie Fr. Th. Vischer lehrt) und im Apoll von Belvedere oder im Antinous mehr zu sehen, als die Bildhauer in ihr Werk legten; aber diese neu erwachsende Bedeutung darf nur nie verwechselt werden mit der historischen Erkenntnis der wirklichen Meinung des Künstlers! Hamlet ist kein Deutscher, und ist nicht Deutschland; aber

Deutſchland und die Deutſchen hatten ſich lange, nur zu lange in dieſe Lieblingsrolle hineingelebt.

Was Wunder, daß den Fremden gleichfalls unſer Vaterland in dieſem Lichte erſchien, und um ſo mehr, je mehr ſie ihm Sympathie entgegenbrachten, dem geiſtreichen, tiefſinnigen, aber ungefährlichen Träumer! Nur verallgemeinerten ſie das Bild gern auf den ganzen Norden. Wohl bleibt Deutſchland immer für ſie in erſter Linie „das Land der Dichter und Denker", gerade weil J. E. Erdmann (1850) feſtſtellen mußte, daß die Kluft zwiſchen Philoſophie und Leben in Deutſchland weiter ſei als in Frankreich und England (Ernſte Spiele, 4 Aufl., S. 21); wohl hatte noch D. Fr. Strauß (1871) gegen Renans Vorſtellung von dem „deutſchen Geiſt mit ſeiner wundervollen Weite, ſeinem poetiſchen und philoſophiſchen Anſtande" (D. Fr. Strauß, Kleine Schriften S. 313) — und ohne jeden politiſchen Realismus einzutreten. Aber wenn etwa ein geiſtvoller Bewunderer Heines wie Barbey d'Aurévilly dieſen „cet Hamlet da la poésie douloureuse du XIX siècle" nennt (Littérature étrangère, S. 156), ſo betitelt er doch ebenſo auch den Nordamerikaner Edgar Allan Poe (ebd. S. 387) als „cet Hamlet américain": Heine vertritt das Hamlettum der ganzen Epoche, Poe aber doch wenigſtens das einer Provinz dieſer geiſtigen Welt. Und es iſt bezeichnend, daß ein Dichter wie Heine, der uns ſo gar nicht an Hamlet erinnert bei dem Franzoſen dies Gleichnis erweckt, bloß weil er eben für das Ausland der typiſche deutſche Poet iſt. Oder wenn ein Menſchenalter ſpäter Fernand Baldenne (unter welchem Pſeudonym ſich Ferdinand Baldenſperger, der Verfaſſer der ausgezeichneten franzöſiſchen Biographie G. Kellers, verbirgt) auf der Terraſſe von Helſingör ſteht, ſo fragt er ſich:

> **Hamlet, rêveur lointain, et si proche pourtant**
> **De nous, que notre esprit aux écoutes entend**
> **Gémir encor ta plainte et vibrer ta parole**
> **Comme des mots récents — serais tu le symbole**
> **Du Nord? — („En Marge de la Vie" S. 54).**

Und ſo war denn der Hamletkultus auch längſt aus

Deutſchland in den Norden gewandert. Turgénjew und Gontſcharow, Ibſen und Strindberg machten Hamlets von einheimiſcher Lokalfarbe zu Helden ihrer Erzählungen, den „Überflüſſigen", Oblomow, Peer Gynt; ſo daß eine neue internationale Hamletliteratur entſtand wie einſt eine Wertherdichtung der Rodier und Sénancourt, der Chateaubriand und Lermontow. Und auch im Norden zog man jetzt die Parallele vom einzelnen auf das Allgemeine. Turgénjew hält (1860) ſeinen Vortrag über Hamlet und Don Quichotte mit ähnlichen geheimen Anſpielungen wie Börnes Beſprechungen des Hamlet ſie verſteckte; Doſtojewski ſpricht (1864) ganz allgemein von „unſeren modernen ruſſiſchen Hamlets und Hamletchen" (R. Hoffmann, Th. M. Doſtojewſky S. 219) und Ibſen wollte mit Peer Gynt (1867) direkt eine ſatiriſche Allegorie des norwegiſchen Volksgeiſtes geben. So finden wir hier im Norden ganz dieſelbe Entwicklung der aus Deutſchland eingeführten typiſchen Vergleichung, die bei uns der aus England hereingedrungene Held durchgemacht hatte: der Typus wird erſt als allgemein menſchlicher empfunden, dann nationaliſiert und ſchließlich zum Sinnbild der einheimiſchen Nationalität ſelbſt!

Herrſchend blieb doch jene Anſchauung, die ſchon Sallet und noch Barbey d'Auréviliy ausgedacht hatten: daß Hamlet mehr noch ein hiſtoriſcher als ein nationaler Typus ſei. Wohl vertrete der Norden dieſen Geiſt der grübelnden Tatloſigkeit am reinſten, und innerhalb des Nordens ſei wieder vor allen Deutſchland Hamlet. Aber in demſelben Jahre (1889) ſchrieb doch Edmond de Goncourt (Journal des Goncourt 8,78) Daudets Ausführungen zuſtimmend nach: **„sur la ressemblance de la génération actuelle avec Hamlet, de cette génération chez laquelle, selon une expression de Baudelaire, l'action ne correspond pas avec le rêve, prétendant que l'époque ne comporte pas l'action"** —, und Paul Bourget erklärte (Études et portraits S. 322): **„Il y a du Hamlet dans chacun de nous, de ce prince douteux, inquiet, qui raisonne au lieu de frapper . . ."**

Dennoch konnte aber auch das nicht ausbleiben, daß

ſchließlich die beiden großen Anſchauungen über Hamlet verſchmolzen: die Auffaſſung des Dänenprinzen als eines ewigen, zeitloſen, über alle Nationalität erhabenen Typus und die, die aus ihm den Repräſentanten beſtimmter Epochen und Nationalcharaktere machte. Sie berühren ſich in Guillaume Guizots fragmentariſchem Werk über Montaigne. Da ſagt er von dem Lehrer Shakeſpeares (F. Guizot, Montaigne, S. 295; vgl. die Einleitung von Aug. Salles S. VIII): „**Montaigne est notre Hamlet. Mutatis mutandis, c'est bien cette même maladie de rester continuellement replié, et penché sur soi-même, cet abus de la réflexion qui fait des lâches, ces couleurs natives de la volonté toutes blêmies par le pâle reflet de la pensée, cette préoccupation de la mort et du pays inconnu, d'où nul voyageur ne revient ... Hamlet est un Montaigne qui aurait pu s'entendre avec Pascal. Montaigne est un Hamlet avec qui Horace se serait entendu.**“

Da alſo haben wir auf der einen Seite den Hamletismus als dauernden Typus, als jene Todſünde der „Trägheit“, der acedia, der läßlich liebenswürdigen Tatenſcheu, die R. v. Liliencron in einem geiſtreichen Aufſatz in ihm abgebildet fand; auf der andern Seite aber doch zugleich Hamlet als ſpezifiſch engliſchen Träger dieſer Rolle, neben dem der Römer Horaz, der Franzoſe Montaigne, und weiter etwa der Ruſſe Doſtojewski und andere Vertreter nationaler Dichtung ſtehen mögen. Wobei es merkwürdig iſt, daß Deutſchland, die ſprichwörtliche Heimat der modernen Hamlets, doch nur zu gewiſſen Epochen Hamletdichter erzeugt hat, die romaniſche Literatur aber in den verſchiedenſten Zeiten: Montaigne, Chateaubriand, Amiel endlich, dieſen vollkommenſten Typus geiſtreicher Reflexionswut und ſpekulierender Tatenſcheu, der wirklich ganz nach dem Vorbild Hamlets von der Natur plagiiert ſcheint. Hamlet ſelbſt könnte nicht anders ſprechen: „**D'où vient cette timidité? du développement excessif de la réflexion, qui a réduit presque à rien la spontanéité, l'élan, l'instinct et par-là même l'audace et la confiance. Quand il faut agir, je ne vois partout que causes d'erreur et de repentir, menaces cachées et chagrins masqués**“ (**Journal intime 1,101**). Und doch weiß er es ſelbſt: „**Le monde est à la**

volonté bien plus qu'à la sagesse!" (ebd. 2, 133). Er aber irrt in der Grübelei des norwegischen Nebels (ebd. 1, 229) wie der Prinz von Dänemark und tötet nur Polonius, den Schwätzer, ohne je Claudius, den Mörder, anzugreifen.

Die Abneigung gegen dies Aufgehen in der Reflexion hat dann schließlich gerade in dem Lande des Hamletkultus, in Deutschland, zum Gegenschlag gegen unser Lieblingsdrama selbst geführt. Rembrandt als Erzieher (1890) will die Lust an frischer Tat stärken, Bismarcks Beispiel aufrufen gegen die Professoren; da muß denn dieser Bewunderer Shakespeares den Hamlet für ein Werk der Altersschwäche erklären (17. Aufl. S. 197): „Wie das Kind sich gern dem Greise befreundet, ohne doch darum mit ihm auf der Lebensbahn abwärts zu steigen, nein vielmehr nur dessen Dasein zu ergänzen und erhöht fortzusetzen; so wird auch der Deutsche sich von Hamlet und Faust, diesen Erzeugnissen des feinsten geistigen Hautgout, diesen schönen Verfallsprodukten, diesen edlen aber markloſen Greisengestalten ab und einem erneuerten frischen kindlichen Leben zuzuwenden haben . . ."

Dies schrieb ein deutscher Chauvinist fast genau zu derselben Zeit, in der die Franzosen, solang die entschiedensten Feinde Shakespeares und Hamlets, durch den Mund der Goncourt und Bourget den Hamletismus auch ihres Vaterlandes anerkannten. So wäre denn der Ring geschlossen. Wie einst die Deutschen gerade dies Drama und um dieses Dramas willen Shakespeare mit Jubel begrüßt hatten, weil die Grübelei des Dänenprinzen ihrem eignem Naturell verwandt war, so konnten sie sich jetzt davon abwenden, gerade weil sie durch Bismarck in eine neue Ära der Realpolitik hinübergeführt worden sind. Und wie einst Voltaire und sein königlicher Schüler das englische Drama nicht bloß aus Respekt vor den Regeln des Aristoteles und Boileau verwarfen, sondern auch weil ihr eignes Temperament dem Hamlets so entgegengesetzt war, so konnte die neu bei den Franzosen eingetretene Neigung zur Grübelei und Spekulation die Anatole France, Paul Bourget, Maurice Barrés zu besonderen Bewunderern gerade des Hamlet wandeln!

Und zwar wäre es der große Monolog, der Hamlet nun-

mehr zum Triumphator auch im Lande der einstigen Todfeinde aller „Ideologie" machen würde. Einst war, wie schon erwähnt, die Totengräberszene bei andern Nationen, wie bei uns die des „to be or not to be", das eigentliche Zentrum des Dramas. Wie der grüblerische Prinz aus den Schädeln die Vergänglichkeit aller menschlichen Unterschiede herauslas — das vor allen imponierte den Lawrence Sterne und Edmond de Goncourt. Und doch wiederholte hier Hamlet nur uralte Friedhofsgedanken, die sich schon unserm Walther von der Vogelweide oder dem armen François Villon (vgl. G. Paris, Villon S. 148) oder über ein Jahrtausend vor ihm dem chinesischen Mystiker Chuangtsse (Grube, Gesch. d. chinesischen Literatur S. 157) aufgedrängt hatten. Ein viel modernerer Ton klang aus jenem tiefsinnigen Selbstgespräch heraus; und eben deshalb haben die traditionstreueren Völker des Auslandes dies solange hinter der Totengräberszene zurücktreten lassen. Jetzt sind auch sie, scheint es, in die Hamletsperiode eingetreten. Und so wird die Geschichte dieses Wortes ein Stück Kulturgeschichte, nicht nur für Deutschland, aber doch vor allem für uns — ein Dokument für die hoffentlich nun abgeschlossene Zeit, in der es wirklich heißen konnte: „Deutschland ist Hamlet!"

Zur Entwicklungsgeschichte des Tagebuchs.

Bei keiner literarischen Gattung sind Ursprung und Reife durch einen so ungeheuren Zeitraum getrennt wie bei dem Tagebuch. Ein ungeschriebenes Tagebuch führt eigentlich jeder Mensch; und schon für den „Wilden" im Urwald bildet die Reihe der Tage eine lückenlose Folge, in der er bestimmte Einzelglieder durch Erinnerungen auszeichnet. Ein unsichtbarer Kalender schwebt vor dem Gedächtnis selbst des Ungebildetsten und rettet das einzelne Erlebnis, das er bewahren will, vor der Isolierung in dem ungeheuren Meer der Zeit, sichert ihm einen chronologischen Platz und hebt aus der unendlichen Flucht der Sonnenauf- und -untergänge einzelne Momente wie mit leuchtender Farbe heraus. So selbstverständlich, wie uns das scheint, ist es aber gar nicht. Es könnte ganz gut Menschen geben, denen jedes Gefühl zeitlicher Perspektive fehlt, und für die sich alle Tage wie eine unterschiedslose breite Masse nebeneinander schieben; gerade wie es Völker gibt, die keine Jahrbücher haben, kein Gefühl für chronologische Abstände, und für die der Großvater des jetzigen Häuptlings zur Zeit der Weltschöpfung gelebt hat. Erst das Gefühl wirklicher Erlebnisse läßt das Nacheinander der Tage lebendig empfinden. Eben darum aber wird mit dem anfänglichsten, einfachsten Unterscheiden des ungewöhnlichen Begebnisses vom alltäglichen, mit der ersten Wertschätzung des selteneren Ereignisses schon in der Urzeit die Bahn beschritten, die bis zu den raffiniertesten Produkten moderner Kultur führt, bis zu den psychologischen Vivisektionen Hebbels oder zu den mikroskopischen Beobachtungen der Goncourts. Und doch ist das Tagebuch als literarisches Denkmal nicht viel mehr als ein Jahrhundert alt!

Zwar, daß es dem Altertum noch fehlt, erklärt sich leicht: ihm gingen noch die objektiven wie die subjektiven Voraussetzungen des modernen Tagebuchs ab. Die objektiven, denn noch erleichterte eine große Regelmäßigkeit des Lebensverlaufs eine rasche Orientierung; und dem half ein ungebrochenes Gedächtnis, das weniger als ein modernes festzuhalten hatte und dies Wenige dann auch sicher trug. Und die subjektiven, denn noch nahm sich der Mensch nicht wichtig genug, um mit dem Eifer des Arztes am Krankenbett die Pulsschläge seiner Seele zu zählen. Noch traten all jene individuellen Erlebnisse, die den Hauptinhalt unserer Tagebücher ausmachen, an Wichtigkeit weit zurück hinter den Schicksalen der Gemeinschaft. So war es denn natürlich, daß eine offizielle Annalistik der privaten vorausging. Der Staat mochte Ereignisse, die dauernd im Gedächtnis bleiben sollten, auf parische Marmorchroniken, auf kapitolinische Fasten eingraben; das Erlebnis des einzelnen, soweit es nicht selbst in die Jahrbücher des Staats eingriff, zerrann mit dem Gedächtnis der Beteiligten.

Immerhin erreichte das Altertum, wenn man sich so ausdrücken darf, Momente der Modernität, in denen die subjektiven Voraussetzungen des Tagebuchs vorhanden waren. Die Satiren des alten Lucilius werden von dem (freilich noch moderneren) Horaz fast beschrieben wie ein Tagebuch aus unserer Zeit —: wie treuen Genossen, sagt Horaz, vertraute der Greis seinen Papieren alle Geheimnisse an, so daß sein ganzes Leben in seinen Büchern offen daliegt. Und auch des Kaisers Marc Aurel Selbstbetrachtungen sind eine Art Tagebuch. Aber noch immer blieb doch die Einteilung in Tage den Staatsereignissen aufgespart: da gab es schon Acta diurna, aber noch nicht für die einzelne Person. Der Tag des einzelnen war noch ein verschwindend flüchtiges Ding; uns ist er umfangreich geworden, seit die Uhr Stunden, Viertelstunden, Minuten zu anerkannten Zeitmaßen gemacht hat.

In dieser Hinsicht nun tat das Mittelalter einen Schritt vorwärts. Die regelmäßigen Messen der Geistlichen beginnen den Tag in selbständigere Teile zu zerlegen: Vormittag, Nachmittag werden übliche Zeitbestimmungen. Und in den Klöstern fängt auch das persönliche Element an, sich in die

offizielle Annalistik einzudrängen. Neben Kriegszug und Erdbeben schreibt der Mönch in seine Chronik den Tod seines Abtes, ja, eines einzelnen Ordensbruders; und vielleicht fügt er schon eine ganz persönliche Mitteilung bei. Die Hauschronik aber ist eine der starken Wurzeln unseres Tagebuches; sie wird zum Tagebuch, sobald man von der Aufzeichnung der wichtigen Ereignisse zu der der täglichen Vorfälle übergeht. Dann ist eine Form des objektiven Tagebuchs gewonnen, und die wichtigste, weil sie jedem Haus zu Gebote steht, in dem einer schreiben kann. Daneben stehen andere Grundformen: das Wirtschaftsbuch der Hausfrau; das Journal des wissenschaftlichen Beobachters; das Stammbuch. Sie alle haben Anteil an der Entwicklung des „echten Tagebuchs". Das Wirtschaftsbuch leitet zur Vergleichung an; frühere und spätere Kosten, Größe des Brotes einst und jetzt — es sind kleine Dinge, aber sie schärfen den Blick für die Vergleichung der Epochen. Das Stammbuch, unregelmäßiger geführt als die andern, so recht beliebt erst, seit das Wandern und Besuchen der Gelehrten Mode ward, liefert zu dem späteren Tagebuch das Element des Sentenziösen, des gesucht Geistreichen und die Richtung auf eine Art geistiger Porträtsammlung. Größere Dienste als beide leistet das Beobachtungsjournal des Astronomen, des Arztes, des Physikers: es lehrt genaue Aufzeichnung, es lehrt unermüdliche Aufmerksamkeit, es lehrt sorgfältige Aufbewahrung der Ergebnisse. In jedem neueren Tagebuch schlägt mehr oder weniger eine dieser Urformen durch. Hebbels Tagebücher sind völlig die Beobachtungshefte eines Psychologen und Dichters; die der Goncourts stellen mehr eine Mischung von Chronik und Stammbuch vor, mit (oft genug unfreiwilligen) Einzeichnungen der Freunde und Nichtfreunde; die Tagebücher des berühmten Publizisten Gentz, des Organs von Metternich, verzeichnen wie ein Wirtschaftsbuch Tag für Tag, was er gearbeitet, wen er gesprochen — und wo er gegessen hat. Natürlich hat jede dieser Vorformen des Tagebuches selbst wieder ihre Entwicklung, die ausgedehnteste das Beobachtungsjournal; alle miteinander aber waren nötig, damit das moderne Tagebuch geboren werden konnte.

Wann ward es geboren? Als zu den objektiven Voraus-

setzungen, die die neue Zeitauffassung und die Gewöhnung an schriftliches Unterstützen des Gedächtnisses hergab, von neuem die subjektiven kamen, die das Altertum an seinem Ausgang schon einmal besessen hatte. Der Humanismus entdeckt, wie Jakob Burckhardt so herrlich gezeigt hat, die Persönlichkeit. Petrarca lehnt sich an Marc Aurel und lehnt sich an Augustinus an; aber die Art, wie er sich selbst zu ergründen sucht und wie er beichtet, was er gefunden, trägt einen völlig neuen Charakter. Er ist sich nicht, wie Marc Aurel, Typus des Philosophen; er ist sich nicht, wie Augustinus, Typus des zu Gott bekehrten Christen: er ist sich Petrarca, ein Individuum, ein Unikum. Gerade bei den Italienern erreicht, wie wieder Burckhardt zeigt, die Selbstbiographie zuerst solche Bedeutung: Dante, Benvenuto Cellini, Cardano schreiben wirklich die Geschichte ihres Lebens, wie sie aus Charakter und Erlebnissen entstand, und der subjektive Teil dieser Verwicklungen ist ihnen so wichtig wie der objektive.

Äußere Neuerungen kamen dieser Richtung auf das Studium des eigenen Selbst zu Hilfe: das juristische Verhör, wie es mit Ausbildung eines gelehrten Richterstandes sich zu eigener Technik erhob und dann leider in der geistlichen Inquisition seine erste Probe bestand; die Beichte, wie erst die Bettelorden und später die Jesuiten sie zu ungeahnter Bedeutung, Schärfe und Feinheit ausbildeten; die Urkundensammlungen der Fürsten, Städte und Klöster, die sich zu einer regelmäßigen Einrichtung entwickelten. Nun entstehen schon eigentliche Tagebücher mit literarischen Ambitionen, aber immer doch noch an allgemeine, staatliche Angelegenheiten gewandt. Das Konstanzer und das Tridentiner Konzil erhalten ihre über jeden Tag referierenden Berichterstatter; in Venedig, dieser modernen Enklave des Mittelalters, verzeichnet Marin Sanuto von 1494—1533 tagtäglich, was vorgeht; und es wären noch viele zu nennen, so in Deutschland vornehme Herren, wie Lynar, der Italiener, der sich in Deutschland einlebt; in Rom Burchard, der so bedenklich naive Zeremonienmeister des Papstes Alexander VI. Dürers Reisetagebuch ist dagegen noch ganz altmodisch gehalten. Das Tagebuch ist da; aber es ist immer noch nicht das moderne Tagebuch.

Charakteristisch ist nun, daß dies, als es endlich wirklich auf die Bühne tritt, immer noch einer Verkleidung nötig hat. Die Briefe, die Mme. de Sévigné (seit 1670) an ihre Tochter richtet, bilden schon ein wirkliches Tagebuch durch die Häufigkeit der Niederschriften, durch die Verbindung von Nachrichten aus dem äußeren Leben mit persönlichen Stimmungsbildern, vor allem durch ihren intimen, individuellen Charakter; und die Briefe, die Jonathan Swift (1710—1713) an seine Stella schrieb, tragen diesen Stempel in noch ausgeprägterem Maße. Eine zwischen Hypochondrie und Ironie schwankende Selbstbeobachtung beherrscht sie bereits, und daneben bilden Porträts aus dem Umgang ihren Hauptschmuck. Aber beide Autoren geben eben ihr Tagebuch noch in Briefform; sie bedürfen eines bestimmten Adressaten, dessen Interesse an ihren Angelegenheiten so ausführliche Mitteilungen des Schreibenden über sich selbst gleichsam entschuldigen soll. Genau so ist das große Vorbild eines literarisch-kritischen Tagebuches (in der Art desjenigen Grillparzers, oder teilweise desjenigen der Goncourts) noch in Briefform gehalten: die berühmte „Correspondance littéraire“ der Grimm und Diderot (1753—1790). Daß der Brief dem Tagebuch vorhergeht, scheint fast ein Naturgesetz; es wiederholt sich dieselbe Erscheinung, als die subjektiven Selbstberichte in den Roman eindringen: auch da gehen die Briefe bei Richardson (1740 f.), bei Rousseau („Julie“ 1759), bei Goethe („Werther“ 1774) den Tagebüchern (zuerst so in den „Wahlverwandtschaften“ 1809) voran. So alt auch die Vorstellung ist, daß zwei Seelen in jeder Menschenbrust wohnen — es dauert noch eine Weile, eh sie sich gegenseitig als berechtigte Korrespondenten anerkennen. Und was ist ein modernes Tagebuch anders als ein beständiger Briefwechsel mit sich selbst? Das, was wir uns jetzt als typisches Tagebuch vorstellen, entsteht daher erst in dem Augenblick, in dem die immer stärker sich selbst betonende Persönlichkeit daran verzweifelt, außerhalb einen Korrespondenten zu finden, der sie ganz versteht. Das moderne Tagebuch ist ein Zeugnis und soll ein Zeugnis sein für die „Einsamkeit“ des originellen Individuums. Eine Persönlichkeit sucht vergeblich nach einem Gegenüber, das ihr die Rätsel des Lebens lösen

hilft, das ihre Antworten prüft; sie findet kein solches Gegenüber und fühlt sich so in das laute Selbstgespräch des Tagebuchs gedrängt.

Es werden sicher zu jener Epoche, als von England her eine neue „Entdeckung der Persönlichkeit" die Runde durch Europa machte, an verschiedenen Stellen gleichzeitig die so lang vorbereiteten Früchte gereift sein. Ich selbst möchte, ohne die Existenz früherer englischer oder französischer Analoga bestreiten zu wollen, Herders berühmtes Reisetagebuch (von 1769) für das erste halten, das alle Kennzeichen eines „echten Tagebuchs" trägt. Das Wichtigste ist die Vielseitigkeit, ja die Allseitigkeit, mit der Herder sich selbst studiert. Schon längst hatte der Pietismus die tägliche Selbstergründung zur Pflicht gemacht und in Gellerts, besonders aber in Albrecht von Hallers Tagebüchern liegen klassische Beispiele solcher frommen Krankenjournale vor: der große Physiolog dreht hier gleichsam die Instrumente seines Observatoriums nach innen und verfolgt mit gespanntester Aufmerksamkeit jeden schwarzen Fleck am Horizont seiner Seele. Aber all seine Psychologie gilt doch nur seinen gläubigen Zuständen oder dem, was damit aufs engste zusammenhängt. Aber Herder ist ein Mensch, der sich ganz kennen will. Alles nimmt er zu Hilfe, um über sich klar zu werden. Jugenderinnerungen und Zukunftspläne, Vergleichung mit andern und fremde Urteile; er analysiert seine Empfindungen beim ersten Anblick einer Stadt, er setzt sich mit jedem Autor auseinander der ihm in die Hände fällt. Aber das ist nicht genug: er sucht auch ferner zu ergründen, wieviel von seinem Wesen typisch dem Volk und der Zeit angehöre und was als eigentliche Persönlichkeit, als individuellster Besitz übrig bleibe. Da haben wir endlich, was sich längst ankündigte: das Tagebuch als Werkzeug, um die eigene Individualität herauszuarbeiten.

Nun ist es zu beachten: Herders Tagebuch entstand auf der Reise, unter Umständen, die die geistige Einsamkeit des originellen Menschen noch steigerten; denn der unbehilfliche deutsche Theolog sah sich fast plötzlich unter wildfremde, sogar seiner Sprache unkundige Menschen verschlagen. Wie mußte das seine Aufmerksamkeit auf alles, was ihn von andern unter-

schied, steigern! „Die größte Bemühung der Menschen," sagt Albrecht von Haller in seinen Tagebüchern, „ist die Kenntnis seiner selbst, und diese sind wir großenteils den Reisenden schuldig." Eben deshalb ist in jener Epoche der Originalgenies und des erwachenden Selbststudiums das Schreiben und Lesen von Reiseberichten fast zu einer epidemischen Krankheit geworden; eben deshalb ist Sternes „Empfindsame Reise" (1768) das charakteristische Lieblingsbuch jener Zeit. Dann aber darf man ein zweites nicht übersehen: weder Hallers noch Herders Tagebuch war zur Veröffentlichung bestimmt. Sie sind erst aus dem Nachlaß gedruckt worden. Nicht nur fehlte denen, die sie schrieben, der Gedanke an eine Mitwelt oder Nachwelt, die ihre geheimsten Betrachtungen durchstöbern könnte: es mangelte ihnen sogar noch die bloße Vorstellung der Möglichkeit eines solchen Einbruchs in ihre Geheimnisse.

Aber 1773 ließ Lavater ein „Geheimes Tagebuch von einem Beobachter seiner selbst" erscheinen. Es erregte großen Anstoß; man bezweifelte, daß wirklich das wahre und echte Tagebuch in Druck gegeben sei, und wenn man es glaubte, so tadelte man wieder dies Vorgehen als ein Zeichen von Anmaßung und Überhebung. Und wer würde die Eitelkeit des „Propheten" von Zürich in der Veröffentlichung verkennen? Mindestens für das schüchterne, ängstliche, mehr als zurückhaltende Deutschland war ein nicht geringes Maß von Selbstzufriedenheit nötig, damit solcher Schritt gewagt würde; Nachahmung konnte er dann auch bei den Bescheideneren finden. Übrigens ist Lavaters Tagebuch noch ganz das alte Beichtbuch pietistischer Art und für den embryonischen Zustand des literarischen Tagebuches ist die starke Einmischung von Briefen und Brieffragmenten kennzeichnend. Endlich: die Veröffentlichung gab sich selbst als Auswahl, und somit wurde dem Interesse der Leser immer noch ein Teil des geheimen Tagebuchs vorenthalten.

Ist Lavaters Tagebuch nur durch sein Erscheinen zu Lebzeiten des Autors und nur für Deutschland eine Neuerung, so tritt bei seinem größeren Gegner Lichtenberg eine neue Form auf: das Tagebuch als Schatzkammer, als Archiv persönlicher Erlebnisse und Gedanken. Es versteht sich von selbst, daß

der Göttinger Satiriker nicht das Geheimnis erfunden hat, interessante Einzelheiten in die Schreibtafel einzutragen. Solche Vorarbeiten für literarische Leistungen hat jede Zeit gekannt; und immer ist es auch vorgekommen, daß geistreiche Leute (oder die sich dafür hielten) bei der Vorarbeit stehen blieben. Aber Pascal und La Rochefoucauld strebten doch immer zu einer bestimmten, fertigen, endgültigen Form hin — Lichtenberg nicht immer. Und als nun die höchst geistreichen und höchst vielseitigen Einfälle und Beobachtungen dieses glänzenden Psychologen, wieder erst nach seinem Tode, veröffentlicht wurden, da geschah etwas, das mindestens für Deutschland unerhört war: statt vollendeter Bücher, Kapitel, Sätze, trat ein Wald von Skizzen, Anregungen, halbfertigen Meinungen ans Licht. Die aphoristische Form war längst bekannt, schon aus den Denkmalen des Altertums her, und sie war bei den großen Franzosen zu klassischer Höhe gebracht worden; aber auch ein Aphorismus ist doch etwas Fertiges, ein Essay in nuce, eine zur Quintessenz ausgepreßte Gedankenreihe. Hier aber lagen neben meisterhaft geprägten Sätzen Satzstückchen, angefangene Gedanken, unentwickelte Meinungen; und, wenigstens in Deutschland, zum erstenmal, ward anerkannt, daß das Unfertige literarischen Wert haben kann — das Unfertige als solches, nicht als Bruchstück eines vom Leser zu ergänzenden fertigen Werkes, wie die Fragmente berühmter Dichter es sind.

Worin lag nun aber die Bedeutung der Notizbücher Lichtenbergs? Darin, daß trotz aller scheinbaren Zerfahrenheit und Zersplitterung die Einheit nicht fehlte. Überall trat ein eigenartiger, durchaus origineller Geist hervor, der alles in eigentümlicher Weise anfaßte; und so erwuchs aus diesen Splittern und Fragmenten das deutliche Bild einer Individualität. Man sah die Gestalt sogar noch deutlicher als in abgerundeten Werken; denn jede Kunstform hat ihre Konvention, ihre inneren Gesetze, die von der Originalität des Künstlers Zugeständnisse verlangen — hier, wo die Kunstform fehlt, durfte die Eigenart sich ganz frei geben. Und damit ist denn der Grund des starken modernen Interesses am Tagebuch ausgesprochen. Die alten Tagebücher interessieren uns um der Einzelheiten willen. Was Pepys oder Dangeau von den Höfen

Karls II. oder Ludwigs XV. erzählen, was Boswell aus Johnsons Munde notiert, oder gar Luthers Tischgenossen von den Tafelgesprächen des Reformators, das fesselt uns wohl auch um der naiven Form des Vortrags willen, vor allem aber doch weil schätzbares Material für Kultur- und Literaturgeschichte aufgezeichnet wird. Ist der Berichterstatter selbst eine merkwürdige Persönlichkeit, ein Saint-Simon etwa, und wie dieser zugleich ein Meister des Stils, so tritt das Interesse an Kunst und Künstler zu dem am Inhalt hinzu, aber auch hier bleibt die Hauptsache, was erzählt wird. Würden dagegen die unvergleichlichen Essays des unschätzbaren Montaigne in Tagebuchform gehalten sein, statt die vom Altertum überlieferte Gestalt von Abhandlungen über einzelne Themata innezuhalten, so würden sie sich allerdings ganz gleichartig neben die Aufzeichnungen Lichtenbergs, Hebbels, der Goncourt, der Marie Baschkirtseff stellen. Denn auch in den Essays von Montaigne ist die unermüdlich ringende, an sich und der Welt die Welt und sich studierende, strebende Persönlichkeit der Mittelpunkt unseres Interesses und über unserem Anteil an der Art, wie erzählt wird, geht unsere Aufmerksamkeit auf den einzelnen Gegenstand fast verloren. Das Tagebuch ist das Selbstporträt eines noch in der Entwicklung begriffenen Geistes. Es führt uns deshalb eben auch das vor, was uns Modernen so ungeheuer wichtig ist, wie entfernt keiner früheren Epoche: die Entwicklung selbst, die stetigen Metamorphosen der Meinung, die beständige Änderung im Verhältnis zu Punkten und Dingen, und bei all dem die Bewahrung eines festen individuellen Kerns.

Bei solcher Freude am eigenen Wesen und am Studium des eigenen Wesens konnte es denn nicht ausbleiben, daß das Tagebuch in seiner modernen Form bald zu einer selbstverständlichen Einrichtung ward. Schon Lessings Freund Leisewitz wollte einen Menschen, der kein Tagebuch führt, nicht als wirklichen Menschen gelten lassen; und unter den Schriftstellern wenigstens hätte sein Axiom sich nahezu anwenden lassen. Goethe führt mit größter Gewissenhaftigkeit die lückenlose Ausfüllung des Kalenders durch, den er im Anfang und wohl mehr in den letzten Jahrzehnten zwar fast nur mit geschäftsmäßigen Notizen füllt (wie Schiller den seinen), der aber

während der Jahre seiner ernstesten Selbsterziehung, in der ersten weimarischen Zeit, ihm zu einem wichtigen Mittel der Selbstprüfung wird: da fragt der Zögling Herders und der Pietisten mit Strenge sich selbst seine Fehler, seine Ausnützung der Zeit, seine Fortschritte und Versäumnisse ab und sucht sogar die Perioden seiner inneren Wandlungen zu ergründen. Goethe machte auch Freunden und Untergebenen die Führung von Tagebüchern zur Pflicht und freute sich über einen österreichischen Fürsten Khevenhüller, der vom zehnten Jahr ab ununterbrochen dabei beharrte. Wilhelm v. Humboldt reist mit dem Tagebuch und trägt mit wissenschaftlicher Sorgfalt vorgenommene Ausmessungen und Nachzeichnungen von J. H. Voß' und Klopstocks Individualität ein. Varnhagen von Ense und Friedrich von Gentz machen das Tagebuch zu einem regelmäßigen Teil ihrer Tagesarbeit und sind sorgfältig bedacht, nicht nur zahllose Notizen, Anekdoten, Urteile, sondern vor allem auch ein Abbild ihrer geistigen Gesamtorganisation der Nachwelt zu überliefern; während die Frauen ihrer Kreise, wie Rahel Varnhagen, Bettina v. Arnim, Charlotte Stieglitz immer noch die ältere Form des täglichen oder fast täglichen Briefschreibens bevorzugen. Das Tagebuch wird eine literarische Gattung, nicht bloß in seiner Verarbeitung zum Reisebericht, wie in Forsters „Ansichten vom Niederrhein" (1791) und Goethes „Italienischer Reise", sondern auch in poetischer Nachbildung wie in Tiecks „Poetischem Journal" (1800) und noch genauer in dem „Poetischen Tagebuch" Ernst Schulzes (1813—17), dem dann, viel später, als Nachklang Friedrich Rückerts gleichnamige Gedichtsammlung (1850 bis 1864) folgte. Nach dem wirklichen Tagebuch bildete sich das fingierte und ward seit Goethes „Wahlverwandtschaften" eine fast unentbehrliche Beigabe jedes größeren deutschen Romans (ich nenne nur Auerbachs „Auf der Höhe" und Heyses „Merlin"), so daß schon 1839 Immermann in seinem „Münchhausen" den Mißbrauch dieser bequemen Form verspottete — ohne Erfolg; sogar die hochmodernen Goncourts haben in „Charles Demailly" Bruchstücke eines Tagebuchs eingefügt, das den Helden charakterisieren soll. Und dem wirklichen poetischen Tagebuch folgte ebenso wiederum das fingierte, die Durch-

reinung des ganzen Jahres nach vorher festgestelltem Plan: so dichtete Annette von Droste seit 1819, so verfaßte (1827) Keble in seinem „Christian Year", bald darauf (1834) Leopold Schefer in seinem lange Zeit populären „Laienbrevier" ein Erbauungsbuch, das den Leser für jeden Tag ein Gedicht oder einen Spruch vorrätig finden ließ. Die speziell auf Erbauung gerichtete Tendenz dieser Bücher hat ihren guten historischen Grund: schon seit 1731 gab die „Brüdergemeinde" zu Herrenhut ihre „Losungen" aus, dünne Heftchen, die jedem Tag einen Bibelspruch mitgaben — Heftchen, die der Fürst Bismarck jedes Jahr empfing und benutzte und die der alte Kaiser Wilhelm hoch in Ehren hielt. Wiederum auf diese Jahres- und Tageshefte der frommen Herrenhuter haben gewiß weltliche Dinge eingewirkt; wie aus unregelmäßig erscheinenden „offenen Briefen" und „fliegenden Blättern" die regelmäßigen Zeitungen wurden, so lernten auch die Pietisten jedem Tag sein besonderes gedrucktes Wort zuzuerteilen; wie denn überhaupt die Zeitungen auf die Anerkennung des Tages als Einheit unserer Zeitmessung (was sonst die Woche war) großen Einfluß geübt haben.

Bei solchem Überfluß an Tagebüchern und verwandten Erscheinungen konnte die Opposition nicht ausbleiben. Lange hatte gerade der pädagogische Wert des Tagebuches für selbstverständlich gegolten. Wenn eine so ganz auf Regelmäßigkeit, ja Pedanterie angelegte Natur wie der Graf Platen sich selbst ermahnte: „Fahre fort, wie bisher ein Tagebuch zu führen! Der Nutzen ist mannigfach und auch das Vergnügen," so befremdet das wenig; aber auch eine so leidenschaftliche, exzentrische Persönlichkeit wie Lord Byron eröffnet (1813) sein Journal mit dem Bedauern, daß er nicht schon längst eins geführt habe. Während des hatte Goethe längst begonnen, gegen das „Erkenne dich selbst" ein entschiedenes Mißtrauen zu äußern; als Mittel zum Zweck wollte er die Selbsterkenntnis gelten lassen, wie er selbst in jenen ersten Weimarer Jahren sich auf seine Tauglichkeit zum alten und neuen Beruf geprüft hatte — aber sie sollte nicht Selbstzweck werden. Das ward sie aber nur zu leicht bei den bequemeren Geistern. Schon Lichtenberg gestand, die Entdeckung eines eigenen Fehlers habe ihm oft

mehr Vergnügen als Bedauern bereitet: soviel mehr, setzt er hinzu, galt mir der Professor als der Mensch. Je mehr nun die Originalität im Preise stieg, desto glücklicher war der, der recht viel Eigentümlichkeiten an sich entdecken und verzeichnen konnte; und jede Seltsamkeit, jede Unart sogar ward eifrigst kultiviert. Das Tagebuch, das ernsten Naturen wie Goethe, Hebbel, Otto Ludwig zum Erzieher ward, diente bei schwächlicheren nur zur Selbstverweichlichung. „Für diese Art Menschen," schrieb (1829) der österreichische Theolog, Pädagog und Ästhetiker Michael Enk von der Burg, „ist ihr Tagebuch ein eigentlicher Sündenbock, mittels dessen sie sich jeden Abend mit ihren Schwächen, Fehlern und Torheiten auf bequeme Weise abfinden; ein weiches Kissen der Selbsttäuschung, in welche sie sich jeden Abend ohne viel Mühe aufs neue hineinschreiben, um im Schlafe keine bösen Träume zu haben." Wer das berühmte und in literarischer Hinsicht am höchsten stehende moderne Tagebuch betrachtet, wird diese Bedenken nicht leicht zurückweisen. Gewiß wünscht niemand Amiels wunderbares **Journal intime** (1849 f.) ungeschrieben; aber kann jemand diese Sätze voll einschneidender Vivisektion an der eigenen Seele lesen, ohne auf die Dauer mit dem unheilbaren Arzt-Patienten die Geduld zu verlieren? ohne schließlich dem geistreichen Selbstbeobachter zuzurufen: warum beschreibst du immer nur deine Schwächen, statt sie zu bekämpfen? Zuweilen macht dies behagliche Wühlen in den eigenen Wunden fast einen abschreckenden Eindruck; man möchte den Philosophen von Genf mit seiner Tatenscheu und Grübelluft dann fast einem Krüppel vergleichen, der lieber auf seinen lahmen Arm betteln geht, als daß er sich einem guten Arzt zur Heilung anvertraut.

Aber nicht nur in moralischer Hinsicht — selbst in literarischer ist das Tagebuch ein sehr bedenkliches Erziehungsmittel. Schon Lichtenberg wäre vielleicht zur Ausführung manches größeren Plans gelangt, er hätte den satirischen Roman, den er beabsichtigte, geschrieben und der deutschen Literatur damit wahrscheinlich ein Meisterwerk geschenkt, das (trotz Vischers „Auch Einer") ihr immer noch fehlt — wenn nicht das Behagen am Sammeln von geistreichen Einzelheiten, die Freude an der Schatzkammer seine Seele beim Ausmünzen und Verarbeiten ge-

hemmt hätte. Und Otto Ludwig, einer unserer besten Erzähler, ein hervorragender Dramatiker, ein ausgezeichneter Ästhetiker — er ist geradezu zum Opfer des Tagebuchs geworden. Die Unzahl von kritischen und ästhetischen Beobachtungen, Revisionen, Zusammenstellungen überschüttete seine Produktion wie ein dicht und unaufhörlich niederbrausendes Schneegestöber; er verirrte sich selbst im Labyrinth seiner Aufzeichnungen, schuf Ordnung, legte neue Gänge an und brachte so wohl ganze Berge von Shakespeare-Studien zustande, die wir ihm höchlich danken, — für ihn selbst aber wäre Probieren soviel segensreicher gewesen als dies Studieren! Oder aber — lag nicht vielleicht in seiner Neigung, sich diesen Vorarbeiten hinzugeben, eine Scheu vor selbständigerem Schaffen, eine Angst, der Amiels verwandt?

„Oft ist der Drang, die inneren Erlebnisse aufzuzeichnen, eine fein versteckte Feigheit, wenn er nicht, wie bei dem großen Tagebüchler Hebbel, aus der dunklen Ahnung hervorgeht, daß ‚alle unsere Zustände nur vorübergehend sind und einen schwer bestimmbaren Wert besitzen'." So bemerkt zutreffend der Essayist W. Weigand, der auch richtig in dem modernen Tagebuch den Ersatz für „den geschwätzigen Briefverkehr des 18. Jahrhunderts sowie die Sucht der Selbstporträtierung" erkannt hat.

Aber daß das Tagebuch die Tatkraft des Menschen und die Produktion des Schriftstellers lähmt, indem es seine beste Zeit stiehlt, indem es die Dinge von zu viel Seiten zeigt, indem es aus frisch zugreifenden Naturen Hamlets erzeugt, das ist noch nicht einmal seine bedenklichste Seite. Schlimmer ist die Gefahr, die es der Aufrichtigkeit des Schreibenden bringt. Noch Goethe dachte nicht daran, daß seine Kalendernotizen gedruckt werden könnten; aber Varnhagen von Ense schrieb jede Zeile mit einem Blick auf ihre dereinstige Wirkung. Und, seitdem grenzenlose Massen von vertraulichen Aufzeichnungen veröffentlicht sind, kann kein halbwegs berühmter Schriftsteller es mehr wagen, wirkliche Geheimnisse, Intimitäten, die unter wenigen bleiben sollen, seinem Tagebuch anzuvertrauen. Schutzmaßregeln aller Art haben sich der philologischen und kulturhistorischen Teilnahme, vor allem aber leider dem praktischen Interesse der Hinterbliebenen gegenüber kraftlos gezeigt: ver-

geblich versteckte man die Papiere oder befahl ihre Verbrennung — was bekanntlich schon Vergil umsonst betreffs seines größten Werkes angeordnet haben soll. Naturen, die das Sakrileg unzart zupackender Veröffentlichungen scheuen, flüchten sich wieder ganz in den Briefwechsel: so hat bei Joubert, bei Doudan, bei Flaubert, bei Berthold Auerbach eine regelmäßige Korrespondenz mit Vertrauten, wie in der Zeit der Madame de Sévigné und Swifts, das Tagebuch ersetzen müssen, während bei Hebbel die Briefe nur gleichsam Einlagen in das Tagebuch bilden. Sind doch im Grunde all seine Werke nur Kommentare zu seinem Tagebuch! Auch die Form des Briefwechsels schützt hier nicht vor posthumer Enthüllung; aber mindestens steht zwischen dem Autor, den es drängt, seine geheimsten Zweifel und Antworten mitzuteilen, und der großen Menge ein Vertrauensmann mitten inne, und das Geheimnis wird nicht ohne jeden Übergang vom stillen Schubfach in den Lärm der Masse geschleudert.

Das aber ist heut das Schicksal, das jedem Tagebuch eines interessanten Menschen droht — und längst haben diese angefangen, mit der Tatsache zu rechnen. Grillparzer war in seinem Herzen verbittert und grämlich; gleichzeitig aber saßen die liebenswürdig-höflichen Umgangsformen des Alt-Österreichers zu fest in ihm, als daß er einer ihn verstimmenden Umgebung seine Geringschätzung hätte offen bezeigen können. Da half das Tagebuch aus: er empfing den Besucher freundlich lächelnd, und war er zur Tür heraus, so flog ihm ein rasch ins Tagebuch geworfenes Epigramm nach. Verlaine hat es mit seinen „Invektiven" nicht anders gehalten, und kaum Goethe mit den seinigen. Die Goncourts haben diese Technik der nachträglichen schriftlichen Bestrafung zum System ausgebildet. Eine Äußerung, harmlos inter pocula getan, wird protokolliert, und die Antwort, die dem Berichterstatter nicht gleich einfiel, oder auch (seltener) die, die er wirklich gab, wird nun als ewige Höllenstrafe angehängt. Ein Zeitungsartikel, der sie verdrießt, wird beiseite gelegt, um später mit hämischen Randbemerkungen ins Journal eingelegt zu werden. Der Angreifer ist dann wehrlos: wer wird sich die Zeit nehmen, den aus dem Zusammenhang gerissenen Satz nach Jahren wieder in

seinen Zusammenhang einzurücken? — und die momentane Stimmung kann gegen die sorgfältig vorbereitete Widerlegung nicht aufkommen. Waren die Goncourts ganz loyal in ihrem Verhalten gegen Männer, deren Ruhm ihnen störend war? oder haben sie nicht allzu sorgfältig jede kleine Blöße, die sich Renan gab, aufgemalt, ohne seinen großen Seiten gerecht zu werden? Vor allem aber: haben sie sich selbst ganz ehrlich gegeben? Recht oft spürt man doch, daß dem Schreibenden der zukünftige Leser über die Achsel blickt; es wird arrangiert, es wird verhüllt, es wird vor allem mit großer Geschicklichkeit beleuchtet. Das ist nur zu natürlich. Wer ein künstlerisches Gewissen hat — und dies hatten die Brüder im höchsten Maße — der wird die Anforderungen der Kunst nie ganz vergessen können. Das Geständnis, das naiv sein sollte, erhält etwas von der Zubereitung eines Geständnisses im Roman; die Anekdote, die ganz historisch berichtet werden sollte, wird dramatisch zugespitzt. Bei den Goncourts kommt nun die beständige Sorge um Nachwelt und Nachruhm als Korrektor hinzu. Wo Edmond de Goncourt auch steht oder sitzt, er ist immer überzeugt, daß vier Jahrtausende — künftige, nicht vergangene, — auf ihn sehen; vier Jahrtausende erwartet man aber nicht im Schlafrock.

Dennoch wird das Tagebuch der Goncourt ein unschätzbares Denkmal bleiben und sicher ihre Romane, vielleicht auch ihre anderen Werke, überleben. An Reichtum des Inhalts kann kein zweites sich ihm vergleichen. Man bedenke nur diese unvergleichlich günstigen Bedingungen: zwei geistreiche Kenner, nach ihrer ganzen Art und mehr noch nach ihrer ganzen Absicht zu Beobachtern und Sammlern geschaffen, in der Mitte eines so glänzenden Kreises von Dichtern, Gelehrten, Staatsmännern, Künstlern, Originalen aller Art, wie er schlechterdings nur in Paris möglich ist und wie auch Paris ihn höchstens e i n mal vorher gesehen hatte, in der Zeit des von den Brüdern so hoch verehrten Diderot. Die paar geistreichen Leute, mit denen Lichtenberg, Hebbel, Amiel gelegentlich zusammentrafen, konnten es mit diesem festen Kreis der Renan, Taine, Flaubert, Turgenjew, Berthelot, Sainte-Beuve nicht entfernt aufnehmen; Goethe aber drückte durch seine Überlegenheit zu sehr auf seine Umgebung, um in ihr selbständigen Geist aufkommen zu lassen.

Was geschieht nun alles in diesem Paris des Kaiserreichs und der Republik! Regierungen werden gestürzt, und eine neue Kunst wird begründet; große Kriege gehen vorüber, und große Menschen sterben; literarische und gesellschaftliche Moden wechseln, Kunstwerke von Japan und Sittenbilder aus der Provinz werden nach Paris geschleppt: Alles verfolgen und verzeichnen die immer wachen Sinne dieser einzig dastehenden Sammler! Es ist kein Zufall, daß die französische Sprache für „Tagebuch" und „Zeitung" nur ein Wort hat: wie der Journalist in Frankreich seine Artikel mit seinem Namen unterzeichnet und dadurch persönlicher wird als in andern Ländern, so nimmt umgekehrt der Tagebuch-Schreiber auf das Publikum unvermeidliche Rücksicht. Hatte Emile de Girardin versprochen, in seiner Zeitung jeden Tag einen neuen Gedanken zu bringen, so steht auch das Tagebuch der Goncourt dieser nervösen Unruhe nicht fern, die immerfort Neues haben will, und hat dadurch mit der ruhigen Beschaulichkeit älterer Tagebücher kaum noch Ähnlichkeit. Aber gerade das wirkt so ungeheuer modern: dieser stete Fluß, dieses fortwährende Werden, diese Entwicklung einer dabei immer geschlossen bleibenden Persönlichkeit, dies ewige Streben und Lernen.

In dieser Hinsicht kann neben das Tagebuch der Brüder Goncourt sich nur dasjenige Friedrich Hebbels stellen. Es enthält unendlich weniger kulturhistorisches Material; es ist fast arm an geistreichen Aussprüchen anderer; die Porträts, die es enthält, sind hastig und einseitig hingeworfen. Aber der Eindruck des großartigen Suchens ist hier noch gewaltiger. Ein Geist durchdringt mächtig diese Bände, dem jede Erkenntnis nur Stufe einer höheren Erkenntnis, jede Formulierung nur Vorbereitung einer besseren Form ist. Ganz und gar seiner Aufgabe hingegeben, sieht er in allen Dingen, die dem Durchschnittsmenschen Genuß oder Vorteil verschaffen, immer nur Mittel zum Lernen, zum Verständnis der Welt und seiner Kunst. Alles befragt er, die Mücke und die Alpenkette; alles interessiert ihn — aber immer nur unter seinem einen Gesichtspunkt. Von der Eitelkeit der Goncourts entfernt, will er immer nur die Sache; daß aber diese nur vor ihm richtig vertreten sei, ist ihm selbstverständliche Wahrheit. Er greift und gräbt nach neuem

psychologischen Material; er formt mit nervöser Hand Sentenzen, die auf uralte Fragen Antwort geben sollen; er wird sich selbst zum Werkzeug und erschöpft und vernichtet sich in grenzenlosem Suchen.

Neben diese drei großen Meisterwerke: das Tagebuch Amiels, das der Goncourts (dem jenes wohl als verschwiegenes Vorbild diente) und das Hebbels hat man das Journal der Marie Bashkirtseff stellen wollen. Mit Unrecht, glaube ich; denn unverkennbar zeigt dies die Dekadenz des Tagebuches. Wie sich die Verfasserin vor dem Spiegel der Nachwelt drapiert und zurechtsetzt, wie sie mit dem Leser kokettiert, wie sie die Aufrichtigkeit in den unbedingten Dienst der Eitelkeit stellt — das zeigt die unheilvolle Wirkung der vielen Veröffentlichungen von Geheimbüchern in gar zu deutlicher Weise; und was sie an eigenem Geist hinzuzutun hat, das ist nicht reich genug, um zu entschädigen. Weder Amiels Tiefe der Psychologie und Schönheit der Form, noch der Goncourts Vielseitigkeit und Geist, noch Hebbels leidenschaftlicher Ernst und unbedingte Ehrlichkeit ist hier zu finden. Und wir fürchten, sie werden auch in zukünftigen Tagebüchern nicht zu finden sein. Die Drucklegungen, die Kritiken, die Beeinflussungen der früheren Meisterwerke haben in den neueren Schreibern die Unbefangenheit zerstört; auch große Persönlichkeiten werden klein vor dem Tagebuch, das als Kammerdiener ihre Erscheinung vor der Nachwelt zurechtsetzen soll. Ein psychologisch gerichtetes Journal würde jetzt statt Amiels Tiefe zu erreichen, wieder in die Selbstquälerei Hallers oder die Koketterie Lavaters verfallen; eine Tatsachen-Chronik würde, statt den Reichtum der Goncourts zu erlangen, eine moderne Auflage der Chroniken von Froissart und Comines, Pepys und Dangeau werden; ein literarisches Studienbuch würde statt der Einheitlichkeit Lichtenbergs und Hebbels die Zerfahrenheit der fingierten Roman-Tagebücher aufweisen. Nur dann wäre ein großes modernes Tagebuch zu erhoffen, wenn es von England käme oder von Amerika, weil hier der Fluch des lastenden Vorbildes fehlt. Tagebücher gibt es natürlich auch in englischer Sprache in Menge, auch interessante. Aber sie bleiben fast alle in der Haltung des alten psychischen Beichtbuches, so das lesenswerte des Rev. MacLeod; oder in der des

politischen Protokollbuches, wie die bekannten Greville-Memoirs — einer nirgends fehlenden Gattung, die in Deutschland z. B. gleichzeitig Leopold v. Gerlach und Theodor v. Bernhardi vertreten. Aber ich kenne kein englisch geschriebenes Tagebuch in großem Stil. In der Entwicklungsgeschichte des Tagebuchs steht England heut noch da, wo Deutschland 1840 stand: im Zeitalter der parodistischen Reaktion gegen das allgemeine Tagebuchführen. Mark Twain verspottet (in „The Innocents abroad") die bloße Idee des Tagebuches, und eine so prächtige Parodie wie „A bad boy's Diary" läßt auch nicht gerade auf Hochschätzung dieser Gattung schließen. Aber ein Buch wie Whistlers, des berühmten Malers, „Gentle Art of making Enemies" zeigt schon eine große Annäherung an den modernen Typus; um ihn zu erreichen, ist diese Skizzensammlung freilich noch zu sehr Pamphlet.

Indes ist es nicht unbescheiden, noch mehr erwarten zu wollen? Ein reicher Schatz an Belehrung, Anregung, Stärkung zum Leben ist aus dem modernen Tagebuch geflossen! Vielleicht haben immer nur die Leser geerntet, was der Schreiber gesäet hat; vielleicht hat jeder, der ein Tagebuch schrieb, ein Opfer gebracht und selbst keinen Lohn davon getragen. So danken wir dafür den Toten. Wir freuen uns, daß wir die Zeit erleben durften, in der eine Vorbereitung von Jahrtausenden die Wunderblüte des modernen Tagebuches zur Reife brachte; und wir glauben, daß dieser Gewinn wohl einige Martyrien wert war!

Die Grenzen des Irrtums.

Vor nun schon acht Jahren ist ein Werk erschienen, das durch Anfänge des systematischen Denkens mit solcher Klarheit durchleuchtet, wie sie über diese schwierigen Fragen wohl überhaupt noch niemals ausgegossen worden ist. Wäre es in Frankreich oder England herausgekommen — wieviel Lobpreisungen hätten wir schon gehört, wie rasch wäre die deutsche Übersetzung vergriffen! Aber in Deutschland fehlt leider immer noch eine geschlossene geistige Aristokratie, die es für ihre Pflicht hält, sich mit dem Besten bekannt zu machen; fehlt eine maßgebende kritische Autorität, die mit Nachdruck und Erfolg epochemachende Werke von guter Durchschnittsware unterscheiden lehrt.

Theodor Gomperz, der Autor des Buches „Griechische Denker", von dem 1896 der erste Band erschien, brachte für seine Aufgabe unschätzbare Vorzüge mit. Der Wiener Professor ist zugleich ein klassischer Philolog der strengsten Schulung und ein mit allen modernen Philosophien innigst vertrauter Denker. Er hat sich in hervorragender Weise an der ebenso schwierigen als aufregend interessanten Arbeit beteiligt, den halbverkohlten Pergamentrollen von Herkulanum die geheimnisvollen Reste der antiken Philosophie nachklassischer Zeit abzugewinnen. Aber derselbe Mann lebt gleichzeitig in den Anschauungsformen der Bahnbrecher moderner Weltauffassung, insbesondere Auguste Comtes und Herbert Spencers, ohne ihnen gegenüber je die Selbständigkeit des eigenen Urteils aufzugeben. In dieser Vereinigung hat er schlechterdings nicht seinesgleichen, wenn auch der ausgezeichnete Berliner Philolog Hermann Diels dicht neben ihm einen Platz finden mag. Und auf dieser eigen-

artigen Verbindung beruht nun vor allem auch der merkwürdige Zauber seines Buches. Weil er antike und moderne Denkweise gleich sicher beherrscht, vermag er die Keime des Neuesten schon im Ältesten aufzufinden. Die Aussprüche und Aufzeichnungen der alten Philosophen sind ihm Palimpseste, unter deren krauser Oberfläche sein geübtes Auge einfachste und ebendeshalb dauernde Charaktere herausbuchstabiert. Was uns bisher fremdartig und wunderlich anmutete, erscheint uns plötzlich wunderbar vertraut. Bei den ersten Pfadfindern durch den Urwald der Weltprobleme, den jonischen Naturphilosophen, zeigt Gomperz durch die mythologische Verkleidung hindurch Ahnungen, ja fast Formulierungen des Gesetzes von der Erhaltung der Kraft, der Lehre von den beständigen Schwingungen des Äthers, der Hypothese von einem, nur durch Lagerung und Zahl zu verschiedenen Elementen umgebildeten Urstoff. Vereinzelt sind dergleichen Zusammenstellungen natürlich längst gemacht worden; neu ist die Energie, mit der Gomperz alle antiken Philosophien im Lichte modernster Erkenntnis ausdeutet. Wo wir bisher in seltsamer Mischung dunkle Willkür und Ansätze reiferer Forschung zu hören glaubten, da scheint plötzlich nur noch die Ausdrucksweise, kaum noch der Inhalt von moderner Art entfernt. Es ist, als fänden wir in dem Nachlaß eines verehrten greisen Familienhauptes, dessen Gegensatz zu unserm Denken wir mit scheuer Ehrfurcht respektierten, plötzlich ein Büchlein mit Versen, die unser innerstes Fühlen mit rührender Treue abspiegeln.

Von dem gründlichst geschulten Gelehrten wenden wir uns zu einem geistreichen Dilettanten. Julius Hart, der hervorragendste kritische Vorkämpfer der neueren Richtung in der Literatur, hat vor wenigen Jahren ein seltsames, vielfach anregendes und noch öfter zum Widerspruch reizendes Buch veröffentlicht, das den etwas zu lauten Titel „Der Neue Gott" trägt. Hart ist mit ganzer Seele modern; er ist kein Philolog, kein Historiker, und eine übermäßige Verehrung älterer Weltauffassungen liegt ihm fast unheimlich fern. Und dennoch begegnen wir auch hier bei dem vielbelesenen und gedankenreichen Vertreter unzünftiger Philosophie die gleiche Neigung, im Neuen das Älteste zu sehen. Die Lehre, daß alles von in Entwicklung begriffenen Seelen erfüllt sei, die er selbst in weitgehender Fortbildung der Darwin-

schen Anschauung vertritt, erscheint ihm selbst vorgedeutet in dem primitiven Animismus der Naturvölker; und wiederum die Philosophie Nietzsches, die er mit heftiger Einseitigkeit bekämpft, ist ihm mit rohen Urformen religiöser Metaphysik verwandt.

Ist es nicht seltsam, daß eine gerade auf ihre Originalität so stolze Zeit in so grundverschiedenen Repräsentanten zu der gleichen Auffassung gelangt? Ist es nicht noch seltsamer, daß man sich kaum je bemüht hat, für diese scheinbar so geringe Entwicklungsfähigkeit des menschlichen Denkens Gründe aufzusuchen?

Was Gomperz und Hart, jeder in seiner Art, systematisch auszuführen suchen, das ist in allgemeinerer Form ja unzählige Mal schon ausgesprochen, niemals schärfer als in Goethes oft zitierten Versen:

> Man kann nichts Kluges, kann nichts Dummes denken,
> Was nicht die Vorwelt schon gedacht.

Und eben Goethe, selbst überall ein Vorläufer, hat auch schon in seinem schönen Aufsatz „Meteore des literarischen Himmels" eine ganze Anzahl hierher gehöriger Probleme zusammenfassend behandelt: die Fragen des Plagiats, der unwillkürlichen Wiederholung, des Vergessenwerdens schon entdeckter Wahrheiten. Kein Gelehrter, welchem Fach immer er angehöre, kann sich mit der Geschichte seiner Wissenschaft beschäftigen, ohne wiederholt durch derartige Tatsachen in Staunen gesetzt zu werden. Um nur ein Beispiel aus meinem eigenen Bezirk anzuführen: die für die ganze Auffassung der Sprache ungemein wichtige Wahrheit, daß der Satz älter ist als das Wort, ist erst seit wenigen Jahren zu allgemeiner Anerkennung gelangt, trotzdem sie Heinrich Leo, der bekannte Historiker und Politiker, mit dem Blick des geistreichen Dilettanten schon vor zwei Menschenaltern klar und sicher formuliert hat.

Die Tatsachen sind also da, daran ist nicht zu zweifeln, aber wie sind sie zu erklären?

Gewöhnlich antwortet man einfach mit dem Hinweis auf die Genialität der „Vorläufer". Wie mir scheint, heißt das ein Wunder mit einem andern Wunder erklären. Kein Einsichtiger wird die Tragweite genialer Denkkraft unterschätzen oder gar leugnen. Aber notwendigerweise hat auch die

Genialität ihre Grenzen in zeitlicher und lokaler Bedingtheit. Es gehört noch immer Genialität genug dazu, wenn ein Lavoisier, auf die stetige wissenschaftliche Arbeit von Jahrhunderten gestützt, seine Lehre von den Aggregatzuständen ausspricht; wenn Anaximenes von Milet im 6. Jahrhundert v. Chr. dieselbe Theorie auch nur ahnungsweise aus den wüsten Anfängen einer Bearbeitung des ungeheuren Tatsachenmaterials hätte gewinnen können, so würde dies in der Tat ein Maß von Genialität erweisen, das menschliche Vorstellungskraft weit überschreiten würde.

Gomperz selbst, indem er die Urzeiten der europäischen Metaphysik mit seinem wunderbar hellen Blicke durchwandert, kommt immer wieder (wie schon viele andere vor ihm) dazu, in den Vermutungen der alten Denker eine gewisse Notwendigkeit der Folge darzulegen. Handelt es sich um die Frage, woraus die Welt entstanden sei, so sind im Grunde für eine Zeit, die nur erst mit ganz allgemeinen Zahlen rechnet, nur zwei Möglichkeiten der ersten Antwort gegeben: man kann e i n e n Urstoff annehmen oder unendlich viele. Welche von diesen beiden Hypothesen der ratende Grübler des Altertums auch wählen mochte — immer befindet er sich in einer gewissen Übereinstimmung mit sehr viel späteren, sehr viel besser fundierten Theorien. Fünfzig Prozent Wahrscheinlichkeit sprechen von vornherein dafür, daß er sich für den einen Urstoff entscheidet; rechnet man noch mit der natürlichen Neigung des Metaphysikers, zu vereinfachen, so dürfte die Wahrscheinlichkeit, daß der Würfel gerade auf diese Seite fällt, sich erheblich steigern. Wer nun diesen glücklichen Wurf tut, der hat eine Auffassung geahnt, der sich langsam und zögernd die Chemie der Gegenwart zu nähern beginnt!

Die zweite Frage ist alsdann: Wie sieht dieser eine Urstoff aus? Für den Philosophen des jonischen Altertums bot sich, wie gerade auch Gomperz glänzend gezeigt hat, kein Ausweg natürlicher dar, als die Gleichsetzung dieses Urstoffes mit einem der Elemente, in die die volkstümliche Anschauung fast überall die Substanzen zerlegt. Mochte er nun aber das Wasser wählen oder das Feuer oder die Luft — in keinem Fall konnte er es vermeiden, bis zu einem gewissen Grad der Prophet der heutigen Anschauung von diesem hypothetischen Urstoff zu sein. Allen drei Lösungen jenes Rätsels

hat Gomperz scharfsinnig und beredt Verwandtschaft mit der heute herrschenden Lehre vom Weltenäther nachzurühmen vermocht. Der Luft mag dieser am nächsten vergleichbar sein, aber mit dem Wasser teilt er die Wellenbewegung, und ein Verbrennungsprozeß ist nach Helmholtz' Ausspruch alles Leben. Es war also jenen Naturphilosophen fast unmöglich, nicht geniale Vorläufer zu sein, sobald sie überhaupt einmal sich zu dem freilich großartigen Entschluß durchrangen, selbständig eine Antwort auf jene Fragen zu entwerfen. Nicht anders steht es etwa mit der ebenso leicht auf kindliche Zaubervorstellungen wie auf tiefsinnige Spekulationen zurückzuführenden pythagoräischen Lehre von der Macht der Zahl. Aber auch wenn die Meister altgriechischer Denkübung sich an die volkstümlichen Auffassungen anlehnen, trafen sie mit modernsten Erkenntnissen (oder was uns heute dafür gilt) unvermeidlich zusammen. Als der Rationalismus des vorigen Jahrhunderts sich hochmütig über die naiven Vorstellungen der primitiven Mythologien lustig zu machen liebte, mag wohl kaum ein Punkt bei ihnen ein lauteres Gelächter hervorgerufen haben, als der weitverbreitete Mythus vom Weltei. Auch bei den Orphikern kehrt er wieder; und was hindert, in ihm heutzutage eine Vorahnung des berühmten psychologischen Lehrsatzes „omne vivum ex ovo" zu sehen? Warum soll man nicht gar in jenen Erzählungen von der Zweiteilung des Ureis eine Vorwegnahme der Erkenntnis von der Fortpflanzung der niedersten Lebewesen durch Zellenteilung vermuten? Ginge das weit über die Kühnheit hinaus, mit der Gomperz ausspricht, bei Empedokles (im 5. Jahrhundert v. Chr.) ständen wir mit einem Male mitten in moderner Chemie? Denn auch die Stofflehre des Agrigentiners ist doch ganz wesentlich von der roh volkstümlichen, auch den alten Germanen geläufigen Annahme der vier Elemente bestimmt.

Der scharfsinnige Geschichtsschreiber der griechischen Urphilosophie verschließt sich selbst keineswegs der Überzeugung, wie nah bei solchen sich selbst überfliegenden Versuchen, vor der Zeit das Schwerste zu erfassen, Wahrheit und Irrtum ineinander übergreifen. Geistreich spricht er bei der Darstellung der inneren Widersprüche in Herodots Weltanschauung von den „gesegneten Halbheiten", die der Instinkt ergreift, um von der Unkenntnis

das sichere Wissen vorzubereiten. Und ein andermal sagt er selbst: „So war es diesmal wie so oft die vergleichsweise Begrenztheit ihres Wissens, die es den Weisen des Altertums verstattet hat, große, fruchtbare und in ihrem Kern wahre Gedanken unbeirrt von den sie verdunkelnden oder einschränkenden Einzelerkenntnissen festzuhalten, zu Ende zu denken und zu grandiosen, die Phantasie mächtig ergreifenden Bildern auszuprägen."

Oft hat man auf die Entwicklung, wie der Menschheit überhaupt, so auch des menschlichen Wissens das Bild der Spirale angewandt. Um eine feste Achse bewegen sich die schwankenden Lehren so der Blüte-, wie der Verfallszeit. Mehr und mehr verengt sich die Spirale, und wir leben in der Hoffnung, daß sie zuletzt die Achse selbst umschließen werde. Aber in diesem Gleichnis und in der Vorstellung, aus der es hervorgewachsen ist, liegt die Idee begründet, daß auch die irrtümlichsten Meinungen sich von jener festen Achse nur bis auf einen bestimmten Abstand hin entfernen können. Es ist möglich, daß unserem Wissen Grenzen gesetzt sind, und daß wir die reine Wahrheit niemals erschauen werden; aber es ist mindestens ebenso wahrscheinlich, daß auch unser Irrtum Schranken findet, und daß es der menschlichen Verstandestätigkeit gar nicht möglich ist, sich völlig von der Wirklichkeit zu verlieren. Nicht nur sind fast überall, wo wir Erklärungen suchen, Erklärungen überhaupt nur in beschränktem Maße denkbar, so daß für das Ergreifen der richtigen Deutung stets eine nicht zu geringe Wahrscheinlichkeit vorhanden ist — sie hängen tatsächlich auch fast allemal so eng zusammen, daß ein energisches Eingehen auf die eine Erklärungsweise, die selbst vielleicht falsch ist, beinahe notwendig der richtigeren zugute kommt. Vor allem aber, wir pflegen den Spielraum der wissenschaftlichen Phantasie so stark zu überschätzen wie den der künstlerischen. Wo die Gestaltungskraft des Künstlers am ungebundensten zu walten scheint, bleibt sie immer an die Erinnerung gefesselt. Wo die Spekulation des Denkers am kühnsten auszufliegen scheint, kann sie sich einem gewissen Erdenrest von Erfahrung — glücklicherweise! — nicht entziehen. Unfreie Kreaturen, die wir sind, bleiben wir nicht nur, wenn wir uns der Wahrheit nähern, an den Irrtum gekettet, sondern wir müssen auch in den Irrtum die Wahrheit herübernehmen. Irren ist menschlich, sagt ein weiser Spruch, und nichts,

was menschlich ist, ist unbegrenzt. Und deshalb sehen wir unter denen, die der Wahrheit nahe kamen, so ungleiche Gesellen: unklare Träumer neben scharfsinnigen Forschern, Männer der blinden Verallgemeinerung neben Meistern des Rechnens und Wägens, ja selbst halbtolle Schwärmer neben genialen Denkkünstlern. Die Regel ist es sogar, daß die tastende Hand eher die Tür öffnet als die zielbewußte; nur muß dann freilich Parzival von der Gralburg in die Irre schreiten, weil er wohl den richtigen Weg fand, aber nicht die richtige Frage. Kein Amerika ist gleich von einem Kolumbus entdeckt worden; erst finden rohe Seefahrer, denen jede Ahnung eines Weltbildes abgeht, aus dem eisbedeckten Norden die Spur. Gewiß, sie sind Vorgänger des Entdeckers, aber ihre Tat ist keine Vorwegnahme der Entdeckung. Sie fanden den neuen Weltteil nicht weil sie ihn suchten (was ja nicht einmal auf Kolumbus selbst völlig zutrifft), sondern weil die Flut sie von ihrer Bahn abtrieb. Ihre Entdeckung ist nur das Denkmal ihrer Unerfahrenheit in den Regeln höherer Schiffahrtskunst.

Wir mögen uns anstellen, wie wir wollen, wir können der Wahrheit nie ganz entgehen, soviel Mühe wir uns auch geben mögen. Alle Wege führen nach Rom. Der eine geht von Tivoli in einem kleinen Tagemarsch bis an die Hauptstadt der Welt, der andere marschiert in entgegengesetzter Richtung und muß die Reise um die Welt machen. Aber wenn er konsequent seinen Weg verfolgt, kommt er schließlich auch nach Rom.

Es gibt nur *eine* Art, wie wir die Wahrheit absolut verfehlen können, aber freilich ist es die einfachste und vielleicht die häufigste Art, zu irren. Es ist die einfache Negation des Richtigen. Die direkte Bestreitung des tatsächlich Vorhandenen ist die einzige Form des Irrtums, die keinen Keim der Wahrheit in sich trägt. Jemand behauptet: Wenn ich ein Stück Eisen an einer Schnur hängend befestige und die Schnur durchschneide, bleibt das Eisen in der Luft schweben. Dies ist wirklich ein unbedingter Irrtum: in keiner Weise enthält die Behauptung einen Teil der Wahrheit oder eine Hilfe zu deren Erkenntnis. Anderseits aber — wie nah ist gerade eine derartige grundfalsche Behauptung der Wahrheit selbst schon durch die Form ihrer Aussage benachbart! Der kontradiktorische Widerspruch bietet ja einfach das negative Gegenbild zu dem positiven Ausspruch. Die Beobach-

tung, die Vermutung, die aus bedenklichen Folgerungen gezogen wird, ja die bloße Opposition eines Gegners braucht hier nur ein Glied aus der falschen Lehre zu entfernen, um die richtige zu gewinnen. Hierauf wohl bezieht sich der an sich nicht unbedenkliche Ausspruch, ich glaube Bacons, die Wahrheit werde leichter aus dem Irrtum als aus der Verwirrung gewonnen. Wo es sich aber um wissenschaftliche Bahnen handelt, da ist „die Verwirrung" häufiger als „der Irrtum"; da sind Sätze, in denen Wahres und Falsches nebeneinander liegt, ungleich häufiger anzutreffen als solche, die eine reine Negation des Tatbestandes enthalten.

Ja, die Gebundenheit des Irrtums reicht noch viel weiter. Man könnte meinen, bei wissenschaftlichen Untersuchungen leiste die Methode selbst eine gewisse Bürgschaft dafür, daß sich der Pfad nicht ganz ins Wesenlose verliere. Diese Meinung läßt sich bestreiten. Wie jede andere Tradition erreicht auch die wissenschaftliche Methode in unfreien Händen leicht einen Zustand gefährlicher Erstarrung, indem sie mehr irreleitet als richtig führt. Und ferner ist eben damit, daß jemand wissenschaftliche Probleme in Angriff nimmt, noch nicht im geringsten eine Gewähr dafür gegeben, daß er es auch in wissenschaftlicher Weise tut. Trotzdem wollen wir zugeben, daß die Bedingungen für den Wahrheitsgehalt des Irrtums auf diesem Gebiet verhältnismäßig günstig liegen. Aber wir werfen uns in das äußerste Ferngebiet. Wer kann von der Erkenntnis der Wahrheit durch größere Hindernisse getrennt sein, als der *Wahnsinnige*? Wir legen kein Gewicht darauf, daß die Scheu unzivilisierter Völker gerade in ihm gern das Werkzeug göttlicher Verkündung sieht, daß auch unser Sprichwort Kinder und Narren die Wahrheit sagen läßt, daß Goethe selbst in seinem „Bakis" diesen Ausspruch einschränkend bestätigt hat. Wohl aber erstaunt man, wenn man die irren Reden und wahnwitzigen Vorstellungen der Geisteskranken näher betrachtet, über die außerordentliche Einförmigkeit dieser Mißgeburten menschlichen Denkens. So eng ist der Spielraum des Irrtums begrenzt, daß dem kranken Gehirn immer und überall wieder die gleichen Wahngebilde sich aufdrängen. Und diese Wahngebilde selbst—wie wenig Ehre machen sie der Kraft menschlicher Phantasie in ihrem entfesseltsten Zustande! Wünsche und Befürchtungen, die jedes Menschen Seele durchziehen, werden ins

Ungemessene vergrößert. Wie sonst der Bürger mit der Vorstellung spielt: ja, wenn ich König wäre — so träumt sich der arme Narr zum Kaiser und Weltgebieter und Weltenschöpfer. Der reiche Mann verhungert aus Furcht vor dem Verarmen; aber da er noch vollkommen vernünftig war, wird ihn auch schon hin und wieder die Vorstellung von der Möglichkeit plötzlichen Glückswechsels drohend gepackt haben. Die märchenhaftesten Wahnideen lassen sich irgendwie auf das berühmte Körnchen Wahrheit reduzieren. Wenn der Irrsinnige sich für ein gläsernes Gefäß hält — wie wenig entfernt er sich von gewissen metaphorischen Ausdrücken für die Zerbrechlichkeit des menschlichen Leibes, wie sie tiefsinnige Sprüche predigen.

Nicht anders steht es mit dem Traum. Jens Peter Jacobsen hat mit vollem Recht hervorgehoben, wie gleichförmig die Träume der Menschen sind.

Eine ungeregelte Vermischung und eine unbegrenzte Vergrößerung von Einzeltatsachen charakterisiert die Traumphantasie wie die Vorstellungssphäre des Irrenhauses. Wir stürzen von einem unendlich hohen Turme — aber das Fallen selbst kennen wir aus Erfahrung. Wir treten splitternackt in eine elegant gekleidete Gesellschaft — aber die Entdeckung irgendeines noch so kleinen Toilettendefekts hat jeden von uns schon einmal gepeinigt. Und auch hier müssen wir an die Tatsache wenigstens erinnern, wie allgemein der Glaube an die vorbedeutende Kraft der Träume verbreitet ist. Weil unser Geist selbst im Traum sich von dem Zwang der Realität nicht völlig loszulösen vermag, erzeugt er eben häufig auch Bilderreihen, die dann in der Wirklichkeit auftreten. So scheint dann die Wirklichkeit den Traum abzuspielen, nicht der Traum die Wirklichkeit.

Und die erstaunlichsten Naivitäten unserer Kinder! Das ungeübte Denkvermögen des Kindes bewegt sich unsicher und schwankend doch schon auf den Bahnen, die allem menschlichen Denken vorgezeichnet sind. Das Kind greift nach dem Mond; aber auch heute noch, und gerade heute wieder, träumt der Menschengeist von der Überwindung aller menschlichen Entfernung. Vielleicht wird wirklich dereinst das „Kraftschiff" auf dem Monde landen, und wenn sein kühner Leiter, den toten Planeten betretend, aus dem Schiff zu Boden fällt und wie Wilhelm der Eroberer aus-

ruft: „Ich halte dich, mein Land" — dann hat das Kind, das nach dem Monde griff, diese Großtat menschlichen Geistes vorgeahnt.

Mehr noch! Das ist vielleicht das Erstaunlichste: der menschliche Intellekt vermag selbst dann die gewohnten Bahnen nicht völlig zu verlassen, wenn er es mit Bewußtsein anstrebt.

Zu allen Zeiten hat es gerade Geister von besonderer Kraft und Klarheit gelockt, selbstherrlich in spielender Ironie sich über den Käfig der Logik zu phantastisch-unsinnigem Flug zu erheben. „Leidenschaftlichen Halbunsinn" sang der junge Goethe auf einsamen Spazierwegen vor sich hin, und in gesuchten Unmöglichkeiten erging sich der weltverachtende Übermut der Romantiker. Gerade weil die Deutschen die gründlichste der Nationen sind und den Pedanten zu sehr, den geistigen Hazardspieler allzuwenig lieben, gerade deshalb ist bei uns der „höhere Blödsinn" zu einer mit Sorgfalt und Beifall kultivierten Literaturgattung geworden. Wir tragen Methode auch in die Tollheit. Solchen auserlesenen Unsinn, wie ihn etwa das Kommerslied von Bierlala bringt, oder gar Sammlungen, wie die köstlichen „Musenklänge aus Deutschlands Leierkasten", würde in andern Ländern kaum ein Buchdrucker zu setzen wagen. Uns belustigt es, den vielgedrillten Verstand ausruhen zu lassen; in behaglicher Überlegenheit blickt er dem Spiel des Jongleurs zu, der den Kopf zwischen den Beinen hervorstreckt.

Nun, selbst hier bleibt die Macht der Schulung in Ansehen! Selbst der Jongleur verrät noch den Unteroffizier, bei dem er marschieren gelernt hat. Selbst im „höheren Blödsinn" läßt die Möglichkeit vernunftgemäßer Deutung sich nicht ganz beseitigen!

Es sei mir erlaubt, ein etwas keckes Experiment hier zu wiederholen, das ich schon vor Jahren sozusagen infolge einer Wette mit mir selbst angestellt habe. Ich nahm aus der besten Sammlung „höheren Blödsinns" das tollste Gedicht und beschloß, (wie das ähnlich einmal Jean Paul im Scherz getan hat), es einmal ganz ernsthaft zu betrachten, als enthielte es Ernst und geheime Weisheit. Ich nehme nur zwei Strophen daraus, die verrücktesten, und schreibe sie getreulich ab:

Drum winde Kranz und winde Kränze,
Die Lerche brütet ja im Lenze,

Und in der Dichtung hauſt der Schein,
Weil alles in dem alten Gleiſe,
Die ernſte und die heitere Weiſe
Ins weite Daſein muß hinein.

Auch Genuſſe ſind verächtlich,
Der Vollgenuß nur iſt beträchtlich,
Gefühl und Saite ſind Metall;
Praxiteles war öfters Maler,
Aus Formen werden Idealer
Und in dem Lichte wohnt der Schall.

(Muſenklänge aus Deutſchlands Leierkaſten, 14. Aufl., S. 55—56.)

Man wird mir zugeſtehen, daß ich mir die Aufgabe nicht leicht gemacht habe! Ich behaupte alſo: ſelbſt dieſem vollkommenen, bewußt gehäuften Unſinn läßt ſich wohl Sinn abgewinnen, wie aus den unverdaulichſten Subſtanzen Nährmittel bereitet werden können. Ich bin alſo im Auslegen friſch und munter und interpretiere die Strophen ſo:

„Fahre fort, aus einzelnen Szenen ein Geſamtwerk zu formen (das Gedicht iſt „an einen Schauſpieler" gerichtet) und aus dieſen ganze Typenreihen zu bilden. Immer Neues zu ſchaffen, iſt dir ja ſo natürlich, wie dem Singvogel ſein regelmäßiges Brüten. Nicht die Wirklichkeit willſt du realiſtiſch geben — ſchönen Schein ſtrebſt du an. Das tut ja auch die Dichtung: nach uralter Art drängt ſich jede ernſte oder heitere Vorſtellung unſeres Innern vor, um in der breiten Fülle der Produktionen auch ihrerſeits Verwirklichung zu finden. Das Höchſte erreicht ja doch ſelbſt ein Genius nicht; klein ſcheint er ſelbſt an dem letzten Ziel gemeſſen. Was Wert hat, iſt ſchließlich doch nur der volle Genuß der eigenen Perſönlichkeit. Ihr wird alles zum Rohſtoff: dem Künſtler wird das Gefühl ſelbſt wie das Werkzeug ſeiner Kunſt zum bloßen Metall, aus dem er erſt die Kunſtwerke ſchafft. Nur in ſolchen Augenblicken iſt er ganz Künſtler; nur dann iſt Praxiteles Maler. Und die Formen, die ſo entſtanden ſind, der ſchöne Schein, der ſich ins Daſein hineingedrängt hat — ſie werden ſchließlich zu feſten Idealen. Nur auf die ſpezifiſche Sinnesenergie der Aufnehmenden kommt es ja an, was ſie als Schein oder Wirklichkeit, als bloße Form oder ewiges Ideal auffaſſen wollen; die Wellen-

bewegung des Äthers, die wir mit den Augen als Licht wahrnehmen, wird dem Organ des Hörens zum Schall . . ."

Ich gebe den Scherz als solchen; ein anderer mag die geheimnisvollen Strophen wohl besser deuten. Aber ich behaupte im Ernst, daß zwischen dem leicht hingeworfenen Unsinn und seiner schwerfällig-pedantischen Deutung nicht mehr Abstand ist, als zwischen mancher Interpretation etruskischer oder runischer Inschriften und der Meinung, die deren Verfertiger dem Stein anvertrauten. Mit andern Worten: ich behaupte, daß selbst hier ein unwillkürlicher Drang die Phantasie so eng an Logik und Realität fesselt, daß mit einiger Gewaltsamkeit sich noch soviel Sinn herauslesen läßt, wie aus mancher höchst ernst gemeinten, von der Zeit verdunkelten Urkunde.

Wohl bleibt Goethes Ausspruch bestehen: ein vollkommener Widerspruch ist gleich geheimnisvoll für Weise wie für Toren. Sicherlich; aber eben deshalb ist der Widerspruch bei dem Toren auch nicht größer als bei dem Weisen. „Dunkel war's, der Mond schien helle, Schnee lag auf der grünen Flur, als ein Reiter blitzesschnelle langsam durch die Straßen fuhr." Vollkommener Unsinn! Gewiß! Aber die grübelnden Logiker aus Elea hätten ausführen können, das sei alles in Ordnung; denn was sich zu bewegen scheint, bewegt sich in Wahrheit nicht; er fahre so gut wie er reite — beides nämlich nur zum Schein; blitzesschnelle und langsam sei begrifflich nicht zu trennen, denn „welches Korn macht den Haufen?", wo wird aus wenig viel? aus langsam schnell? Der Spruch erläutere nur die Unbrauchbarkeit unserer geläufigsten Begriffe.

Ich habe eben jetzt eine größere Studie über „künstliche Sprachen" vollendet. Ich war erstaunt, zu sehen, in welchem Grade die Spracherfindung von der täglichen Übung abhängig bleibt. Swift läßt seine Pferdemenschen in phantastischen Lauten reden, Asmus Claudius erfindet sich für die Audienz beim Kaiser in Japan ein lustiges Schein-Japanisch — sieht man näher zu, so kommen sie doch von dem Muster der täglich gesprochenen Rede nicht ganz los!

Es ist in praktischen Fragen nicht viel anders. Um religiöse, politische, wissenschaftliche Streitpunkte sind wütende Schlachten geschlagen worden. Ist eine Zeit vergangen, so staunt man, wie nahe sich die standen, die durch Welten getrennt zu sein glaubten. Der bösartigste Ketzer und der verstockteste Orthodoxe sind durch

die Struktur des gemeinsam übernommenen Glaubens in enge Grenzen des Irrtums gebannt. Politische Gegensätze gar — wie oft sind es bloß chronologische oder persönliche Differenzen. A will schon heute, was B erst morgen will; C will X, D will Y für die gleiche Stelle. Praktische Meinungsverschiedenheiten von ungeheuerster Wichtigkeit; theoretische Turniere in so eng gezogenen Schranken!

Aber sprechen wir mit diesen Ausführungen nicht gegen uns selbst? Wenn ein so geringer Spielraum die wissenschaftlichen Meinungen trennt — werden wir dann nicht im Grunde auch mit Julius Hart und Theodor Gomperz und wen wir hier noch als Vertreter verwandter Meinungen anführten, einer Meinung sein?

Sicherlich, gerade gegen Männer, die wir so hoch stellen, polemisieren wir gern, weil wir uns der letzten, unvermeidlichen, unverrückbaren Übereinstimmung gewiß sind. Auch hier handelt es sich nur um Gradunterschiede. Vielleicht geht der gelehrte und geistreiche Deuter der alten Philosophenträume zu weit, wenn er bei Heraklit und Empedokles schon den „Kampf ums Dasein" im Sinne der Darwinschen Lehre vorfindet; aber er selbst wehrt sich dagegen, bei Anaxagoras „eine Vorwegnahme der Newtonschen Gravitationslehre" zu entdecken. Und wie fern liegt es mir, die ungeheueren Verdienste der Bahnbrecher verkleinern zu wollen, die vielleicht mit einer gewissen Notwendigkeit zu ihren „Ahnungen künftiger Wahrheiten" kamen, die aber doch durch die bloße Problemstellung schon ein Riesenwerk vollbrachten!

Nur solche Erkenntnis gibt den Mut, Männern vom ersten Rang kühnlich zu widersprechen. Wenn wir irren, so tragen wir die tröstliche Gewißheit, immer doch in Seh- und Rufweite bei dem schmalen Pfad zu bleiben, den die Finder der Wahrheit wandeln. Wenn uns selbst eine kleine Entdeckung gelingt, so vergessen wir nicht, wie brüderlich nah sie den Irrungen unserer Vorgänger verwandt ist. „Im Glück nicht stolz sein, noch im Unglück zagen." Und Duldsamkeit soll uns jene Erkenntnis auch lehren gegen die Gegner in großen praktischen Fragen. Bekämpfen müssen wir sie; das ist Recht und Pflicht zugleich. Verachten sollen wir sie nicht, deren Irrtümer von den unseren vielleicht nur spannenweit abliegen. Die Welt ist klein, unser Wissen ist Stückwerk, und selbst unser Irren ist beschränkt!

„Das Neunzehnte Jahrhundert in Deutschlands Entwicklung" vereinigt eine Anzahl hervorragender Männer der Wissenschaft, die aus Anlaß des Jahrhundertwechsels die letzten hundert Jahre deutscher Entwicklung auf den wichtigsten Kulturgebieten historisch-kritisch behandelt haben. Bisher sind folgende Einzelwerke im Verlage von **Georg Bondi** in Berlin erschienen:

Dr. **Theobald Ziegler**, ord. Professor a. d. Univ. Straßburg: Die geistigen und sozialen Strömungen des 19. Jahrhunderts.

Dr. **Cornelius Gurlitt**, ord. Professor a. d. Kgl. techn. Hochschule zu Dresden: Die deutsche Kunst des 19. Jahrhunderts.

Dr. **Richard M. Meyer**, Professor a. d. Univ. Berlin: Die deutsche Literatur des 19. Jahrhunderts.

Dr. **Georg Kaufmann**, ord. Professor a. d. Univ. Breslau: Politische Geschichte Deutschlands im 19. Jahrhundert.

Dr. **Siegmund Günther**, ord. Professor a. d. techn. Hochschule München: Geschichte der anorganischen Naturwissenschaften im 19. Jahrhundert.

Dr. **Franz Carl Müller** in München: Geschichte der organischen Naturwissenschaften im 19. Jahrhundert.

Dr. **Werner Sombart**, Professor a. d. Univ. Breslau: Die deutsche Volkswirtschaft im 19. Jahrhundert.

Die folgenden Bände der Sammlung sind **in Vorbereitung**:

Dr. **Heinrich Welti** in Berlin: Das musikalische Drama und die Musik des 19. Jahrhunderts in Deutschland.

Dr. **Paul Schlenther**, Direktor des K. K. Hofburgtheaters zu Wien: Das deutsche Theater im 19. Jahrhundert.

Colmar Freiherr v. d. Goltz, General d. Infanterie: Deutsche Kriegsgeschichte des 19. Jahrhunderts.

Ein jeder Band umfaßt etwa 800 Seiten groß Oktav, bildet ein abgeschlossenes Ganzes und ist unabhängig von den andern zum Ladenpreis von M. 10.— (broschiert) und M. 12.50 (Halbfranz gebunden) zu haben.

Herrosé & Ziemsen, Wittenberg.

202557

LG.H.
M6134g.

Author Meyer, Richard Moritz

Title Gestalten und Probleme.

DATE.	NAME OF BORROWER.
12.7.26	Steinhauer H., 63 Elm St.
Jan 19/29	Faid.

University of Toronto
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET

Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File"
Made by LIBRARY BUREAU